Herrn Ludwig Holbergs der Historie öffentlichen Lehrers, des ...

Ludvig Holberg, Georg August Detharding



Vorrede

des Verfassers.

Der Beyfall, welchen meine ver-
glichenen Geschichte verschie-
dener grosser Helden und an-
drer berühmten Männer, sowol in meinem Va-
terlande, als auch in andern Gegenden gefun-
den, hat mich aufgemuntert, nach eben dem-
selben Entwurfe auch dieses Werk auszufer-
tigen, welches die verglichenen Geschichte
verschiedener Heldinnen und andrer berühmten
Damen in sich fasst. Es wird in demselben
das bereits zu verschiedenenmalen von mir

gefällte Urtheil bestätiget, daß es einem Geschlechte so wenig als dem andern an guten und bösen, an klugen und thörichten Personen fehle. Zugleich gebe ich dadurch auch eine neue Probe von meiner Aufrichtigkeit, daß ich einem Geschlechte nicht mehr, als dem andern, schmeichele, sondern die Geschichte und Unternehmungen der Männer sowol als der Weiber, mit einer unparteyischen Feder beschreibe. Die Geschichte der in diesem Werke angeführten Damen, sind alle längstens bekannt, und ich habe also keine andre Mühe bey der Ausarbeitung dieser Historien anwenden dürfen, als daß ich aus den zuverläßigsten Skribenten die merkwürdigsten Umstände gesammlet, und in eine Verbindung gebracht. Die Einleitungen aber und die zuletzt hinzugefügten Vergleichungen, haben mir eine grössere Mühe verursachet, und dadurch erhält diese Arbeit einen Vorzug vor andern dergleichen Werken, indem ich darinn keinen gemeinen moralischen Satz, oder bereits tausendmal aufgewärmte Gedanken vorgetragen,

wo=

womit alle Buchläden gegenwärtig angefüllet sind. Ich folge auch in dieser Schrift der einmal von mir beliebten Art zu moralisiren, welche darinn bestehet, daß ich mich aller hitzigen Ausdrücke und anzüglichen Redensarten enthalte, und nur bloß von solchen Dingen rede, worinn, meiner Einsicht nach, andre Skribenten irren, die den Schein von dem Wesen selbst nicht unterscheiden. Ich habe dieses bereits sehr oft, und fast in allen meinen Schriften zu erkennen gegeben, und daher hat es mich nicht wenig befremdet, daß einige glauben können, als wenn ich an den Blättern Antheil hättte, die hieselbst vor kurzer Zeit wöchentlich ans Licht gestellet worden. Ich habe vielmehr über dergleichen Schriften stets gescherzt, und die Verfasser derselben als eine gewisse Art politischer Kanngiesser angesehen, welche die Welt in der Geschwindigkeit in eine andre Form umgiessen wollen. Die Blätter, von denen ich rede, führen den Titel: der Spectator, der Antispectator, der philosophische Spectator rc.

Was den ersten Spectator betrift: so haben einige, weil sie bemerkt, daß in diesen Blättern allenthalben meine Redensarten und Ausdrücke vorkommen, kein Bedenken getragen, mir diese Wochenschrift zuzueignen. Ich sage, daß solches von einigen bemerkt worden, weil dieselben das Werk vielleicht mit einem grössern Nachsinnen, mit einer reifern Ueberlegung, als ich selbst, durchgelesen. Denn ich habe nur einen Theil desselben flüchtig angesehen, und wahrgenommen, daß der Verfasser sich zwar einer geschmückten Schreibart, und verschiedener guten Bücher bedienet, aber auch zugleich einige Auftritte vorgestellt, welche man nicht ohne Bewunderung ansehen können. Solche bestehen darinn: Eine Person, welche sich den dänischen Mann der Wahrheit nennet, kündiget seinem Vaterlande durch ein öffentliches Patent den Krieg an, und gibt in seinen ersten Bogen zu erkennen, daß er die Laster dieser Reiche bestreiten, und die Untugenden seiner Brüder strafen wolle, wozu er sich berechtiget, und mit allen nöthigen Eigenschaften

ten

ken begabt zu seyn glaubt, weil er durch die Erfahrung die Welt kennen gelernt. Er sagt auch frey heraus, daß er bisweilen auf gewisse Personen ziehlen, und allein ihre Namen auslassen wolle. Ein jeder wunderte sich höchstens über dieses Manifest, welches mit einem so ungemeinen Vertrauen auf sich selbst, und mit einer so grossen Kühnheit abgefasst war, und niemand wuste, was man von einem so muthigen Skribenten eigentlich denken sollte. Man urtheilte aber gleich anders, da man sahe, daß die Laster, welche er seinem Vaterlande beylegte, in allen andern Ländern auch angetroffen werden, und eben so alt, als die Welt, sind. Man merkte also, daß man sich über solche Strafpredigten, welche bereits so oft wiederhohlet worden, und wovon man eine unzählige Menge in allen Sprachen findet, nicht sonderlich zu bewegen Ursache hätte. Gelehrte und kluge Leute sind ohnedem der vielen moralischen Blätter bereits sehr überdrüßig, womit seit einigen Jahren alle Buchläden überhäuft wor-

worden, und sehen die Moralisten nicht anders, als Handlanger der Buchhändler an, welche ihnen einige Nahrung erwerben müssen. Dieses scheint aber doch der Verfasser dieses Wochenblats nicht zu glauben, denn er gibt sich gewisser massen für einen solchen Mann aus, der hier im Lande das Eis in der Sittenlehre breche; er erdichtet, daß die Einwohner des Landes sich gegen ihn bewafnen, und beschwert sich in seinen ersten Blättern, daß er keine Besserung bey den Menschen wahrnehme; gerade, als wenn die Bekehrung der Welt nur eine Arbeit von einem Sonnabend bis zum andern wäre. Wenn endlich andere nach seinem Beyspiel auch die Feder in solchen Materien ansetzen wollen: so wird er darüber ungehalten, weil man ihn nicht allein will schreiben lassen. Dieses mußte nothwendig zu allerhand Urtheilen Gelegenheit geben, worüber der Verfasser sich heftig beklaget. Hievon aber ist keine Schrift befreyet, und ein jeder vernünftiger Schriftsteller suchet sich vielmehr darnach zu bessern,

als

als daß er andern Leuten ihre Freyheit im Urtheilen benehmen sollte. Was mich betrift: so habe ich mich sehr gehütet, mein Bedenken über diese Schrift zu geben. Ich habe bloß geurtheilet, daß einige zu viel, andere aber zu wenig davon gemacht. Alles was man von mir herauspressen können, hat darinn bestanden, daß ich gewünscht, daß der Verfasser nicht so hitzig, sondern mit einer grössern Sanftmuth geschrieben hätte, weil man mit einer geringeren Hitze eben dasselbe, und mit einer grösseren Wirkung sagen kann. Ich habe es gleich vom Anfange an vermuthet, es würde den Leuten anstößig scheinen, daß ein junger Student mit einer solchen Ernsthaftigkeit zu erkennen gab, er könne die anwachsenden Laster seiner Brüder nicht ferner ertragen, sondern sey gezwungen, sich gegen dieselben zu bewafnen. Dieses ist ein Auftritt, wovon ich kein Exempel zu geben weiß, insonderheit da dieser gute Wahrheitsmann die Einwohner der Stadt nicht kennet, deren Fehler er zu bestreiten sich für schuldig hält,

und die Laster, wogegen er am heftigsten eifert, als Wohllust, Fressen, Trunkenheit, Spielen, Pedanterey ꝛc. in alten Zeiten zehnmal mehr, als heutiges Tages, üblich gewesen. Dieses ließ sich endlich doch noch entschuldigen, weil ein gutes Lied nicht zu oft kann wiederhohlt werden, und daher ist es auch wahrscheinlich, daß, wenn der Verfasser seine Sätze nicht mit solcher Gewalt durchzutreiben gesucht hätte, man gelinder von seiner Schrift würde geurtheilet haben. Aus dem sonderbaren Vertrauen zu sich selbst, welches er in diesem Werke sehen ließ, schloß man, daß er auch der Urheber des darauf erfolgten politischen Zuschauers seyn müßte, worinn der Verfasser zu erkennen gibt, daß er auf eine unparteyische Art die Staatsfehler untersuchen, und nicht nur alles durch glaubwürdige Documente bestärken, sondern sich auch in die innersten Cabinetter der Könige und Fürsten begeben wolle, um zu sehen, was daselbst vorgenommen würde. Denn die Vorbereitung kömmt bey beyden Schriften überein, und

die

die Verheissungen sind gleich groß, welches dem sinnreichen Verfasser, der durch wöchentliche Blätter, unter dem Titel **der Fremde**, das Publicum eine Zeitlang vergnüget hat, Gelegenheit gegeben, darüber auf eine artige Art zu scherzen. Ich meines theils lasse beyde Schriften in ihrem Werth oder Unwerth beruhen, und zeige bloß, was zu den darüber gefällten Urtheilen Gelegenheit gegeben, und daß der Name eines berühmten Skribenten, welchen der Zuschauer sich selbst beylegt, demselben noch nicht von allen zugestanden worden.

Nach einigen Wochen trat ein andres Wochenblat ans Licht, dessen Verfasser sich den Antispectator nennt, welcher aber mit mehrerm Rechte den Titel eines poetischen Spectators führen sollte, indem in der ganzen Schrift nichts feindliches, als der Titel, befindlich ist. Denn, wenn die Partikel Anti ausgelassen wird: so ist kein Unterscheid unter beyden Schriften, ausser, daß die erste

aus

aus vier und die letzte aus zwey Blättern besteht, und daß die erste in ungebundener, die andere aber in gebundener Rede abgefaßt worden. Der Poet nennet zwar in seiner ersten Strophe den Wahrheitsmann insgemein einen Thoren, es scheint aber, daß er eben dasselbe scherzweise ausführen wollen, was der andere ernsthaft vorgetragen. Wenn man ihn ja für einen Feind des Spectators halten will: so ist er doch kein gefährlicher Feind. Denn er drohet zwar stets, aber er schlägt niemals zu. Diese beyden Schriften kamen eine lange Zeit stets miteinander heraus, aber die letzte hörte zuerst, wegen bekannter Ursachen, auf, die ich hier nicht anführen will.

Der dritte Skribent nannte sich den philosophischen Spectator. In seinen Blättern herrscht eine größere Kaltsinnigkeit, aber nicht so viel Geist als in den andern. Dieser ehrliche Mann hätte klüger gehandelt, wenn er zu Hause geblieben wäre, als daß er sich

durch

durch seine Schriften dem harten Urtheil junger und streitbarer Skribenten blos gestellt, welche er, obgleich nicht in dem Grad hätte vermuthen können, wie er solche erfahren muste, indem er niemanden reitzte, sondern vielmehr die andern gleichsam um Frieden bat.

Die vierte moralische Schrift, wovon ich nur einen Theil im Manuscript gesehen, führt den Titel, **Diogenes**. Dieselbe ist, so viel ich weiß, noch nicht gedruckt. Hierinn herrscht allein die Grobheit des Diogenes, aber nicht der Geist desselben. Man redete überdem von poetischen, juristischen, theologischen und andern Spectateurs, woran die Verfasser bereits arbeiten sollten, so daß die Leute endlich anfingen, zu besorgen, es würde in einem jeden Theil der Stadt ein Wahrheitsmann auftreten, ja man würde mit der Zeit so viele Spectatores des Tages, als Wächter des Nachts haben. Einige sind nachher gedruckt worden, welche mir aber

eben

eben so unbekannt sind, als einige Spectatricen, welche annoch in der Arbeit seyn sollen.

Ich meines Theils schrecke studierende Personen nicht von der Arbeit ab, sondern rathe vielmehr dieselben dazu an, und habe auch durch Austheilung gewisser Preise geschickte Köpfe zu nützlichen Beschäftigungen aufzumuntern gesucht. Weil aber die Moral so edel und nothwendig ist, so wünschte ich, daß solche mit der grösten Behutsamkeit und Anständigkeit möchte vorgetragen werden, und daß sich niemand damit bemengte, als dem es weder an Alter noch an Erfahrung mangelte. Wenn man einen Sittenlehrer abgeben will, so übernimt man ein Amt, wodurch man das menschliche Geschlecht in seinen Pflichten unterweiset, und demselben zugleich seine Fehler zeiget. Dazu wird Klugheit, Alter und Erfahrung erfordert, und daher ist dieses Amt weder eines jeden Werk noch einem jeden anständig. Es ward mir vor einiger Zeit eine Schrift von der Pflicht

der

der Regenten zum Nachsehen übergeben, welche von einer jungen Person entworfen, und einem alten und in der Regierungskunst höchsterfahrnen Regenten zugeeignet worden. Es waren in dieser Schrift verschiedene gute Gedanken befindlich, weil der Verfasser sich einiger guten Bücher bedient hatte, die von dieser Materie handeln. Ich stellte demselben aber für, daß es höchst unanständig sey, daß das Küchlein die Henne lehren, und eine junge Person, welche kaum die Kindheits-Jahre zurück gelegt, einem alten Könige Regierungsregeln vorschreiben wollte, und wirkte auch durch meine Erinnerungen so viel bey ihm aus, daß er das Werk liegen ließ. Ich wünschte, daß die moralischen Abhandlungen nicht als neue Zeitungen möchten angesehen werden, welche wöchentlich ans Licht treten. Man sieht, daß die gelehrtesten und vernünftigsten Männer bey gewissen Nationen zusammen getreten sind, um einige Stücke in der Moral abzuhandeln. Auf solche Art ist der englische Zuschauer, der hamburgische

Pa-

Patriot, nebst andern Schriften ausgearbeitet worden.

Wenn diese ehrlichen Männer meine Erinnerungen, die ich ihnen hier gegeben, übel aufnehmen, und denken wollen, daß ich sie dadurch vom Schreiben abzuhalten suche, so handeln sie unbillig; denn die Aufmunterungen, wodurch ich bereits geschickte Köpfe gereizet, sich hervorzuthun, und worinn ich auch noch ferner fortzufahren gedenke, können mich von einer solchen Beschuldigung völlig frey sprechen. Nichts würde mir lieber seyn, als wenn ich sehen könnte, daß jemand von meinen Landsleuten, etwas ausarbeitete, welches dem Publico angenehmer wäre, als meine Schriften. Ja ich habe öfters bezeugt, daß verschiedene Gedichte, welche vor einigen Jahren auf Veranlassung der von mir aufgesetzten Preise ausgearbeitet worden, so wohl gerathen, daß ich gewünscht, solche selbst entworfen zu haben. Weil ich aber hier im Lande zuerst angefangen, mora-

lische

lische Schriften in dänischer Sprache, und zwar auf verschiedene Art auszuarbeiten, so ist mir daran gelegen, daß diese Wissenschaft auch noch ferner mit aller möglichen Behutsamkeit und Klugheit vorgetragen werde. Blos in dieser Absicht erinnere ich solches, und glaube als ein alter Mann, welcher sich fast vierzig Jahre darinn geübt, dazu einigermassen berechtiget zu seyn.

Die Erinnerungen, welche ich bereits öfters gegeben, und hier nochmals wiederhohlen will, bestehen hauptsächlich darinn. Ein Skribent muß sich befleißigen, mehr einen sanftmüthigen Lehrer, als einen hitzigen Strafprediger abzugeben. Er muß die Wahrheit lieber mit Lachen und Anmuth, als mit Drohungen vortragen, und einem Weltweisen ähnlicher, als einem verdrießlichen Schulmeister seyn. Man kann eben denselben Endzweck durch ein sanftmüthiges und freundliches Wesen, und bisweilen noch besser als durch hitzige Ausdrücke erreichen.

Dieses habe ich jederzeit beobachtet, und daher sind meine Erinnerungen stets mit einer gewissen Anmuth verbunden gewesen, woran andre einen Gefallen getragen. Oefters habe ich auch, wenn ich meinen Mitbürgern ihre Fehler und Laster zeigen wollen, diese Vorstellung einem andern in den Mund gelegt. So lasse ich z. B. in dem Schauspiel, Jean de France einen alten verdrießlichen Mann, die Thorheit unsrer Jugend durchziehen, u. s. f. Wenn man dieses thut, so sagt man doch, was man will, ohne sich zu einem strengen Richter aufzuwerfen, wodurch man bey den alten verhaßt, und bey den jungen verächtlich wird. Ich billige zwar die zärtliche und geschmückte Art zu moralisiren nicht, welche man bey den heutigen französischen Skribenten wahrnimmt, da man nur die äusserliche Schale berührt, und einige kleine Fehler im Umgange, und verschiedene Frauenzimmer Schwachheiten bemerkt und tadelt. Ich billige aber auch eben so wenig die alte gothische Methode, die in gemeinen und groben Ausdrü-

drücken besteht, und nicht nur bey allen wohlgesitteten Völkern längstens abgeschaft worden, sondern auch dem Alter des Königs Dan gemässer, als unsern Zeiten ist. Ein Moralist muß hierinn die Mittelstrasse halten. Er muß kein Hauptlaster übergehen, aber er muß dasselbe mit Anständigkeit und Bescheidenheit berühren, und die Menschen davon abzurathen suchen. Die weitläuftigen Declamationes aber muß er denen überlassen, welche Meister in der Schulretorik oder in der Redekunst seyn wollen.

Die andre Haupterinnerung besteht darinn. Ein Skribent, welcher sich vornimt, die Fehler und Laster eines gewissen Volks aufzudecken und zu bestrafen, muß zuförderst einen guten Grund in der Selbsterkänntniß legen, und sich sodann die Eigenschaft des Volks bekannt machen, und untersuchen, was für Laster eigentlich unter demselben im Schwange gehen. Man kann sich zwar guter und fremder moralischen Bücher bedienen,

aber man muß wohl acht geben, in welchem Lande dieselben geschrieben worden. Denn wenn man dieses unterläßt, so kann man diesem Volke die Laster einer andern Nation beylegen, und die Verschwendung eines Spaniers, den Geitz eines Engländers, die Flüchtigkeit eines Holländers, und die Pedanterey eines Dänen bestrafen und durchziehen, ja wenn man hierinn nicht behutsam verfähret, so kann man eben denselben Fehler begehen, worinn jener Dorfpriester gerieth, der sich einer Postille bediente, die in einer grossen Stadt geschrieben worden, und seine Bauren wegen ihrer Pracht und Verschwendung, und wegen ihrer vergoldeten Karossen hart bestrafte.

Die dritte Haupterinnerung hält dieses in sich: Ein Skribent muß sich vor allen Dingen hüten, auf gewisse Personen zu zielen, damit eine erlaubte und nützliche moralische Schrift nicht in eine Schandschrift verwandelt werde. Dieses habe ich bey einer

jeden

jeden Gelegenheit und in allen meinen Schriften eingeschärft, und ich bezeuge aufs feyerlichste, daß ich solches niemals aus Vorsatz gethan, sondern lieber diesen oder jenen Einfall aufgeopfert habe. Ja es sind bisweilen auf meinen Befehl ganze Bogen umgesetzt worden, wenn ich gemuthmasset, daß man einige Stellen auf gewisse Personen ausdeuten möchte, wovon nur allein diejenigen ausgenommen gewesen, die mich mit Schriften zuerst angegriffen haben, welche Schwachheit ich aber doch auch, ob sie gleich mit der Nothwehr könnte entschuldiget werden, in meinen Schriften gestanden, und meine Leser gebeten, mir dieselben zu verzeihen. Es ist mir demnach viel daran gelegen, daß unsre dänischen und norwegischen Moralisten, sich in ihren Gränzen halten, damit man mich, der ich den Anfang mit solchen Arbeiten hier im Lande gemacht habe, nicht beschuldigen möge, daß ich zu unerlaubten Schriften Anlaß gegeben.

Viertens gebe ich auch noch unsern Skribenten diese wohlgemeinte Erinnerung, daß sie sich hüten mögen, nicht auf die Charlatanerie zu verfallen, von welchem Laster unsre Nation bis auf diese Zeiten ziemlicher massen befreyet geblieben. Hieher gehöret hauptsächlich der gründliche Brief, welcher vor kurzer Zeit de praeiudicio nimiae confidentiae ans Licht gestellt worden. Ich wünsche, daß dieser vernünftige Mann seine Feder öfterer ansetzen möge. Denn ob er gleich in verschiedenen Stücken nicht mit mir einerley Gedanken heget, so gebe ich ihm doch die Ehre, die ihm zukommt, und nehme gerne Erinnerungen an, weil ich meine Meinung jederzeit der Ausbesserung andrer geschickten Männer unterworfen habe. Aber das ist zu beklagen, daß diejenigen, welche am geschicktesten sind, das Publicum mit ihren Schriften zu zieren, das wenigste Vertrauen zu sich selbst hegen. Man kann von ihnen sagen, daß sie könnten, wenn sie wollten, so wie man von vielen andern sagen kann, daß sie wollen, weil sie nicht kön-

können. Jene haben Kräfte, aber keine Lust, diesen fehlt es nicht an der Lust, aber es mangelt ihnen an der gehörigen Stärke. Ich ziele auf keinen insonderheit, sondern sage blos, daß unsre Skribenten, welche sich vorher durch die Bescheidenheit von andern auf eine so vortheilhafte Art unterschieden, nunmehr mit vollen Schritten zur Charlatanerie eilen. Was wir ehedem fremden Völkern vorgeworfen, das wird uns nun von ihnen wieder vorgerückt. Gegenwärtig trägt niemand weiter Bedenken, einen Schriftsteller abzugeben. Man hat wahrgenommen, daß auch Handwerksleute, ja sogar norwegische Bauren, über historische und politische Sachen ihre Anmerkungen durch den Druck mitgetheilet haben, so daß diese Stadt, welche vorher fast gar keine Schriften aufzuweisen hatte, nun mit einer gar zu grossen Menge derselben geplagt ist. Sollte jemand etwa denken, daß ich dieses zu weit triebe, so kann ich solches durch die Klagen aller vernünftigen Mitbürger beweisen, und darthun, daß

ihr einstimmiger Wunsch mir dieses Bekänntniß ausgepresset. Ueberdem kann es mir nicht als eine Kühnheit ausgelegt werden, wenn ich nach einer Bemühung von so vielen Jahren, endlich einmal jungen Leuten, und insonderheit denenjenigen, die sich auf dieser Akademie aufhalten, und von welchen sich fast die Helfte zu Schriftstellern aufgeworfen, eine Erinnerung gebe, und ihnen die Worte des Horaz vorhalte:

Hoc opus hoc studium parui properemus et ampli
Si patriae volumus, si nobis viuere cari.

Ein jeder wird gestehen müssen, daß diese Erinnerungen niemals nöthiger, als zu den gegenwärtigen Zeiten gewesen. Ich will gerne den Zorn einiger Schriftsteller über mich ergehen lassen, wenn meine Ermahnungen nur bey andern inskünftige eine gute Wirkung haben. Welche Stadt hat doch wol jemals ein

ein halb Dutzend Spectatores und Moralisten auf einmal aufweisen können? Man sollte denken, daß ein jeder die Absicht gehabt, die Fehler und Laster im Lande auszurotten. Aber die darauf erfolgten innerlichen Kriege haben das Gegentheil bewiesen, und bezeugt, daß kein einziger von allen itzt angeführten Skribenten diesen Hauptzweck gehabt. Denn die Streitigkeiten, welche sie mit einander führten, giengen endlich so weit, daß sie durch ordentliche Processe musten geendiget werden, worinn ihre Arbeiten mit den Schauspielen der Alten übereinkamen, deren letzte Auftritte sich insgemein mit Schlägen endigen. Bey diesem Lärmen und Tumult war es ein Glück für die Stadt, daß zu eben derselben Zeit eine musikalische Gesellschaft gestiftet ward, welche gleichsam durch anmuthig übereinstimmende Thöne diese Dissonanzen zu dämpfen, und die Bewegung, worinn die Stadt gesetzt worden, wieder zu stillen schien. Ob dieser gute Effect wirklich dadurch erreicht worden, solches kann ich nicht gewiß bestimmen. So

viel ist gewiß, daß ein allgemeiner Friede darauf erfolgte, und rechtschaffene Patrioten freueten sich eben so sehr, daß dieser Krieg geendiget ward, als daß eine so preiswürdige Gesellschaft ihren Anfang nahm, und wünschen, daß ein so ausnehmendes und nützliches Werk, welches der Stadt und dem Lande zu einem Zierrathe dienet, noch ferner möge erhalten und fortgesetzt werden.

So groß aber auch übrigens mein Vergnügen ist, daß ich durch mein Beyspiel junge und studierende Personen aufgemuntert und rege gemacht: so gestehe ich doch auch zugleich, daß ich eine solche Munterkeit, die sich nun äussert, nicht eben bey ihnen zu erwecken gesucht habe, wo man nicht glaubt, daß die Ehre eines Landes in der Menge der Schriften bestehet. Weil aber solches von vernünftigen Leuten weder für rühmlich noch für nützlich angesehen wird, so muß man sich bey solchen Umständen mehr eines Zaums oder eines Zügels, als der Spornen bedienen.

Denn

Denn es scheint, daß die vielen Bücher, welche sowol in der Landessprache ursprünglich abgefaßt, als in dieselbe übersetzt werden, blos dahin zielen, den Buchhändlern einige Nahrung zu verschaffen.

Man sollte fast denken, daß man wieder in die alten Zeiten gerathen, da man mit abgeschmackten Ringelreimen und thörichten Historien einen Handel trieb, wodurch aber nichts anders ausgerichtet ward, als daß der Geschmack der Nation sich verschlimmerte, die Studien in die äusserste Verachtung geriethen, die Buchhändler aber reich wurden. Bey dieser grossen Menge Schriften fehlt es uns doch noch an solchen Abhandlungen, welche zum Wachsthum und zu einer grössern Ausbreitung der Künste und Wissenschaften abzielen. Es sind noch sehr viele Lücken in unsern Geschichten übrig, welche verdienen ausgefüllt zu werden. Uns fehlen genaue

genaue Beschreibungen der Provinzen und Städte, wir haben keine Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Skribenten und Poeten aufzuweisen, andrer nöthigen Stücke zu geschweigen. Wenn solche Schriften ans Licht treten, so freue ich mich billig darüber. Wollte jemand etwa dieses auf mich selbst deuten, und behaupten, daß viele von meinen Schriften auch den Nutzen nicht bey sich führten, welchen sie billig haben sollten: So erkühne ich mich zu behaupten, daß eine jede Schrift, die ich herausgegeben, dennoch einen guten und lobenswürdigen Endzweck hat, und darauf zielet, einen Mangel zu ersetzen, der uns bisher von fremden vorgeworfen worden. Meine Beschreibung von Dännemark und Norwegen hat man für ein nöthiges Werk gehalten, weil dergleichen vorher noch nicht ans Licht getreten war. Eben dasselbe kann mit einem noch grössern Rechte von meiner dänischen Reichshistorie gesagt werden. Es wäre zu wünschen, daß ein jeder seinem Geburtsorte den Dienst leistete, wel-

welchen ich meiner Vaterstadt Bergen erwiesen. Das Systema, welches ich von dem Natur- und Völkerrecht entworfen, war zu den damaligen Zeiten sehr nöthig, weil diese Wissenschaft vorher in diesen Gegenden fast gänzlich unbekannt war. In der allgemeinen Kirchenhistorie konnten wir ehedem nichts anders als kurze und trockne Annales und Verzeichnisse von Ketzern aufweisen. Aus dieser Ursache, und um diesen Mangel zu ersetzen, ist die Kirchenhistorie von mir geschrieben worden. Die jüdische Historie ist bisher in keiner Sprache vollständig erschienen. Von den andern kleinern Schriften, kann ich gleichfalls hinlängliche Ursachen angeben, ob gleich einige glauben, daß solche bloß zum Zeitvertreib geschrieben worden. Die gesittesten Nationen brüsten sich mit gewissen Gedichten, als die Franzosen mit ihrem Lutrin, und die Engländer mit ihrem Hudibras. Damit ich also einen Versuch machen möchte, was in diesem Lande in einer solchen Schreibart könnte zuwege gebracht werden:

so habe ich das bekannte Gedicht, Peter Paars, abgefasst. Eben dieses kann man auch von den fünf Satyren sagen, welche darauf gefolgt sind, wobey ich nicht die Absicht gehabt, eine Stachelschrift auszuarbeiten, sondern in die Fusstapfen andrer Nationen zu treten, und Proben von einer Schreibart zu geben, wovon man sich bisher bey uns keinen rechten Begrif gemacht. Meine Metamorphosis, welches eine Nachahmung der Verwandlungen des Ovidius ist, kann, in Absicht auf die Erfindung, für ein Original gelten. Eben dieses Urtheil kann man von der unterirdischen Reise des Klims fällen, welches ein moralischer Roman ist, wovon man in der lateinischen Sprache allein Barclai Argenis aufweisen kann. Was fremde und Auswärtige von meinen moralischen Gedanken geurtheilet, daß man darinn keine gemeine und so oft aufgewärmte Gedanken antreffe, ist bekannt. Meine Schauspiele sind nicht nur in fremde Sprachen übersetzt, sondern werden auch

noch

noch täglich auf fremden Schaubühnen mit gutem Erfolg vorgestellt, und ich habe durch diese Arbeit zuwege gebracht, daß Dännemark nun das dritte Reich ist, welches sich eines solchen Werks rühmen kann. Denn man hat sonst keinen Schauplatz oder eine Sammlung von Originalcomödien, als in Frankreich und England. Ich zeige bloß, was mich angetrieben, die itztangeführten Schriften zu verfertigen, und lasse andern das Urtheil über, ob ich in dieser Absicht glücklich gewesen.

Man kann daraus abnehmen, daß ich bey meinen Arbeiten bloß die Absicht gehabt, den Mangel einigermassen zu ersetzen, welcher ehedem bey uns herrschte, und daß deswegen die Erinnerungen, welche ich über verschiedene Schriften mitgetheilet, die in so grosser Menge gegenwärtig bey uns herauskommen, nicht auf mich selbst und meine Schriften können gezogen werden. Man wird mich auch hoffentlich von dem

Ver-



Verdachte freysprechen, als wenn ich bloß des Geldes und Gewinnstes halber geschrieben. Der Profit ist bey weiten so groß nicht, als einige sich einbilden. Es liegen noch Bücher bey mir, die ich nicht verkauft habe, ob dieselben gleich bereits vor zwölf Jahren, und nur in einer mäßigen Anzahl, abgedruckt worden. Was aber auf andere Ausgaben und Uebersetzungen gewonnen ist, solches werden diejenigen wissen, die davon den Vortheil gezogen haben. Die geringen Mittel, welche ich gesammlet, fliessen also nicht eigentlich aus dieser Quelle her; sondern sind vielmehr eine Frucht eines viele Jahre fortgesetzten einsamen Standes, eines mäßigen Lebens, und des Abscheues vor aller Wohllust. Kurz, der ganze Gewinnst, wovon einige mit Mißgunst reden, beläuft sich nicht höher, als daß ich dadurch den Schaden

den ersetzen kann, welchen die Viehseuche auf meinem Landguthe verursachet hat. Ich kann mit Wahrheit sagen: Quod cito fit, cito perit, denn alles, was ich durch eine vierzigjährige beständige Arbeit erworben, ist in einer Zeit von acht Tagen wieder verschwunden. Ich wiederhohle es demnach hier noch einmal, daß ich auf gewisse Art berechtiget bin, wegen der in so grosser Menge ans Licht tretenden Schriften, Erinnerung zu thun, insonderheit da ich sehe, daß die Schreibsucht immer stärker überhand nimt, und unzählige Schriften erscheinen, welche keine andere Absicht haben können, als einen Handschilling zu verdienen. Man kann es zwar armen Studenten nicht verdenken, daß sie durch ihre Arbeit etwas zu erwerben suchen, aber sie könnten durch eine nützlichere Arbeit eben denselben Endzweck

erreichen. Sie könnten z. B. anstatt uns Dollmetschungen von Romanen oder andere dergleichen Bücher zu liefern, die wir nicht brauchen, alte lateinische und griechische Schriftsteller in ihre Muttersprache übersetzen, woran es uns noch fehlt, und sich dadurch nicht nur in den gelehrten Sprachen, sondern auch in ihrer eignen Sprache üben. Um sie zu dieser Arbeit aufzumuntern, habe ich selbst einen griechischen Schriftsteller ins dänische übersetzt, welches Werk, wenn GOtt Leben und Gesundheit verleihet, in diesem Jahre noch ans Licht treten wird, und unsern Studirenden vielleicht zu einem Wegweiser in einer solchen Arbeit dienen kann, die gewiß nicht so leicht ist, als einige sich vorstellen. Und wenn sie endlich ja Originalstücke liefern wollen: so können sie ja andere nützliche und bequeme Materien erwählen,

len, worinn ihnen ein jeder Patriot mit Freuden an die Hand gehen wird, wie man solches bey dem dänischen Magazin wahrnimt, welches ein preiswürdiges Unternehmen ist, und einen grössern Nutzen schaffen kann, als man gedenket. Denn, obgleich verschiedene Stücke darinn angetroffen werden, welche den Lesern eben keinen so grossen Nutzen zu schaffen scheinen: so verdienet dieses Werk dennoch einen ausnehmenden Ruhm, weil es eine Sammlung von lauter zuverläßigen Originalurkunden ist, deren man sich mit grossem Nutzen bedienen kann, um einige Fehler auszubessern, welche sich in unsre Historie eingeschlichen haben. Vernünftige Patrioten wünschen, daß unsre Skribenten zu solchen Arbeiten ihre Federn gebrauchen möchten. Wollte man sagen, daß solche Bemühung nichts einträgt, indem der gemeine Mann, welcher die Stärke des Landes

ausmacht, einen weit grössern Geschmack an andern Dingen findet, so zeigt doch die Erfahrung, daß nützliche Schriften auch ihre Liebhaber finden. Herrn Egedes in dänischer Sprache abgefaßte Beschreibung von Grönland, ist sehr wohl aufgenommen, und auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Von Havens Reise nach Rußland hat eben dasselbe Glück gehabt. Und wozu der gemeine Mann noch keine Lust bezeiget, dazu kann man ihn, wie an andern Orten, gewöhnen.

Damit ich zu dem Werke zurück kehre, welches ich gegenwärtig ans Licht stelle, so ist dasselbe sowol als meine Heldenhistorie, eine Nachahmung des Plutarchs, welcher berühmte Männer mit einander verglichen, und sich dadurch einen unsterblichen Ruhm erworben. Diese Art zu moralisiren, ist die nütz-

nützlichste und untadelhafteste. Sie ist die nützlichste, weil sie sich auf die Historie gründet, die ein unbetrieglicher Spiegel der Tugenden und Laster ist. Sie ist zugleich auch die untadelhafteste, weil niemand darüber ungehalten wird, wenn er seine Fehler an verstorbenen Personen abgemahlet siehet. Man bemerkt vielmehr ohne Verdruß, wie andre durch die Laster verstellt worden, und was dieselben für betrübte Folgen nach sich gezogen. Eben dadurch faßt man auch einen Abscheu vor denselben, und wandelt ins künftige behutsamer. Man sagt zwar im gemeinen Sprichworte, daß man von den Verstorbenen nicht übel reden müsse. Aber ich habe an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeigt, daß viele allenthalben angenommene Sprichwörter und Sätze bey einer genauen Untersuchung übel gegründet be-

funden werden. Man hat vielmehr Ursache zu sagen, daß man die Lebendigen verschonen müsse, weil dieselben entweder wegen solcher Urtheile zu viel leiden, oder nur dadurch verhärtet werden; die Verstorbenen aber kann man frey beurtheilen, denn solche werden durch die Beschuldigungen und Vorwürfe nicht weiter gerührt, weil sie solche nicht hören; den Lebendigen aber kann ihr Beyspiel, die Tugend angenehm, und die Laster verhaßt machen. Denn wenn man den Skribenten verbietet, übel von den Todten zu reden, so verbietet man ihnen auch, eine Historie abzufassen. Doch ist es am sichersten und anständigsten, daß man die Verstorbenen eine Zeitlang im Grabe ruhen lasse, und hernach eines jeden Tugenden und Laster, wie in diesem Werke, erzähle.

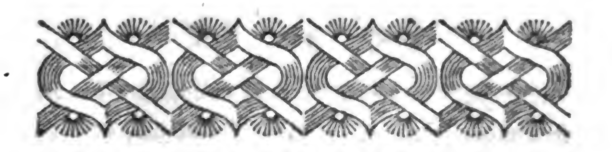
Viele haben sich gewundert, wie ich bey einem so schlechten Gesundheitszustande so viele Schriften abfassen, und dennoch zugleich mein Amt beobachten können, welches mir nebst meinen eignen ökonomischen Sachen genung zu schaffen macht. Ich habe mich aber jederzeit aller unnöthigen Arbeiten enthalten, auch mich niemals in einen weitläuftigen Briefwechsel eingelassen, und allenthalben der Kürze beflissen, daß ich dasjenige in einer Linie geschrieben, wozu andre zehn anwenden, wenn ich gemerkt, daß dadurch nichts wesentliches ausgelassen worden. Ich will diese Regel auch allen und jeden, welche mit Arbeiten überhäuft sind, bestens empfohlen haben.

Uebrigens, weil diese Schrift sehr lange, nämlich vom August bis zu Ausgange des

vorigen Jahres unter der Presse gewesen, so sind inzwischen verschiedene Veränderungen vorgegangen. Die Königinn von Ungarn, welche mit diesem Namen belegt wird, ist nun römische Kayserinn, und die Sonne des ungarischen Volks, welche in der Einleitung zu den Geschichten der Königinnen Margareta und Elisabeth so hell glänzend vorgestellt wird, hat einige Verfinsterung erlitten, und zwar durch die Tapferkeit der Preussen, insonderheit durch die Klugheit eines Königs, welcher sich die Bewunderung des ganzen Europa erworben.



Vor-



Vorbericht
des Uebersetzers.



a der berühmte Herr Verfasser durch die gründliche Vorrede, welche er diesem Werke vorgesetzt, mich der Mühe überhoben, von dem Inhalte und der Absicht dieser Arbeit ausführlich zu handeln: so werde ich mich in dem gegenwärtigen Vorberichte desto kürzer fassen können. Am allerwenigsten werde ich mich dabey aufhalten, diese neue Schrift des Herrn Holbergs, welche ich auf Begehren des Herrn Verlegers ins Deutsche übersetzt habe, durch eine

weitläuftige und wohlausgesonnene Lobrede, den Lesern anzupreisen. So gewöhnlich dies auch in allen Vorreden ist, und so sorgfältig dasselbe, insonderheit die Uebersetzer, zu beobachten pflegen, welche hierdurch an dem ihrem Original beygelegtem Lobe, auf eine zwar unvermerkte, aber ihnen doch überaus erfreuliche Art Theil nehmen, wie sittsam sie solches auch immer von sich ablehnen: So werde ich mich doch dieser wohlhergebrachten Gewohnheit nicht unterwerfen. Findet diese Schrift Beyfall, wie sie sich denn gewiß wegen ihrer Scharfsinnigkit, Anmuth und des daher zu erwartenden Nutzens die gütigste Aufnahme versprechen kann: so rühret solches bloß von den schönen Eigenschaften und Vorzügen dieses Werks selbst her. Sollte diese Arbeit aber, wieder vermuthen, einigen nicht gefallen: Wem gefallen aber die holbergischen Schriften nicht? So würde meine schwache Empfehlung gewiß nicht das geringste zu den bessern Schicksalen dieses Buchs beytragen, und ich würde diejenigen, welche sich einmal fest vorgenommen haben, Feinde des guten Geschmacks zu seyn, dennoch von ihrem Irrthume nicht überzeugen, wenn ich gleich einen Herold abgeben, und die Vorzüge dieses Werks weitläuftig erzählen wollte.

Hätte

Hätte ich aber ja die Absicht, diese Vorrede in eine Lobschrift zu verwandeln: so würde ich blos zum Ruhme des Herrn Holbergs und seiner gegenwärtigen Schrift anmerken, daß derselbe der erste gewesen, welcher nach dem Beyspiel und Entwurf des Plutarchs, ein solches vollständiges Werk ausgearbeitet. Die Lebensbeschreibungen des Plutarchs, und die denselben beygefügten Vergleichungen, sind von jeher als ein Meisterstück desselben angesehen worden *, und man muß sich billig wundern, da die neuern Schriftsteller bisher den alten so rühmlich gefolgt sind, daß sich noch niemand an ein solches Werk gewagt, und uns auch solche Lebensbeschreibungen und Vergleichungen grosser Männer geliefert, welche Arbeit gewiß mit dem grösten Nutzen verknüpft seyn würde, wenn man dabey zugleich auf diesen grossen Vor-

* In dem abgewichenen Jahre haben einige überaus geschickte Männer einige Lebensbeschreibungen des Plutarchs ins deutsche übersetzt, und mit den gelehrtesten Anmerkungen versehen. Diese Probe ist so schön gerathen, daß man billig die gröste Ursache hat, die Herrn Verfasser aufzumuntern, in einer ihnen so rühmlichen Beschäftigung noch ferner fortzufahren. Siehe die altonaischen gel. Zeit. 1745. St. 94. S. 764.

Vorgänger unablässig sein Augenmerk richtete. Es fehlt uns zwar nicht an einzelnen und sehr wohlgerathenen Stücken, indem Varillas, St. Evremond, Rapin und Lombard die Lebensbeschreibungen verschiedener grosser Helden und andrer berühmten Männer entworfen, und mit einander verglichen. Ein ausführliches und vollständiges Werk aber haben wir, nach diesem Entwurf, bisher noch nicht aufzuweisen gehabt.

Es gereicht daher billig dem Herrn Holberg zu einem besondren Ruhme, daß derselbe einen Versuch gemacht, wie weit es möglich sey, einen so grossen Vorgänger zu erreichen. Im Jahre 1740 traten seine verglichenen Geschichte verschiedener grossen Helden und andrer berühmten Männer ans Licht, welche auch bereits durch eine geschickte Feder ins deutsche übersetzt worden. Herr Holberg urtheilet nach seiner ihm eignen Bescheidenheit von diesem Werke: ob ich den Schriftsteller einigermassen erreicht, den ich mir in dieser Schrift zum Muster vorgestellt, solches überlasse ich

andern

andern zu entscheiden. Wenn man die Scharfsinnigkeit, den Reichthum der Materie, die Anmuth der griechischen Sprache, die freye Schreibart, und andre schöne Eigenschaften bedenkt, welche die Schriften des Plutarchs so schätzbar machen: So würde man mich für sehr thöricht halten, wenn ich mich mit einem solchen Manne vergleichen wollte.* Wie rühmlich aber dieses Vorhaben andern geschienen, und mit wie vielem Beyfalle solches aufgenommen worden, davon will ich nur, andrer hiemit übereinstimmenden Zeugnisse zu geschweigen, die so beliebten Noua Acta Eruditorum anführen, wo es heißt: Ea, quae perlegimus, nobis visa sunt, hinc inde Plutarchum superare, saepius aequare, rarius proxime ad eum accedere.** Dadurch hat sich also Herr Holberg um

* Im dritten Briefe der eigenen Lebensbeschreibung S. 298.

** Lipſ. 1743 Menſ. Oct. p. 622.

um so viel eher aufmuntern lassen, nach eben demselben Entwurfe auch die Vergleichungen verschiedener Heldinnen und andrer berühmten Damen auszuarbeiten, welche gegenwärtig ans Licht treten. Die Einrichtung ist mit dem vorigen Werke einerley. Der Herr Verfasser hat auch hier seiner Absicht gemäß nicht alles und jedes angeführt, was von diesen Heldinnen und andern berühmten Damen könnte gesagt werden, weil er bloß solche Umstände beyzubringen willens gewesen, welche dienen, den Character und das Portrait derselben lebhaft und mit einer unparteyischen Feder zu entwerfen. Allenthalben zeigt der Herr Verfasser, daß er die menschlichen Neigungen, und die verborgensten Leidenschaften, welche man so sorgfältig zu bedecken pflegt, aufs genaueste erforscht. Allenthalben entdeckt man Spuren der redlichsten Neigung und des aufrichtigsten Verlangens, seinen Mitbürgern eine Liebe zur Tugend und einen Abscheu vor den Lastern beyzubringen. Die Geschichte einiger Fürstinnen, welche Herr Holberg in diesem Werke beschrieben, sind zwar zum theil nicht ganz unbekannt, und er hat selbst

ver-

verschiedene hieher gehörige Umstände aus seiner dänischen Reichshistorie entlehnet, welche ich, weil uns dieses unsterbliche Werk durch den Fleiß eines berühmten Mannes in einer so schönen Uebersetzung mitgetheilet worden, auch daraus unverändert eingerückt. Nichts destoweniger aber hat der Herr Verfasser denselben doch durch die veränderte Einkleidung, und durch die allenthalben eingestreuten Urtheile und Anmerkungen, eine andre Gestalt und einen neuen Glanz gegeben. In den vorgesetzten Einleitungen handelt er allemal von einer auserlesenen, und bisher noch nicht so sehr ausgeführten Materie, wozu das darauf folgende Leben seiner Heldinnen Gelegenheit gegeben, und wenn er von den insgemein angenommenen Meynungen abweicht: so dringt er seine Sätze doch niemanden auf, sondern sucht dieselben vielmehr durch wohlausgesuchte Gründe zu bestätigen.

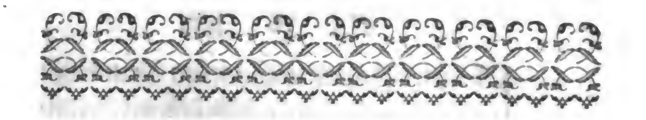
Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich meiner gegenwärtigen Uebersetzung auch nur einigermassen den Beyfall billiger Richter versprechen könnte. Wenigstens

nigstens habe ich mich äusserst bemühet, meiner Urschrift keinen von ihren Vorzügen zu entwenden. Ich wünsche, daß diese geringe Arbeit nur eben denselben Beyfall erhalten möge, welchen die von mir in dem abgewichenen Jahre aus dem lateinischen übersetzte, und mit Anmerkungen begleitete eigene Lebensbeschreibung des Herrn Holbergs gefunden. Nun werde ich meinen Fleiß verdoppeln, und die von eben diesem berühmten Manne ausgefertigte jüdische Geschichte, wovon man bisher in keiner Sprache ein zusammenhangendes und ununterbrochenes Werk aufweisen können, den Freunden der holbergischen Schriften in die Hände zu liefern. Geschrieben Altona, den 30 März 1746.

Georg August Detharding.



Mar-



Margareta und Elisabeth.

Einleitung.

Man hat seit einigen tausend Jahren, bis auf unsre Zeiten, sich noch nicht wegen dieser Frage vereinigen können: Welche Regierungsart die beste sey, und welche Regimentsform am meisten beytrage, den Frieden, die Wohlfarth und die Glückseligkeit eines Landes zu befördern? Einige glauben, daß eine monarchische Regierung am geschicktesten sey, diesen Endzweck zu erreichen, weil dieselbe dem alten patriarchalischen Regimente ähnlich ist, wo die Väter und Häupter eines grossen Geschlechts, mit einer unumschränkten Gewalt regierten. Man findet auch, daß die Stiftungen der ersten

Die monarchische Regierung ist die älteste.

A Ober-

Oberherrschaften nach diesem Grundriße eingerichtet gewesen, und daß die Regierung in den ältesten Zeiten, welche unmittelbar auf die patriarchalischen gefolgt sind, durch Könige verwaltet worden. Weil aber einige von den ersten Regenten die ihnen anvertraute Macht mißbrauchten: so funden die Städte, und andre, welche eine Gesellschaft oder Verbindung unter sich aufgerichtet hatten, für gut, diese Gewalt durch gewisse Gesetze zu mäßigen. Daher ist nachmals der Unterscheid unter den unumschränkten und eingeschränkten Reichen entstanden. In den letztern wurden die ansehnlichsten und mächtigsten Bürger mit zur Regierung gezogen, und da es denenselben überaus angenehm war, an der höchsten Macht Theil zu haben: so bestrebten sie sich, dem Ansehen der Könige stets engere Schranken zu setzen, und dadurch ihre eigne Gewalt immer mehr auszubreiten und zu befestigen. Dieses gelung ihnen auch. Denn die königliche Macht ward zuletzt in einen Schatten und in einen blossen Namen verwandelt, und hörte endlich mit der Zeit gar auf. Hieraus sind die sogenannten Aristokratien entsprun-

Ursprung der Aristokratien.

sprungen, da die reichsten und mächtigsten Bürger, welche zu unsern Zeiten insgemein den Namen der Edlen führen, alle Gewalt und Macht an sich gezogen haben. Das übrige Volk ließ diese Veränderung im Anfange, ohne sich dagegen zu setzen, geschehen, weil es glaubte, daß eine solche Anordnung höchstnöthig sey, damit das ganze Land nicht nach dem blossen Willen eines einzigen Mannes möchte regieret werden. Die Edlen säumten auch nicht, das Volk in diesen Gedanken zu stärken, und führten daher alle Unbequemlichkeiten weitläuftig an, welche mit dem königlichen Regimente verbunden gewesen. Ja sie legten den vorigen Regenten so vieles zur Last, und beschuldigten dieselben so vieler Missethaten, daß auch der blosse Name eines Königes dem ganzen Volke ein Schrecken war.

Da aber das Volk mit der Zeit merkte, daß die in der Regierungsart vorgenommene Veränderung mehr auf die Hoheit des Adels, als auf die Wohlfahrt und Freyheit des Volks abzielte, und daß an statt eines mächtigen Regenten, hundert kleine Könige herrschten: So suchte

es dieses Joch wieder abzuwerfen, und eine solche Gleichheit einzuführen, daß ein jeder Bürger an dem Regimente Theil haben sollte. Dieses ist der Anfang und Ursprung der Demokratie oder des Bürgerregiments, wo das ganze Volk zusammen gerufen wird, wegen eines Friedens oder Krieges, wegen eines Gesetzes oder einer andern Anordnung, wegen der Wahl obrigkeitlicher Personen, oder anderer wichtigen Dinge und Umstände halber, seine Stimme abzulegen. Man findet, daß diese Regierungsform einigen Völkern so ungemein gefallen, daß sie sich nichts so sehr, als die Erhaltung derselben, angelegen seyn lassen; man hat aber auch mit der Zeit wahrgenommen, daß der Staat bey einer solchen Veränderung eben so vielen Unbequemlichkeiten, als vorher, unterworfen gewesen, und daß also die Krankheit nichts von ihrer Kraft verlohren, sondern nur einen andern Namen erhalten. Denn die Frucht der so beliebten allgemeinen Freyheit hat sich in Streit und Uneinigkeit geäussert, woher zuletzt bürgerliche Kriege entstanden sind. Und so ist eine harte Regierung in eine Anarchie, oder wo niemand regie-

Ursprung der Demokratien.

regieret, verwandelt worden, welches der unglückseligste Zustand ist, worinn ein Land gerathen kann. Deswegen ist man oft genöthiget gewesen, um dem gänzlichen Untergang eines Staats vorzubeugen, sich einer unumschränkten und alleinigen Oberherrschaft zu unterwerfen, wodurch einem Lande seine vorige Gestalt und Stärke wiedergegeben worden. Man könnte hiervon unzählige Beyspiele aus den Geschichten anführen. Und daher rührt es, daß der Streit noch nicht entschieden worden, den man schon seit einigen tausend Jahren bis auf unsere Zeiten wegen der Frage geführt, welche Regierungsform die beste und sicherste sey?

Ich halte bey sobewandten Sachen dafür, daß die Stärke und Wohlfart eines Staats nicht sowol von der Regierungsart, als von den Eigenschaften der Regenten herzuleiten sey. Wenn eine gerechte und kluge Obrigkeit am Ruder sitzt, so ist die Regierung gut, es mag übrigens die höchste Macht einer Person allein anvertrauet, oder auch unter einem ganzen Rathe vertheilet seyn. Man hat bemerkt, daß ein Land unter einerley Re-

Gute Obrigkeit, gute Regierung.

gierungsform bald geblühet, und bald wieder abgenommen.. Rom ist unter dem königlichen Regimente bald stark, und bald schwach gewesen. Es hat unter dem grossen Rath bald wie eine feste Mauer unbeweglich gestanden, bald aber wieder gewanket, und unter der Regierung des ganzen Volks ist es eben denselben Veränderungen unterworfen gewesen. Diejenige Freyheit, welche itzt dem Staate das Leben gab, drohete demselben zu einer andern Zeit den Untergang. Wenn deswegen ein Romulus, ein August, ein Trajan, oder auch ein Antonin auf dem Thron sitzt: so kann man behaupten, daß keine Regierungsform besser sey, als die monarchische. Wenn sich in einem Rathe Valerii, Fabricii, Catones, und andre redliche patriotische Gemüther befinden: so ist der Staat unter einer aristokratischen Regierung glücklich. In England ist in hundert Jahren die Regierungsform unverändert gewesen. Man hat dieselbe so sehr auf Schrauben gesetzt, daß es ein Meisterstück zu seyn scheint. Indessen hat man wahrgenommen, daß der Staat unter einerley Regierung bald mächtig

und

und blühend, bald aber auch dem Untergange nahe gewesen. Die Staatsverfassung ist unter der hannöverischen Herrschaft annoch auf eben dieselbe Art eingerichtet, als sie unter dem stuartschen Hause war, und dennoch war das Reich in vorigen Zeiten beständig allerhand Unruhen unterworfen, da nunmehro unter dem itztregierenden Hause Stärke und Einigkeit herrschen. Ein wohlgebauetes Schiff kann eben so leicht scheitern, als ein andres, welches viele Fehler hat, wenn kein redlicher und erfahrner Steuermann am Ruder sitzet. Wozu nützt doch der Reichthum, wenn man denselben nicht zu gebrauchen weiß, und was helfen alle Gesetze, wenn dieselben nicht ausgeübt, und in Erfüllung gebracht werden.

Die Regierungsart machte Lacedämon nicht glücklich, und dadurch hob diese Republik nicht das Haupt unter allen andern Städten empor. Das Meisterstück des Lykurgs bestand nicht darinn, daß er den Grund zu einem künstlichen Gebäude legte, daß er die Monarchie, das Regiment der Edlen, und das Bürgerregiment mit einander vermeng-

 te,

te, und daß er eine Macht und Herrschaft gleichsam gegen die andere abwog; denn verschiedene andere Staaten sind mit einer gleichen Klugheit angeordnet worden, und deswegen doch nicht glückseliger gewesen. Ich behaupte daher, daß er sich dadurch nicht als einen Meister bewiesen, daß er eine auf Schrauben gesetzte Regimentsform angerichtet, sondern hierinn hat er seine Klugheit gezeigt, daß er den Regenten und obrigkeitlichen Personen nicht nur die Gelegenheit, sonder auch den Willen benommen, sich ihres Ansehens zu mißbrauchen, und Fehler zu begehen. Vielleicht wendet man ein, daß dieses unmöglich sey. Vielleicht sagt man, wer doch die Versicherung ertheilen könne, daß die Obrigkeit beständig eine löbliche und gerechte Regierung führen werde. Tugend und Geschicklichkeit würden nicht, wie die Stammgüter, von einem Geschlechte auf das andere fortgepflanzt, und die Erfahrung habe bereits öfters gelehret, das gute und schlechte Regenten mit einander abwechseln. Ich gestehe, dieser Satz scheint einigermassen fremd zu seyn, aber ich glaube doch, daß er durch verschiedene, aus den

Wie eine Regierung beständig gut und löblich seyn könne.

den Geschichten entlehnte, Beyspiele könne bestätiget werden.

Ich will nicht von Lacedämon reden. Es ist bekannt, daß daselbst die obrigkeitlichen Personen einander fast beständig ähnlich gewesen, welches der ersten Stiftung der Republik zuzuschreiben ist, wodurch die Tugend und die Liebe des Vaterlandes den Herzen so tief eingepräget ward, daß solche auch auf die Nachkommen fortgepflanzt worden. Ich will nur zwo andre Regierungen anführen, von denen die erste uns in den alten Geschichten aufbewahret worden; die andre aber nur sehr wenigen bekannt ist, weil man die Einrichtung derselben nicht eher erfahren, als bis das Reich bereits in fremden Händen war. Das erste Beyspiel einer solchen Regierung gibt uns das alte Aegypten. Das Reich war daselbst erblich; aber die Könige hielten sich doch verbunden, nach den Gesetzen zu leben. Indessen machte ihnen niemand ihre Gewalt streitig, sondern man sahe sie vielmehr als Götter an. Die Könige beobachteten selbst die Gesetze aufs heiligste, und wichen nicht einen Fußbreit von der rühmlichen Lebensart ihrer Vorfah-

Beweis dieses Satzes, aus der alten aegyptischen Regierung.

fahren, welche folgendergestalt eingerichtet war. Des Morgens frühe, wenn das Gemüth am muntersten und freyesten ist, lasen sie die eingesandten Berichte, welche zur Erläuterung der Sachen dienten, worüber sie ein Urtheil fällen sollten. Hierauf begaben sie sich in den Tempel, um daselbst zu beten. Der vornehmste Priester hielt zugleich eine Rede, worinn er unter andern von der Pflicht der Könige handelte, und die Fehler anzeigte, welche sie etwa mochten begangen haben. Doch richtete er allemal seinen Vortrag auf eine solche Art ein, daß die Schuld nicht auf die Könige, sondern auf die Minister fiel. Die Könige nahmen diese Erinnerungen, denen alle ihre Vorfahren durch die erste Stiftung unterworfen gewesen, niemals ungnädig auf. Sie wurden vielmehr dadurch zur Tugend und zur Beobachtung der Gesetze aufgemuntert. Man kann desfalls sagen, daß die ägyptischen Könige die tugendhaftesten Personen in dem ganzen Lande gewesen, und daß unter ihnen nur sehr wenige schlechte Regenten gefunden worden. Man räumte zwar diejenigen nicht aus dem Wege, welche eine unbillige und un-

ge-

gerechte Regierung führten, aber nach ihrem Tode ward über sie das Urtheil gefället. Jedoch, Aegypten ist nur sehr selten von lasterhaften Regenten beherrscht worden. Fast alle Könige wurden von den Unterthanen innigst geliebt, und bey ihrem Absterben eben so aufrichtig und wehmüthig bedauret, als Kinder den Tod ihrer Eltern zu beklagen pflegen. Hieraus erhellet, daß mein vorher angenommener Satz, ob er gleich fremd zu seyn scheinet, dennoch nicht ganz ungegründet sey, und daß man durch vernünftige Stiftungen die Tugend bey den Regenten erblich machen könne.

Fernerer Beweis dieses Satzes, aus der peruvianischen Regierung in Amerika.

Das andre Beyspiel einer solchen Regierungsart gibt uns die ehemalige peruvianische Herrschaft in Amerika. Der Stifter derselben, Ynka Manko Kapack, war nicht so sehr darauf bedacht, eine künstliche Regimentsform anzuordnen, sondern bemühete sich vielmehr, den Regenten die Tugend einzuprägen, und solche bey allen seinen Nachfolgern gleichsam erblich zu machen. Um dieses zu bewerkstelligen gab er für, daß er ein Sohn der Sonnen, und seine Gemahlinn eine Tochter der Sonnen sey, und gebot

aufs

aufs strengste und nachdrücklichste, daß seine Nachkommen mit keinen andern Personen ein Eheverbündniß treffen sollten, als welche sich auch einer solchen himmlischen Abkunft rühmen könnten, damit sie durch die Vermischung mit andern Menschen nicht befleckt werden, oder etwas von ihren angebohrnen Tugenden und himmlischen Eigenschaften verlieren möchten. Wie dieser Befehl einmal in der königlichen Familie angenommen, und als unumstößlich bestättiget worden, und die Nachfolger des Manko Kapaks zugleich einsahen, wie nöthig es sey, alle Laster zu meiden, damit die Unterthanen bey den erhabenen Gedanken von der Herrlichkeit des königlichen Hauses möchten erhalten werden: So haben sie die Fusstapfen ihres Stifters niemals verlassen, und dadurch zu wege gebracht, daß das peruvianische Regiment das allerglückseligste geworden, welches man in alten und neuen Geschichten antrift. Weil Manko Kapack fürgab, daß er ein Gesandter des Himmels sey, der aus dieser Ursache abgeordnet worden, um eine mehr gesittete Lebensart einzuführen: so bemühete er sich

sich mehr, durch kluge Lehren und Wohlthaten, als durch die Schärfe des Schwerdts die wilden und barbarischen Völker zu gewinnen, mit welchen damals das südliche Amerika angefüllet war. Wenn diese gelinden Mittel fehl schlugen: so suchte er sie bloß durch Abschneidung der Lebensmittel und der Zufuhr zum Gehorsam zu bringen. Und wenn sie auf eine solche Art in die Enge getrieben waren: so stellte er ihnen die Glückseligkeit der andern Völker vor, welche er seiner Herrschaft bereits unterworfen hatte. Eben solcher Mittel bedienten sich alle seine Nachkommen, und brachten dadurch den grösten Theil des südlichen Amerika unter ihre Bothmäßigkeit. Niemand bereuete es, daß er sich einer solchen Regierung unterworfen, welche nichts als Tugenden von sich blicken ließ, und die mit einer solchen Gelindigkeit herrschte, daß man die Regenten nicht anders als Eltern, und die Unterthanen nicht anders als Kinder ansehen konnte. Die Geschichte des letzten Königes Guaynacava zeigt aufs deutlichste, wie innig die Könige von ihren Unterthanen geliebt worden. Dieser Herr war mit seinem

Kriegs-

Kriegsheere auf einem Zuge nach Quito begriffen, um sich dieses Landes zu bemächtigen, der Weg aber war wegen der vielen steilen Klippen und tiefen Thäler sehr beschwerlich. Wie er Quito glücklich erobert hatte, so übernahmen die Unterthanen, damit er desto bequemer wieder zurück kommen könnte, aus freyen Stücken eine unglaubliche Arbeit, indem sie durch die Berge einen breiten und ebenen Weg zu machen suchten. Es gelung ihnen auch, ob es gleich eine unbeschreibliche Mühe kostete, die Felsen durchzugraben, und die Thäler auszufüllen, welche an einigen Orten zwanzig Fuß tief waren, um einen ebenen Weg von fünfhundert Meilen zu stande zu bringen. Und hierbey liessen sie es nicht allein bewenden. Denn weil sie merkten, daß Guaynacava sich gerne in dieser Provinz aufhielte: so machten sie eben einen solchen Weg an der andern Seite, damit der König das Vergnügen haben möchte, auf dem einen Wege hin, und auf dem andern wieder zurück zu reisen, und allemal fand er beyde Wege mit grünen Zweigen, und wohlriechenden Blumen bestreuet. Man würde dieses für unglaub-

lich

lich halten, wenn diß grosse Werk nicht kurz vorher angelegt worden, als die Spanier in Peru kamen. Ich übergehe andre Merkmaale der zärtlichsten Liebe, woraus man abnehmen kann, daß die Peruvianer ihre Regenten wie ihre leibliche Eltern geliebet, und daß das Reich unter einer so väterlichen Regierung die größte Glückseligkeit empfunden habe. Man kann fast nicht ohne Thränen hören, daß ein solches Land von einigen grausamen Spaniern unter die Füsse getreten worden, und niemals kann man ohne Wehmuth lesen, daß diese blutdürstigen und geizigen Europäer sich vorgenommen, ein Volk gesitteter zu machen, welches sie sich doch vielmehr zum Beyspiel und zur Nachfolge hätten vorstellen sollen.

Man bemerket übrigens nichts gekünsteltes an der peruvianischen Regierungsart. Denn das Land war schlechterdings einer alleinigen und unumschränkten Macht unterworfen. Die Weisheit des Stifters hat sich allein in diesem Stücke geäussert, daß er die Laster bey den Regenten ausgerottet, und denselben die Tugend so tief eingeprägt, daß

sie

sie weder die Macht noch auch den Willen gehabt, solche wieder auszutilgen. Dieses hätte vielleicht eben dieselbe Wirkung haben können, wenn gleich der Staat auf eine andre Art wäre eingerichtet gewesen, oder wenn der Fürst, an statt eine unumschränkte Macht in Händen zu haben, mit einer eingeschränkten Gewalt regiert, oder wenn man an statt der Monarchie das Regiment der Edlen, oder ein Bürgerregiment erwählet hätte. Denn die Städte und andre Societäten, welche von der besten Obrigkeit regiert werden, haben auch die beste Regimentsform. Ich gestehe frey, daß ich andern Gesetzgebern oder Stiftern nicht den Rath ertheilen würde, sich der Mittel des Manko Kapaks zu bedienen, weil sie sich auf eine unerlaubte und unzuläßige Erdichtung gründen. Aber es sind noch andre zuläßige und erlaubte Mittel übrig, welche von einer eben so guten Wirkung seyn können.

Nachdem ich also gezeigt, daß keine von den gewöhnlichen Regierungsarten, deren Aristoteles Meldung thut, ganz vollkommen könne genannt werden, daß eine jede ihre Unbequemlichkeiten habe, und daß

daß daher eine tugendhafte und kluge Obrigkeit einen Staat allein glücklich mache: so dürfte man nunmehr eine Abhandlung von den Pflichten der Regenten von mir erwarten. Vielleicht wäre ich auch in diesem Stücke, da ich die besten Geschichtschreiber unermüdet lese, glücklicher, als manche junge Schriftsteller, welche den Regenten Regierungsregeln vorschreiben, ehe sie gelernt haben ihr eignes Haus zu regieren, oder sich selbst zu erkennen. Ich überlasse dieses aber alten und erfahrnen Staatsmännern, welche einzig und allein hiervon mit Grund und Nachdruck reden können. Nur dieses will ich kürzlich anführen, daß man einen jeden Staat glücklich, und einen jeden Regenten löblich und gut nennen könne, wenn derselbe sich genau vorstellet, wer er sey, und wozu er verordnet worden, daß sein Land, welches er regieret, mehr ein sogenanntes Fideicommiß, als ein besondres Erbgut sey, daß die Unterthanen nicht sowol als seine Knechte und Diener, sondern vielmehr als seine Kinder anzusehen, daß er dem Lande mehr, als das Land ihm zugehöre. Daß er von GOtt gleichsam zum

Vormund verordnet worden, und daß der Höchste seine Rechnung genau durchsehen, und Anmerkungen darüber machen werde, wenn die Vormundschaft mit dem Leben aufhöret.

Ich habe an einem andern Orte in meinen Schriften gezeiget, daß es in einem gewissen Lande nicht gebräuchlich gewesen, insbesondre für sich, sondern allein für die Regenten zu beten, weil man dafür gehalten, daß die Wohlfarth des Regenten und des Volks, auf eine ganz unzertrennliche Art, mit einander verbunden sey. Dieses muß ein Regent und eine jede Obrigkeit sich unaufhörlich vorstellen; diesen Satz müssen sie als ganz unleugbar und unumstößlich annehmen, daß der Regent und die Unterthanen nur Glieder eines Leibes sind, von welchem nicht der geringste Theil leiden kann, daß nicht der ganze Leib Schmerzen empfinden sollte. Man kann einen Regenten mit der Seele, welche den Leib belebet, vergleichen. Diese ist zwar der edelste Theil, aber dennoch auch ein Theil, weil sie nicht wirken kann, wo sich nicht der andre Theil, nämlich der Leib, in einem guten Zustande befindet. Insgemein sagt

sagt man: Wenn es dem Könige wohl geht, so geht es auch den Unterthanen wohl. Man kann aber auch mit eben demselben Rechte sagen: wenn es den Unterthanen wohl geht, so geht es dem Könige auch wohl. Hier muß, oder hier kann vielmehr kein besonderer Vortheil oder Nutzen Statt haben, wo nicht das ganze Gebäude sinken, und endlich fallen soll. Die Glieder müssen keine besondre Verbindung gegen den Magen anrichten, und eben so wenig muß sich der Magen gegen die Glieder empören. Man weiß aus dem bekannten Streite zwischen dem Magen und den Gliedern, daß der Ausgang beyden Theilen sehr schädlich gewesen. Die tägliche Erfahrung zeigt, daß der Wohlstand und die Ehre eines Fürsten durch nichts so sehr, als durch eine solche Vereinigung, und hiernächst durch diese Vorstellung befördert werde, daß die wahre Herrlichkeit und das rechte Glück eines Regenten, nicht in der Hoheit des Standes, in der Grösse der Macht, und in der Anzahl der Reiche und Länder, sondern allein in der rechten Verwaltung des Amts und in dem Vergnügen bestehe, welches er bey sich selbst darüber

 em-

Worinn eigentlich die rechte Herrlichkeit eines Regenten bestehe.

empfindet, daß er mit Ruhm und allgemeinem Beyfall seine Rolle auf dem grossen Schauplatze gespielet, worauf er von GOtt gesetzt worden. Die Hoheit führt öfters nichts anders mit sich, als eine gezwungene Lebensart, und man kann daher eine hohe Standesperson mit einem solchen Menschen vergleichen, welcher in prächtigen und gesteiften Kleidern geht, die eben so unbequem, als glänzend sind. Die Grösse der Macht und die Menge der Länder bringen nichts anders zu wege, als daß die Bürde schwerer wird, und die Geschäfte sich häufen. Es ist eine Last, ein Amt zu verwalten, aber es ist ein Vergnügen, demselben wohl vorzustehen. Das erste ist ein beschwerlicher Titel. Das letzte aber eine wahre Herrlichkeit. Wir müssen unser Leben als ein Schauspiel ansehen, worinn einem jeden Menschen seine Rolle zu spielen gegeben worden. Es gereicht einem Schauspieler nicht zum Vergnügen, daß er eine hohe Rolle gespielet, sondern darüber freuet er sich, wenn er dieselbe wohl und mit Beyfall ausgeführet. Er wird deswegen auf dem Schauplatze viel lieber eine andre Person, als einen Kayser, vorstellen

stellen wollen, wenn er glaubt, daß er zu dem ersten, besser als zu dem andern, geschickt sey, weil der Vortheil und die Ehre nicht in der Hoheit der Rolle, sondern in der Ausführung derselben, bestehet. Alles, was ein Regent durch die Geburt, oder durch einen Zufall, besitzt, kann zwar wol ein Glück, aber keine wahre Herrlichkeit genannt werden, und eben so wenig kann man solches mit dem Namen des höchsten Gutes belegen. Dieses besteht vielmehr in dem beständigen Vergnügen, welches ein Regent empfindet, so oft er nachdenket, daß er mit seiner eignen Ehre zugleich das Glück der Unterthanen befördert, und daß er mit dem August sagen könne: Das Schauspiel hat ein Ende; Plaudite!

Die Regenten nennen sich Patres Patriae, oder Väter des Vaterlandes. Und daher müssen sie sich bemühen, diesem Namen eine Genüge zu leisten, welches durch die Beobachtung der oben angeführten Regel geschiehet. Ein Regent muß diesen Satz unumstößlich fest setzen, daß sein Wohlstand sich auf die Wohlfahrt des Volkes gründe, und daß ihr bey=

beyderseitiger Vortheil eben so wenig könne getrennet werden, als die Verbindung des Nutzens zwischen Eltern und Kindern. Wie Zopyrus, einer von den getreuesten Unterthanen des Königes Darius, sich Nase und Ohren abschneiden lassen, und seinem Könige dadurch die mächtige Stadt Babylon in die Hände geliefert: so that Darius diesen Ausspruch, er wolle lieber einen Zopyrus ungeschändet, als hundert Städte, wie Babylon, haben. Dieses muß nothwendig eine Liebe gegen die Regierung erwecken, wenn man siehet, daß das Leben eines getreuen Bedienten höher, als die Eroberung eines ganzen Landes geachtet wird. Wenn die Unterthanen davon überzeugt sind: so thun sie alles freywillig, und mit Vergnügen, wozu sie sonst mit Gewalt müsten gezwungen werden. Die Unzufriedenheit wird in Lust, die Kaltsinnigkeit in Liebe, die Wiederspenstigkeit in Gehorsam, und das Laster selbst in die Tugend verwandelt. Daß ein Regent vermögend sey, einen lasterhaften Unterthan tugendhaft zu machen, solches hat der macedonische König, Philippus, und zwar auf folgende Art bewiesen. Es

Dieses wird durch Beyspiele aus den Geschichten bestäget.

ward

ward Nikanor bey ihm angegeben, daß derselbe stets von ihm übel redete. An statt denselben wegen dieser Verwegenheit und Frechheit zu bestrafen, ließ der König vielmehr nach der Ursache forschen, die den Nikanor etwa hierzu bewegen möchte. Und da er erfuhr, daß Nikanor, ob er gleich Verdienste hatte, dennoch in Armuth und Verachtung lebte: so sandte er ihm ein Geschenke. Nachher rühmte Nikanor den König, und dieser sagte zu seinen Hofbedienten: Ihr seht daraus, daß es in der Macht eines Königes stehet, in einer Stadt den Bürgern entweder die Tugend oder die Laster angenehm, und also dieselben entweder gut oder böse zu machen. Die Geschichte zeigen uns aber auch verschiedene Exempel, daß ein löblicher Regent einem ganzen Volke eine andre Gestalt geben könne. Man darf nur zum Beweis dieses Satzes den gegenwärtigen Zustand des ungarischen Volks mit dem vorigen zusammen halten. Vor einigen Jahren herrschten in Ungarn unaufhörlich Streit und Aufruhr, das Volk war mit der Regierung mißvergnügt, und gegen die auswärtigen Feinde verzagt. Seitdem aber

Insonderheit durch den gegenwärtigen Zustand der ungarischen Nation.

die itztregierende Königinn den Thron bestiegen, und diese ruhmwürdigste Fürstinn den Unterthanen so viele Proben einer recht mütterlichen Liebe gegeben: so hat das ganze Volk eine andre Gestalt angenommen, und ist auf eine wunderns würdige Art so sehr verändert worden, daß es sich selbst nicht mehr ähnlich zu seyn scheinet. Der Haß und der Wiederwillen gegen die Regierung ist in eine brennende Liebe, das Mißtrauen in Zuversicht, und die Zaghaftigkeit in Muth und Feuer verwandelt worden. Das Volk, welches so oft den Feinden des Reichs den Rücken gekehret, ist nunmehr den mächtigsten Potentaten in Europa ein Schrecken, und eine halb verachtete Nation macht nunmehr dem Theil der Welt, den wir bewohnen, eine wahrhafte Ehre. Diese merkwürdige Veränderung ist nicht durch künstlich ausgesonnene Gesetze, oder durch eine neue Einrichtung der Regierung, sondern allein durch die Tugend der Regentinn, und durch ihre mütterliche Zuneigung gegen ihr Volk zuwege gebracht worden, da sie öffentlich gesagt: **Ich will eure Mutter seyn, wenn ihr meine Kinder seyn wol-**

wollet. Diese einzige Erklärung, und die Erfüllung derselben durch wirkliche Proben, hat das alte Mißtrauen völlig ausgerottet, und den schwachen ungarischen Unterthanen neue Kräfte und gleichsam ein neues Leben gegeben, daß man mit Wahrheit sagen kann, **hier ist das rechte ungarische Wasser**, l'Eau veritable de la Reine d'Hongrie, welches erfrischet und aufmuntert. Man hat wahrgenommen, daß ein jeder Bürger und Landmann die Regierung fast über Vermögen unterstützt, ja Vater und Sohn haben mit einander gestritten, wer sein Leben für die Ehre und Wohlfahrt einer so geliebten Regentinn wagen sollte. Gewiß, so lange diese Staatsregel von der Königinn wird beobachtet werden: so wird diese Nation keiner andern an Tugend, Tapferkeit und Treue das geringste nachgeben. Wenn aber diese Fürstinn davon abweichen sollte, wenn sie nach dem Beyspiel einiger von ihren Vorfahren dem verderblichen Rathe gewisser Geistlichen Gehör geben, und sich von den Jesuiten zu einer Kaltsinnigkeit gegen ihre getreue Unterthanen überreden lassen sollte, die so

grosse Proben ihrer Liebe zu der Regierung blicken lassen, und zur Vergeltung nichts anders, als die Gewissensfreyheit, verlanget haben; wenn dieses geschehen sollte: So würde der Staat gleich wieder eben so schwach und unansehnlich werden, man würde wieder von Streit, Aufruhr, Zusammenverschwerungen und Verzweifelung hören, ja die Unterthanen würden aufs neue bey den Feinden des Landes, ja selbst bey den Türken und Unchristen wieder ihre Obrigkeit Schutz suchen.

Dieses ist aber nicht zu vermuthen, und daher kann man die gegenwärtige Regimentsform in Ungarn vortreflich nennen, indem daselbst Haupt und Glieder, und folglich auch diese selbst unter einander aufs genaueste verbunden sind, und in allen Theilen dieses politischen Leibes eine erwünschte Uebereinstimmung herrschet, welche den ganzen Bau stärket und unterhält. So lange diese erwünschte Verfassung dauret: so werden Hände und Füsse willig zum Nutzen des Magens arbeiten, weil sie glauben, daß sie selbst ihre Stärke davon erhalten, und der-

der Magen wird seinem eignen Geschmacke willig entsagen, um nichts anzunehmen, als wodurch die Glieder ernährt und gestärkt werden können. Die Wohlfahrt des Reichs wird als die Wohlfahrt eines jeden Bürgers insonderheit angesehen werden. Die Schatzkammer der Regenten wird von den Unterthanen als eine Staatsbanke betrachtet werden, worinn alle und jede Actien und einen Antheil haben, und alle Bürger werden ihr Eigenthum für ein Eigenthum des Regenten, und für einen zu seinen Diensten allezeit bestimmten Schatz halten. Man wird niemals von andern Streitigkeiten zwischen Haupt und Gliedern hören, als welche ehedem in England unter der Regierung der Königinn Elisabeth zu entstehen pflegten, da die Parlamenter die Königinn oft mißvergnügt verliessen, weil sie sich wegerte, alle Subsidien, die man ihr anbot, anzunehmen, und weil sie sich zu keiner Vermählung entschliessen wollte, wodurch das Land mit Regenten von einem so herrlichen Stamme konnte versehen werden.

Mein Vorsatz ist nicht dahin gerichtet, durch diese Abhandlung alle Staatsver-

verfassungen und Grundgesetze für unnütz zu erklären. Ich bewundre vielmehr selbst die künstlichen Staatsgebäude, welche von verschiedenen Stiftern und Gesetzgebern aufgerichtet worden. Ich gestehe auch, daß sie nützlich sind. Dieses einzige behaupte ich nur, daß dadurch die Unbequemlichkeiten in einer Societät nicht können gehoben werden, wo nicht ein kluger, gerechter und erfahrner Regent am Ruder sitzet. Denn die besten Gesetze sind nur als todte Buchstaben anzusehen, wenn sie nicht in Ausübung gebracht werden. Man kann sie mit den Verordnungen des Caligula vergleichen, welche mit sehr kleinen Buchstaben geschrieben, und an hohe Oerter befestiget waren, daß niemand dieselben lesen konnte. Man kann durch neue Stiftungen und Gesetze die Staatsfehler, Vitia status, anzeigen und kennbar machen, aber man heilt dieselben nicht, so lange die Fehler der Regenten, Vitia personarum, nicht gehoben werden. Solon und Lykurg, zweene grosse Gesetzgeber, stifteten zwo Republiken. Die Anordnungen des Solons waren durchgehends gut und wohlgegründet, aber der athenienſi-

niensische Staat war eben denselben Schwachheiten, wie vorher, ja selbst noch bey Lebzeiten des Stifters unterworfen. Und dieses rührete daher, weil er mehr auf das Gebäude, als auf dessen Erhaltung bedacht war, und mehr auf das Schiff und Ruder, als auf den Steuermann sahe. Lykurg aber war nicht so sehr bemühet, gute Gesetze zu geben, als vielmehr dieselben zu einer beständigen Ausübung zu bringen; und dieses konnte auf keine andre Art geschehen, als daß er eine beständig tugendhafte Obrigkeit einführte, welche weder die Macht noch den Willen hätte, lasterhaft zu seyn. Hierinn bestund sein Meisterstücke, welches auch die Wirkung hatte, daß Lacedämon einige hundert Jahre in dem schönsten Flor gestanden, und keiner Veränderung unterworfen gewesen.

Es erhellet also aus dem, was oben angeführt worden, daß alle Regierungsarten gut sind, wenn die Regenten tugendhaft und tüchtig sind, und daß man auf solche Art eben so glücklich unter einer unumschränkten als eingeschränkten Regierung leben könne. Der Staat kann

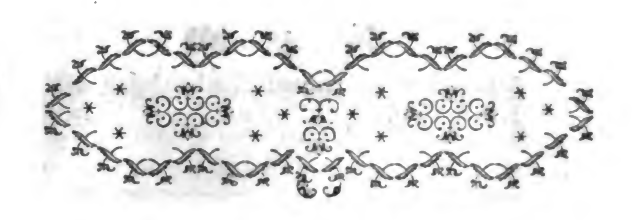
unter

Die ganze Materie wird durch die Geschichte Margaretens und Elisabet erläutert

unter einer Aristokratie eben so sehr blühen, als unter einem Bürgerregimente, und eben so glücklich seyn, wenn ein Weib den Zepter führt, als wenn ein Mann am Ruder sitzet. **Margareta** und **Elisabet**, deren Geschichte gleich folgen werden, dienen zum Beweis des leztern Satzes, und zeigen klärlich, daß kein salisches Gesetz nöthig sey, die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern. Dännemark ist niemals in grösserem Ansehen gewesen, als unter der Regierung der Königinn **Margareta**, und Englands Wohlfahrt legt von dem vernünftigen Regiment der Königinn **Elisabeth** ein unwiedersprechliches Zeugniß ab. Nun will ich mich zur Geschichte selbst wenden.



Mar-



Margareta.

Diese berühmte Königinn, deren Leben den nordischen Geschichten zu einem Zierrath dienet, ist 1353 von dem König Waldemar dem Dritten und der Königinn Helwig geboren worden. Man erzählt von ihrer Geburt eine sonderbare Geschichte. Der König sey einmal nach Soeburg gekommen, wo die Königinn Helwig gefangen gesessen, und habe ein Frauenzimmer verlangt, mit derselben die folgende Nacht zuzubringen. Man hätte ihm aber, ohne daß er es gewust, die Königinn beygelegt, und dieselbe sey hierauf mit dieser grossen Tochter schwanger worden. Weil aber Hvitfeld nichts davon erwehnet, und es auch nicht glaublich zu seyn scheint, daß

Eine seltsame Historie von der Geburt der Königinn Margareta.

daß jemand sich sollte unterstanden haben, dem Könige einen solchen Possen zu spielen: so kann man diese Begebenheit unter die Fabeln rechnen, welche man insgemein bey der Geburt grosser Monarchen zu erdichten pflegt. Wie Margareta zehn Jahre zurückgelegt hatte: so ward sie mit dem Könige in Norwegen, Hagen, vermählt, und diese Verbindung legte den Grund zu der Vereinigung der beyden nordischen Reiche, die auch noch dauret. Bey dieser Vermählung sind folgende Umstände merkwürdig: Der König Waldemar, und Magnus Smek, König in Schweden, hatten mit einander die Abrede genommen, daß der Sohn Magni, der Prinz Hagen, sich mit der dänischen Prinzeßinn Margareta vermählen sollte. Diese Verbindung aber suchte der schwedische Adel rückgängig zu machen, und stiftete daher ein Verlöbniß zwischen dem bereits angeführten schwedischen Prinzen Hagen, und der holsteinischen Gräfinn, Elisabeth, einer Schwester Henrichs des Eisernen. Sie fertigten auch im Jahr 1362 einen Gesandten nach Holstein ab, um diese wichtige Sache völlig zu Stande zu bringen. Die Gräfinn ward auf das feyerlichste mit dem König Hagen verlobt, sie nahm auch den Titel einer Königinn von Schweden und Norwegen an, weil der schwedische Prinz Hagen in Norwegen regierte, und begab sich zu Schiffe, um ihre Reise nach Schweden anzutreten. Sie ward aber durch Sturm nach Dännemark verschlagen. Der

Eine merkwürdige Geschichte bey ihrer Vermählung.

König

König Waldemar nahm sie mit den grösten Ehrenbezeugungen auf, und stellte sich, als wenn er aus Sorgfalt für ihre Person nicht zulassen könnte, daß sie ihre Reise in dem harten Winter weiter fortsetzte. Inzwischen aber, da er ihr diese Höflichkeiten erwies, trieb er mit äusserster Macht auf die Vollziehung der ehemaligen Abrede, wegen der Vermählung des Königes Hagen, mit seiner Tochter Margareta. Und da dieser kluge Herr vermögend war, den König Magnum Smek zu allem, was er wollte, zu bewegen: so erhielte er auch diesesmal von ihm, daß er seine Meynung änderte und sein voriges Versprechen erfüllte. Der junge König Hagen ward gleich darauf nach Dännemark geschickt, wo er das Beylager mit der Prinzeßin Margareta, die damals erstlich elf Jahre zurück gelegt hatte, in Kopenhagen vollzog. Dieses war der holsteinischen Gräfinn so sehr empfindlich, daß sie sich scheuete, wieder nach Holstein zu reisen, und deswegen in das schwedische Kloster Wadstena ging.

Aus dieser Ehe ward ein Sohn, Namens Oluf, geboren, welcher nach dem Tode des Königs Waldemars 1376 zum Könige in Dännemark erkohren ward, und nach dem 1380 erfolgten Ableben seines Vaters auch den norwegischen Thron bestieg. Es wurden also die beyden Reiche Dännemark und Norwegen miteinander in seiner Person vereiniget, und weil er ein Erbe von Schweden war: so

 konnte

konnte er auch auf dieses Reich einen Anspruch machen. Die Schweden aber hatten den Herzog von Mecklenburg, Albert, zu ihrem Könige erwählt, und die Erben des Magni Smeks ausgeschlossen. Es muste also der junge König Oluf mit seinen beyden Reichen zufrieden seyn, und sich allein den Anspruch auf das dritte vorbehalten.

Sie führt währender Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung in den nordischen Reichen.

Weil der König Oluf bey annoch sehr jungen Jahren zur Regierung gelangte: so ward für gut befunden, daß seine Mutter so lange das Regiment führen sollte, bis er sein mündiges Alter würde erreicht haben. Sie stund auch wirklich in dieser Zeit den Reichen mit grossem Ruhme vor, bis ihr Sohn 1387 in der Blüte seiner Jugend mit Tode abgieng. Mit ihm hörete die rechte königliche Linie in Norwegen und Schweden auf. In Dännemark war auf der Schwerdtseite gleichfalls niemand mehr vorhanden, und also hatte Margareta das nächste Recht zur Nachfolge in der Regierung. Es ward auch diese Fürstinn wirklich, sowol wegen ihres unstreitigen Erbfolgsrechts als auch wegen ihrer Klugheit und Einsicht, die sie währender Minderjährigkeit ihres Sohns in Verwaltung der Reiche blicken lassen, zur regierenden Königinn, und zwar so einmüthig erklärt und angenommen, daß eine Provinz gleichsam mit der andern stritte, welche zuerst die Huldigung leisten, und davon die schriftliche Versicherung geben sollte. In Norwegen hielt sich noch ein ansehnlicher

und

und mächtiger Herr auf, welcher Haagen Jonsen, Drost hieß, und von den norwegischen Königen abstammte. Dieser konnte daher mit einigem Rechte auf die norwegische Krone Anspruch machen. Margareta aber wuste es in die Wege zu richten, daß er sein Recht fahren lies, und auf dem Schlosse Aggerhus auf seinen Anspruch 1388 feyerlich Verzicht that. Sie brachte es auch dahin, daß die Norweger den jungen Herzog Henrich aus Pommern zu ihrem Nachfolger erklärten. Dieser stammte von ihrer Schwester ab, und sie hatte denselben bereits zu ihrem Erben in Dännemark bestimmt, wodurch sie den Grund zur Vereinigung der beyden Reiche legte. Und da der Name Henrich in diesen Reichen fremd, und den Dänen und Norwegern unangenehm war: so verwandelte sie denselben in Erich, unter welchem Namen dieser König auch in den Geschichten bekannt ist.

Sie wird zu einer regierenden Königinn in Dännemark und Norwegen erklärt.

Im Anfange ihrer Regierung gerieth sie mit Schweden in einen Krieg, wozu folgende Begebenheiten Anlaß gaben. Es ist schon vorher gezeigt worden, daß ihr verstorbener Gemahl, der König Hagen, als ein Sohn Magni Smeks, der rechtmäßige Erbe von Schweden war. Desfalls hatte sich nicht nur ihr Sohn Oluf, welchen sie mit dem Könige Hagen gezeugt, Erbe von Schweden, geschrieben, sondern sie führte auch selbst diesen Titel. Dieß wollte Albertus, welchen die Schweden zu ihrem Könige angenommen

Sie geräth mit Schweden in einen Krieg.

hatten, nicht dulden, und schrieb sich deswegen wieder zum Trotz König zu Dännemark und Norwegen. Ja er verwandelte sogar das schwedische Wapen, welches vorher ein Löwe über drey Ströme war, in drey Kronen, um dadurch seinen Anspruch auf die drey nordischen Reiche anzuzeigen. Der König Albert belegte auch die Königinn Margareta mit allerhand Schimpfworten, er nannte sie Munkedeye, weil sie mit dem Abt von Sora, als ihrem Beichtvater vertraulich umgieng, wie auch Brogelös, oder Hosenlos, weil sie ein Regent ohne Beinkleider war: Er sandte ihr auch einen Schleifstein, ihre Nadeln und Messer darauf zu schleifen. Dieser Schleifstein soll in der rothschildschen Domkirche ehedem verwahrlich seyn aufbehalten worden, nun aber ist derselbe nicht mehr zu finden.

Der Krieg nahm in dem Jahr 1388 seinen Anfang, und man konnte aus dem Zustande, worinn sich damals beyde Reiche befunden, leicht muthmassen, wie derselbe ausfallen würde. Albertus war wegen seiner seltsamen Aufführung, da er die schwedische Nation verachtete, in dem ganzen Reiche verhaßt. In Dännemark und Norwegen aber hatte die Königinn alle Unterthanen auf ihrer Seite, weil sie nicht nur einen jeden durch ihr leutseliges und freundliches Wesen einzunehmen und zu gewinnen wuste, sondern sich auch durch ihre weise und glückliche Regierung eine allgemeine Hochachtung erworben hatte. In

Schwe-

Schweden nahm das Mißvergnügen so sehr überhand, daß die Geistlichkeit und die Ritterschaft sich offenbar über die Aufführung des Königs beschwerten. Und da sie mit ihren Klagen nicht gehört wurden, so fingen sie an, sich öffentlich gegen ihn aufzulehnen. Sie befestigten ihre Schlösser, und kündigten ihm endlich den Gehorsam auf. Zugleich riefen sie die Königinn Margareta zu Hülfe, weil sie allein nicht mächtig genug waren, ihm Widerstand zu leisten. Ob nun gleich diese kluge Königinn sich die Gelegenheit wohl zu Nutze zu machen, und solche zu ihrem Vortheil anzuwenden wuste: so stellte sie sich doch dem äusserlichen Ansehen nach, als ob sie keine Lust hätte, sich in die schwedischen Irrungen zu mengen, und hörte daher ihren Antrag sehr kaltsinnig an. Sie suchte dadurch die Schweden dahin zu bringen, ihr Ansuchen zu wiederhohlen, und die Bedingungen, welche sie ihnen vorlegen würde, einzugehen. Zugleich wollte sie diese wichtige Sache, ehe sie sich bewegte, recht reif werden lassen. Wie sie endlich von dem Ansehen und der Stärke der widrigen Parten gewisse Nachricht eingezogen hatte: so ließ sie sich mit den Mißvergnügten in Unterhandlung ein, und versprach ihnen, jedoch unter dieser Bedingung, Hülfe, daß man sie zur regierenden Königinn annehmen und erklären sollte.

Die Schweden bieten der Königinn Margareta die Krone an.

Ihre Klugheit.

Ein schwedischer Herr, Algud Magnusön, welcher zwey Schlösser Oberstein, und Oerestein

stein zu Lehn hatte, war der erste, welcher sich für die Königinn erklärte, und in einem am Tage der heiligen drey Könige 1388 geschriebenen Briefe ihr nicht nur die Huldigung leistete, sondern auch versprach, daß die gemeldeten zwey Schlösser zu ihren Diensten seyn sollten. Und da dieser Herr der allererste war, welcher den andern durch sein Beyspiel vorgieng: so würdigte ihn die Königinn nachher einer beständigen und ausnehmenden Gnade; sie setzte ihn unter die Zahl ihrer Räthe, und belehnte ihn mit verschiedenen Gütern in Dännemark. Ihm folgten verschiedene andre, welche der Königinn gleichfalls ihre Schlösser und Festungen übergaben, und endlich versprach auch der schwedische Reichsrath, ihr treu und hold zu seyn, wodurch dann ihre Partey, welche sie bereits in Schweden hatte, ungemein verstärkt ward.

Einige schwedische Herren übergeben der Königinn ihre Schlösser.

Es konnte aber dennoch ein blutiger Krieg nicht vermieden werden: so zahlreich und ansehnlich auch die Freunde waren, auf welche sich die Königinn Margareta in Schweden verlassen konnte. Denn der König Albert, hatte ausser der Partey, welche ihm noch in seinem Reiche zugethan war, ein grosses Kriegsheer von Deutschen zusammen gebracht. Auf dasselbe setzte er seine stärkste Hofnung, und dadurch glaubte er stark genung zu seyn, der Königinn Margareta wiederstehen zu können. Er trug daher kein Bedenken, die Entscheidung dieses Streits auf

den

den Ausfall einer Feldschlacht ankommen zu lassen. Die Königinn Margareta ließ sich dieses auch gefallen, und beyde Kriegsheere geriethen auf der Ebene bey Falkiöping in Westergothland an einander. Die Schweden wurden durch ihren König Albert selbst, die Dänen aber durch Herrn Jvar Lykke zu Eegholm angeführt. Die Schlacht geschahe den 21 Sept. 1388, und es ward mit grosser Tapferkeit auf beyden Seiten gefochten. Endlich aber wurden die Schweden geschlagen, und die Dänen erhielten einen vollkommenen Sieg. In dieser berühmten Schlacht ward der König selbst nebst seinem Sohne Erich und verschiedenen andern vornehmen Herren gefangen. Neunzehn schwedische Ritter wurden nebst sehr vielen Gemeinen erschlagen. Die Dänen büßten auch sehr viel Volk ein, unter denen acht Ritter befindlich waren, woraus man abnehmen kann, daß die Schlacht sehr blutig gewesen. Die Königinn Margareta hielt sich, so lange das Treffen währte, zu Wordingburg auf, und wartete mit der grösten Sehnsucht auf die Nachricht, wie die Schlacht ausgefallen wäre. Wie sie aber endlich erfuhr, daß ihre Völker den Sieg davon getragen, und daß der König Albert selbst gefangen sey so begab sie sich: in der grösten Eile nach Bahus. Dahin ward der gefangne König auch gebracht, nachher aber führte man ihn nach Lindholm in Schonen, wo er sieben Jahre im Gefängnisse aushalten muste.

Die Schlacht bey Falkiöping.

Der König Albert wird gefangen.

muste. Die übrigen Gefangnen aber ließ die Königinn nach Kallundborg und andern Orten bringen.

Diese Schlacht ist eine der berühmtesten, welche jemals in Norden gehalten worden. Denn dadurch ward an einem Tage ein grosses Königreich gewonnen, und der König selbst nebst seinem Sohne und so vielen ansehnlichen Herren, fielen in die Hände des Ueberwinders. Hierdurch hat die Königinn Margareta unter allen nordischen Regenten einen besondern Vorzug erhalten, und diese grosse Fürstinn verdient den Namen einer nordischen Semiramis mit dem grösten Rechte. Sie wohnte zwar der Schlacht nicht selbst bey, als Semiramis, aber ihr Geist war doch bey dem Kriegsheer gegenwärtig, und ihre Anstalten waren so klug und vortreflich, daß man sich schon vorher einen glücklichen Ausschlag versprechen konnte. Ihre ganze Geschichte zeigt, daß ihr Regiment eine unzertrennte Kette von lauter weisen Anordnungen gewesen.

Bedenken über diese Schlacht.

Dieser grosse Sieg ist durch ein zierliches heroisches Gedicht von dem Erasmus Lätus verewiget worden. Der Verfasser theilt dasselbe in zehn Bücher, und nennt es: Libri Margareticorum. Er hat seine Arbeit der Königinn Elisabeth in England zugeeignet. Es scheint, daß diese Fürstinn sich die Regierung der dänischen Margareta zum Beyspiel vorgestellt. Wenn man diesem Gedichte Glau-

ben

ben beymessen darf: so ist der König Albert von dem dänischen General Lykke mit eigner Hand gefangen genommen worden. Aber es scheint eine Erfindung des Dichters zu seyn, um seinen Held desto grösser zu machen. Eben dieses gilt auch von verschiedenen andern Umständen, und man kann also diese Schrift, obgleich der Inhalt wahr ist, dennoch nicht durchgehends als ein glaubwürdiges Buch anführen.

Der Krieg aber ward dennoch durch diese Schlacht nicht gleich geendiget. Denn die meklenburgischen Herren, wie auch Rostock und Wismar setzten die Feindseligkeiten gegen die nordischen Reiche noch eine Zeitlang fort. Und da sie für den König Albert Stockholm nebst andern Reichsfestungen in Händen hatten: so unternahmen sie daraus einen Einfall nach dem andern ins Land, und fügten demselben durch Brennen und Morden sehr grossen Schaden zu. Die ganze Ostsee, und hernach auch die Nordsee ward mit Seeräubern angefüllet, welche eine lange Zeit unter dem Namen der Vitalianer oder Victualienbrüder bekannt waren, indem man vorgab, daß sie aus dieser Ursache sich auf die See begeben, um die belagerte Stadt Stockholm mit Lebensmitteln zu versehen. Diese brachten nicht nur die Schiffe auf, welche den dreyen Reichen zugehörten, sondern sie setzten auch öfters Volk ans Land, und verursachten grossen Schaden. Man fürchtete sich daher in Nor-

Die Vitalianer.

 den

den damals eben so sehr für die Vitalianer, als nachher für die Flibustier in dem südlichen Amerika.

Die Königinn verfolgt ihren Sieg.

Die Königinn Margareta versäumte inzwischen nicht, die Früchte ihres Sieges einzuerndten. In dem folgenden Jahre eroberte sie die wichtige Stadt Calmar, und ferner eine Provinz nach der andern, daß sie das ganze Königreich bis auf Stockholm im Besitz hatte. Diese Stadt war noch allein dem König Albert beygethan. Die Besatzung bestund in schwedischen und verschiedenen andern fremden Völkern, die gegen einander ein Mistrauen hegten, welches endlich in Streit und Mord ausbrach. Im Jahre 1389 wurden einige stockholmsche Bürger auf eine grausame Art hingerichtet.

Wie endlich der König Albert sieben Jahre im Gefängnisse zugebracht hatte: so ward durch Unterhandlung an einem Vergleich gearbeitet, wozu die Königinn sich auch willig finden ließ, um einmal diesem Kriege ein Ende zu machen, und die See von den Vitalianern zu reinigen, welche in ihrer Räuberey beständig fortfuhren. Man setzte erstlich eine Zusammenkunft zu Helsingburg an, wo sich auch 1394 Gesandte von Meklenburg, Preussen, und von den Hanseestädten einfunden, weil aber dieser Congreß fruchtlos abgieng: so nahm man die Abrede, daß man zu Alholm aufs neue zusammen kommen wollte. Endlich ward der Vergleich in dem fol-

Alholmi-

folgenden Jahre den 1 November auf diese Bedingungen geschlossen, daß der König Albert, sein Sohn Erich und die übrigen Gefangenen auf freyen Fuß sollten gesetzt werden, und daß der König Albert der Königinn dafür entweder 60000 löthige Mark erlegen, oder auch das Schloß in Stockholm übergeben, und seinen Anspruch auf Schweden fahren lassen sollte. Zehn wendische Städte nahmen wegen dieses Geldes die Bürgschaft auf sich, und erhielten Stockholm dagegen zum Unterpfand, worinn sie ihre Besatzung legten. Die Bürgschaft war folgendermassen eingerichtet, daß, wenn der König Albert innerhalb drey Jahren nach seiner Befreyung nicht die versprochenen 60000 löthige Mark bezahlte: so sollten die Städte entweder diese Summe abtragen, oder auch Stockholm der Königinn übergeben. Auf solche Art ward der König Albert aus seiner langwierigen Gefangenschaft befreyet, und zu Helsingburg den Abgeordneten der Hanseestädte übergeben. Es scheint zwar, als wenn die Königinn Margareta in diesem Stücke gar zu gelinde gewesen, und daß sie nicht nur den Frieden auf bessere Bedingungen schliessen, sondern auch den König Albert gleich zwingen können, sich seines Rechts auf Schweden zu begeben. Jedoch diese kluge Königinn sahe vorher, daß es dem Könige sehr schwer, ja fast unmöglich fallen würde, eine so grosse Summe aufzubringen, weil er von allem Gelde entblößt war, und

scher Friede.

nie-

nirgends Credit hatte. Sie entwafnete auch dadurch auf eine Zeitlang Meklenburg und die Hanseestädte, welche sie sich auf solche Art durch den Frieden verbindlich machte. Und endlich suchte sie den Krieg, so bald als möglich zu endigen, um freye Hände zu bekommen, und das grosse Werk, nämlich die beständige Vereinigung der drey Reiche zum Stande zu bringen. Der Ausgang zeigte auch, daß sie in diesem Stücke die klügsten Maasregeln genommen.

Ich habe bereits vorher gezeigt, daß sie die Stände in Dännemark und Norwegen überredet, den jungen Herzog Erich von Pommern zu ihrem Könige anzunehmen, und dadurch den Grund zu einer unauflößlichen Verbindung der bemeldeten beyden Reiche gelegt. Sobald der Friede geschlossen war, suchte sie auch die schwedischen Stände zu bewegen, dieser Verbindung beyzutreten. Sie stellte ihnen zu dem Ende den jungen König Erich vor, welchen sie mit grosser Sorgfalt erziehen lassen, damit er dermaleins ein Regent des ganzen Nordens werden möchte. Sie redete mit ihnen von den Vortheilen, welche eine solche Vereinigung mit sich bringen würde, und von der Stärke und Macht, welche die drey nordischen Reiche durch diese Verbindung erlangen könnten. Zuletzt fügte sie hinzu, sie sey alt und schwach, und es sey nöthig, daß ein junger König den Thron bestiege, der eine so grosse Monarchie erhalten

könnte.

könnte. Endlich liessen sich die schwedischen Stände überreden, und leisteten 1396 den 22 Jul. dem jungen Herzog Erich die Huldigung zu Morasteen, welches der gewöhnliche Ort war, wo die Könige in Schweden die Huldigung einzunehmen pflegten.

Wie dieses zu Stande gebracht war: so faßte die Königinn den Entschluß, mit Beyhülfe des schwedischen Reichsraths, dessen Glieder damals Rathgeber des Königs Erichs genannt wurden, den Unordnungen abzuhelfen, welche in dem Reiche überhand genommen hatten. Man machte demnach unter andern auch diese Verordnungen, daß alle Güter, welche die Vögte und andre Bediente des Königs Alberts, von der Krone erhalten hatten, wieder sollten zurück gegeben werden; daß alle Schlösser und Festungen, welche währender Regierung dieses Königs angelegt worden, und nur unruhigen Menschen zum Aufenthalt dienten, sollten niedergebrochen werden, und daß endlich der Adel seine Güter wieder erhalten sollte, welche er im Kriege eingebüsset. Ferner wurden alle von dem König Albert herausgegebene Verordnungen aufgehoben, und der schwedische Reichsrath bewilligte und unterschrieb dieses alles in eben demselben Jahre zu Nykiöping. Um die Herzen der Unterthanen noch mehr zu gewinnen, erbot sich die Königinn öffentlich, wo sie etwa jemanden schuldig seyn, oder irgends einen beleidiget haben sollte, deßfalls Rede und

Ant-

Antwort zu geben, und sich dem Urtheil zu unterwerfen. Jedoch die ganze Versammlung antwortete einmüthig, daß ein jeder vollkommen mit ihrer Regierung vergnügt sey, und zugleich dankte man der Königinn, daß dieselbe eine so grosse Fürsorge für das Reich tragen wollen.

Hierauf reisete sie mit dem jungen König nach Dännemark zurücke, und machte daselbst gleichfalls solche Anstalten, als wenn sie die Regierung gleich niederlegen wollte, da sie doch am besten wuste, daß sie solche noch viele Jahre würde führen müssen, weil der König Erich ein Kind war. Wie sie endlich alle nöthige Verfügungen getroffen: so schritte sie zur Vollendung ihres grossen Vorhabens, und begab sich 1397 mit dem jungen Könige nach Calmar. Sie berief die Räthe aus allen dreyen Reichen dahin, und verband daselbst durch die in den Geschichten so sehr bekannte Calmarsche Constitution die drey Reiche auf das festeste miteinander, daß solche bis zu ewigen Zeiten unter einem Könige bleiben sollten. Diese Constitution ist ein rechtes Meisterstück der grossen Königinn Margareta. Ich will den Inhalt derselben hier nicht weitläuftig anführen, weil ich diese ganze Verordnung dem ersten Theile meiner dänischen Reichshistorie S. 509 einverleibt habe. Dieses will ich nur anzeigen, daß die meisten Skribenten diese Constitution aus Irrthum mit der andern vermengen, welche 39 Jahr nachher unter

Verbindung der drey nordischen Reiche zu Calmar.

unter der Regierung des König Erichs von Pommern abgefaßt worden, die weit ausführlicher ist, und die Regierungsform und das Staatsrecht der drey Reiche in sich enthält. In der ersten Constitution ist nur von der Verbindung überhaupt gehandelt worden, und deßfalls hat man für nöthig gehalten, dieselbe nachher etwas ausführlicher zu entwerfen.

So ward der Grund zu der grossen nordischen Monarchie gelegt, welche Begebenheit dieser grossen Königinn zu einem unsterblichen Ruhme gereicht. Es ward eine grosse Klugheit, und eine ausserordentliche Fürsichtigkeit erfordert, ein solches Werk zu Stande zu bringen, welches ganz Europa mit Erstaunen ansahe, und es war eine eben so grosse Geschicklichkeit nöthig, dasselbe zu erhalten, insonderheit im Anfange, ehe das Gebäude einige Festigkeit erlangt hatte. Beydes aber bewerkstelligte Margareta, und wenn ihr Nachfolger mit den Reichen auch zugleich nur einen Theil ihrer grossen Fähigkeit und Einsicht geerbt hätte: so wäre diese ganze Monarchie, welche sie gestiftet, vielleicht noch zu unsern Zeiten unzertrennt, und in dem vorigen Ansehen. Zu eben derselben Zeit, da diese Vereinigung zu Stande kam, ward auch der König Erich zum Könige gekrönet. Dem ungeachtet aber regierte doch die Königinn wirklich, und hatte die königliche Macht fast bis an ihren Tod allein in Händen; theils weil

weil der König noch sehr jung war, da er den Thron bestieg, theils auch, weil der König ihrer Güte alles zu danken hatte. Die Verwandtschaft, deren er sich mütterlicher Seits rühmen konnte, trug lange nicht so viel zu seinem Glücke bey, als daß er von der Königinn den Ständen vorgeschlagen und empfohlen ward. Gewiß die Dänen, deren Herzen die Königinn in ihren Händen hatte, würden einen jeden andern zu ihrem Könige angenommen haben, wenn die Königinn ihnen denselben vorgeschlagen hätte. Auf Schweden und Norwegen konnte er aber nicht den geringsten Anspruch machen, und deßfalls war er wegen dieser Reiche alles der Fürsorge und Liebe der Königinn Margareta schuldig. Es erforderten demnach Pflicht und Dankbarkeit, daß er ihr die höchste Gewalt, so lange sie lebte, überließ.

Stockholm war annoch in den Händen der Hanseestädte, welche diese Stadt von dem Könige Albert, der den Titel, König von Schweden, fortführte, zur Versicherung erhalten hatten. Die Vitalianer setzten ihre Seeräubereyen unaufhörlich fort. Die Königinn zerfiel mit Steen Sture, einem sehr ansehnlichen und mächtigen schwedischen Herrn. Und der preußische Heermeister, dem Gothland von dem König Albert versetzt worden, erregte gleichfalls allerhand Unruhen. Die Königinn hatte also mit verschiedenen Widerwärtigkeiten zugleich zu streiten, aber sie überwand die-

dieselben alle durch ihr kluges Verhalten, und gab den Reichen die erwünschte Ruhe wieder. Denn da die Vitalianer endlich ihre Räubereyen so weit trieben, daß sie keinen Unterscheid unter Freunden und Feinden machten, sondern alle, die ihnen begegneten, ohne Unterscheid plünderten, auch die Schiffe der Hanseestädte nicht verschoneten, und diese also selbst gemüßiget wurden, Schiffe auszurüsten, um diese Seeräuber im Zaum zu halten: so fiel es der Königinn nicht schwer, mit den Hanseestädten einen Vergleich zu treffen. Es ward auch der Friede zwischen denselben und den Reichen wirklich zu Nykiöping in Falster 1399 auf diese Bedingungen geschlossen, daß die Städte den Krieg, welchen sie bisher wegen des Königs Albert mit der Königinn geführt, aufheben, und dagegen ihre Freyheiten und Vorrechte, welche sie vorher in den Reichen gehabt, behalten sollten. Nach diesem mit den Hanseestädten getroffenen Frieden wurden die Vitalianer als Feinde aller Nationen angesehen, und allenthalben, wo man ihrer habhaft werden konnte, gefangen, und hingerichtet, bis die See mit der Zeit von diesen Räubern befreyet ward.

Der Königinn wird Stockholm und ganz Schweden übergeben.

Die Schweden, welche noch die Partey des Königes Albert hielten, und verschiedene Reichsfestungen in Händen hatten, brachte die Königinn gleichfalls zum Vergleich, und wuste sie zu bereden, daß sie die Schlösser übergaben, welche noch zum Dienste des Kö-

nigs Alberts besetzt gehalten wurden. Sie besänftigte auch den mißvergnügten Steen Sture, und nichts hinderte nun ferner die vollkommene Ruhe und Glückseligkeit dieser Reiche, als daß Stockholm und Gothland auch der Königinn übergeben würden, und daß der König Albert sich öffentlich und auf eine feyerliche Art seines Anspruchs auf Schweden entsagte. Alles dieses brachte die Königinn auch mit der Zeit zu Stande. Denn die Hanseestädte, welche Stockholm besetzt hatten, übergaben endlich die Stadt, und zwar auf Befehl des Königs Albert, welcher sahe, daß er niemals in den Stand kommen würde, diese wichtige Hauptstadt wieder einzulösen. Und also fiel ganz Schweden in die Hände der Königinn Margareta.

Wegen Gothland aber war die Sache mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Einen Theil dieser Insel hatten die Vitalianer im Besitze, und der Heermeister von Preussen machte einen Anspruch auf das ganze Land. Jedoch die Königinn rottete die erstern von der Insel aus, und mit dem Heermeister traf sie durch Vermittelung des Kaysers Wenceslaus einen Vergleich, daß sie das Land mit neun tausend englischen Nobeln sollte wieder einlösen können. Nun hatte die Königinn weiter nichts übrig auszuführen, als die öffentliche Abtretung des Königs Alberts zu Stande zu bringen. Dieses geschahe auch 1405, und der König ließ sich um so viel leich-

Der König Albert

ter

ter dazu bewegen, weil er ein ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hatte, und alle Hofnung verschwunden war, sein Recht mit Gewalt und durch fremde Hülfe auszuführen. Denn die Macht der nordischen Könige war durch die Vereinigung der Reiche so groß geworden, daß man nicht nur allen umliegenden Ländern, sondern auch dem ganzen deutschen Reiche gewachsen war, insonderheit da eine so kluge Regentinn am Ruder saß. Man schloß daher noch in demselben Jahre einen Frieden, worinn der König sich aller Ansprüche auf Schweden völlig begab. Die Abtretungsschrift ist zu Flensburg 1405 am St. Karinestage gegeben worden, und man sieht daraus, daß der König Albert sich blos geschrieben, König Albert, Herzog zu Meklenburg 2c. Hierauf folgte noch eine andre Schrift, worinn er sich und seine Erben verpflichtete, niemals gegen den König Erich Krieg zu führen, und sich übrigens zu einer ewigen Freundschaft gegen die drey Reiche verband. Auf solche Art wurden alle Schwierigkeiten durch die Sorgfalt und Weisheit dieser grossen Königinn überwunden, und die Reiche für den Anfall auswärtiger Feinde in vollkommne Sicherheit gesetzt.

läßt seinen Anspruch auf Schweden fahren.

Drey Jahr vorher, ehe dieses Werk völlig zu Ende gebracht ward, nämlich 1402 entstund eine kleine Unruhe, welche aber doch gleich wieder gestillet ward. Es fand sich ein jun-

Der falsche König Oluf.

junger Mensch ein, welcher sich für den König Oluf, einen Sohn der Königinn, ausgab. Kein Unternehmen konnte frecher und zugleich ungereimter seyn, da ein jeder in diesem Reiche wuste, daß der König gestorben war, und die Mutter desselben noch lebte. Nichts destoweniger liessen sich doch einige durch sein Vorgeben betriegen, weil er allerhand heimliche Sachen zu erzählen wuste, welche niemand, als die Königinn selbst, wissen konnte. Endlich, wie man ihn nicht in seiner Rede fangen konnte, erinnerte die Königinn sich, daß der König Oluf eine Warze zwischen beyden Achseln gehabt, und ertheilte daher Befehl, daß man untersuchen sollte, ob eine solche Warze an dem gemeldeten Orte auch bey dieser Person anzutreffen wäre. Wie man aber dieselbe nicht fand: so ward dieser Mensch, als ein Betrüger, zum Tode verdammet, und zwischen Falster und Skander verbrannt. Daß dieser Betrüger so viele Heimlichkeiten wuste, rührte daher, weil seine Mutter den König Oluf gesäugt hatte, und nachher dessen Pflegemutter gewesen war.

Schleswigsche Händel.

Unter die Staatsgeschäfte, welche ferner zu der Regierung dieser Königinn müssen gerechnet werden, gehören auch die Streitigkeiten, welche damals in Schleswig und Holstein ihren Anfang nahmen. Die Königinn hatte, noch bey Lebzeiten ihres Sohnes, den Grafen Geert von Holstein 1386 mit dem Herzogthum Schleswig belehnt, welches durch den

Tod

Tod des letztern Herzogs an die Krone zurückgefallen war. Dieses Lehn bestättigte sie nachher zu Wordingburg 1392. Einige haben dieses für einen Staatsfehler der Königinn gehalten, obgleich die damaligen Umstände so bedenklich und schlüpfrig waren, daß man sie hierinn einigermassen entschuldigen kann. Man muß aber auch zugleich bekennen, daß die Königinn diesen Fehler, wenn man anders diese Handlung also ansieht, mit grosser Klugheit, und zwar bey folgender Gelegenheit, zu verbessern gesucht. Graf Geert blieb 1404 in einer grossen und blutigen Schlacht mit den Dithmarschen, und hinterließ drey unmündige Söhne, nämlich, Henrich, Adolpf und Gerhard, mit welchem letztern die Herzoginn damals schwanger ging. Gleich darauf aber entstand wegen der Vormundschaft zwischen der verwittweten Herzoginn, und des verstorbenen Herzogs Bruder, Henrich, erwählten Bischof zu Osnabrück, ein heftiger Streit. Die Feindseligkeiten nahmen so sehr überhand, daß es zu einer Feldschlacht kam, worinn die Herzoginn die Flucht ergreiffen muste. Bisher hatte sich die Königinn Margareta nicht geregt, weil sie sich nicht eher in diese Streitigkeiten mengen wollte, bis dieselben recht zu ihrer Reife gediehen, und eine von den streitenden Parteyen genöthiget würde, ihre Hülfe zu suchen, welches denn auch geschahe. Die Herzoginn war zu schwach, dem Grafen Henrich zu widerstehen, und nahm daher ihre Zu-

flucht zu der Königinn Margareta. Sie verlangte den König Erich zu einem Lehnsherrn über das südliche Jütland, und zugleich zu einem Schutzherrn und Vormund ihrer minderjährigen Kinder. Dieses ward ihr auch willig zugestanden. Und die Königinn verfuhr nunmehr auf eben dieselbe Art in den Fürstenthümern, als die holsteinischen Grafen es vorher in Dännemark gemacht hatten. Sie schoß immer, wenn es von ihr verlangt ward, ansehnliche Geldsummen vor, und nahm dafür ein Stück Landes nach dem andern zum Unterpfand, bis sie beynahe das ganze Herzogthum bis auf die Hauptstadt inne hatte.

Die Klugheit der Königinn bey diesen Umständen.

Das gute Vernehmen zwischen der Königinn und Herzoginn Elisabeth, dauerte bis 1409, in welchem Jahre die Herzoginn Flensburg nebst Nienhuus für elftausend vierhundert Mark Lübsch an Dännemark verpfändete. Ja sie überlegte sogar mit der Königinn, ihr Gottorp selbst in die Hände zu liefern, weil sie sich nicht getrauete, die Stadt und das Schloß gegen ihren Mitwerber, den Bischof von Osnabrück, und die andern hollsteinischen Herren, zu behaupten, welche ihr die Vormundschaft streitig machten. Sie nahm auch mit der Königinn die Abrede, daß dieselbe nach Gottorp kommen, und das Schloß in Besitz nehmen, auch dasselbe eine Zeitlang unter dem Titel eines Lehnsherrn behalten sollte. Dieses aber gab zu dem Misverständnisse Anlaß, welches nachher stets zwischen der Königinn und

Her-

Herzoginn obwaltete. Die Ursache dieses Mistrauens ist niemals recht bekannt worden. Einige glauben, daß die Herzoginn, welche inzwischen andre Gedanken gefaßt, die Königinn zu überfallen gesucht habe. Hvitfeld scheint dieser Meynung beyzutreten. Die holsteinische Historie aber hält dafür, daß dieses Misverständniß einzig und allein aus einem blossen und übelgegründeten Argwohn auf der Königinn Seite seinen Ursprung genommen habe. So viel ist gewiß, daß die Königinn diesesmal den Besitz des Schlosses nicht erhielte, sondern misvergnügt nach Dännemark zurück reisete.

Die Herzoginn bemühte sich nicht, die Königinn wieder zu besänftigen, und derselben das geschöpfte Mistrauen zu benehmen, sondern sie fieng vielmehr an, Feindseligkeiten auszuüben, woraus man deutlich sahe, daß der Königinn Mistrauen nicht ungegründet gewesen. Den Anfang machte die Herzoginn dadurch, daß sie die Bürgermeister und den Rath in Flensburg durch Zwang dahin brachte, daß sie ihr die Stadt übergeben musten. Der König Erich, welcher nun selbst die Regierung angetreten hatte, nahm sich für, dieses zu rächen. Aber das Glück Dännemarks hatte mit dem Anfange seiner Regierung ein Ende. Denn sein Kriegsheer ward von den Holsteinern und ihren Bundsgenossen in die Flucht geschlagen, und gröstentheils entweder niedergemacht oder gefangen. Dieses war fast der

Die Dänen leiden eine Niederlage in Holstein.

der einzige Unfall, welcher dem Reiche zur Zeit der Königinn Margareta wiederfuhr, wiewol derselbe mit mehrerm Rechte zu der Regierung des Königs Erichs kann gerechnet werden. Denn dieser König hatte nunmehr ein solches Alter erreicht, daß er dem Regimente selbst vorstehen konnte. Es scheint auch, daß er sich von der Königinn nicht länger habe wollen regieren lassen, und daher ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser Kriegszug sein eignes Werk gewesen, und daß er die Königinn desfalls nicht zu Rathe gezogen habe. Denn man findet, daß sie ganz andre Maasregeln genommen, das Fürstenthum wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Daß der König Erich die Königinn Margareta nicht mehr so hoch, als vorher geachtet, solches erhellet auch aus der Hinrichtung des Abraham Brodersöns, des grösten Lieblings der Königinn, welche er bey Sonderburg 1409 vollziehen ließ. Man beschuldigte diesen Mann verschiedener Gewaltthätigkeiten, welche er vorhin sollte verübt haben, und desfalls ward er wider der Königinn Willen enthauptet. Er war ein Mann von grossem Ansehen, und der Königinn überaus angenehm, welches ihn vielleicht bey dem Könige Erich verhaßt gemacht. Man kann sowol aus dieser Hinrichtung als auch aus andern Umständen abnehmen, daß der König bereits damals den Entschluß gefaßt, alles nach seinem eignen Kopfe einzurichten.

Nach

Nach dieser auf dem Soldorperfelde erlittenen Niederlage, worüber die Holsteiner ein Lied machten, welches nach dem Berichte des Hvitfelds, noch zu seiner Zeit in Holstein gesungen worden, muste die Königinn Margareta über sich nehmen, die Sache wieder gut zu machen, und die Parteyen mit einander zu vergleichen. Sie ward auch, und nebst ihr noch einige andre fremde Herren in eben demselben Jahre als Schiedsrichter ernannt, vor welchen beyde Parteyen, nämlich der König Erich und die Herzoginn Elisabeth vierzehen Tage vor Michaelis 1410 erscheinen sollten. Hierüber ward ein schriftlicher Vergleich zu Flensburg aufgerichtet, worinn man auf beyden Seiten versprach, dem Ausspruche der Schiedsrichter aufs genaueste nachzukommen. Man erkennet daraus, daß die Königinn an diesem unglücklichen Kriegszuge keinen Antheil gehabt, denn wenn sie denselben veranstaltet; so hätte sie keine Unterhändlerin abgeben können. Aber dieser Berufung auf Schiedsleute ungeachtet, wurden dennoch die Feindseligkeiten in Holstein fortgesetzt, und die Holsteiner suchten verschiedene Städte zu überrumpeln, welche von den Dänen in den Fürstenthümern waren eingenommen worden. In dem folgenden Jahre rückte der König Erich mit einer grossen Macht abermals in Holstein ein, und eroberte Flensburg. Er ließ hieselbst die Bürgermeister und den Rath nebst einigen vornehmen Bürgern hinrichten, weil sie wie-

der ihre Pflicht die Holsteiner in die Stadt aufgenommen hatten.

Hierauf arbeitete man aufs neue an einem Frieden, und endlich kam durch unverdrossenen Fleiß der Königinn 1411 ein Vergleich zum Stande, worinn man sich auf beyden Theilen gefallen ließ, die Streitigkeiten durch den Ausspruch gewisser Schiedsmänner beyzulegen. Auf solche Art ward der Friede allenthalben in Norden wieder hergestellt, und befestiget, und derselbe dauerte auch, so lange die Königinn lebte. Sie hatte auch bereits einige Jahre vorher Gothland von dem preussischen Orden für neun tausend Nobeln eingelöset, und zwar vermöge des ehedem zu Helsingburg errichteten Vergleichs. Der Mangel an Gelde hatte es nur verursacht, daß der Orden das Land noch seitdem so lange im Besitz gehabt. Auf diese Art kam Gothland wieder unter Dännemark, bey welchem Reiche es auch nachher beständig bis auf den bromsebroischen Frieden 1654 geblieben. Man sieht aus dieser kurzen Geschichte, daß fast kein nordischer Regent so grosse Dinge ausgeführt, und zu Stande gebracht, als diese Königinn. Sie richtete nicht nur durch ihre Siege, sondern auch durch ihre Weisheit und Staatsklugheit eine grosse Monarchie auf, und brachte die davon ehedem abgerissenen Länder und Provinzen wieder zum Reiche. Die grosse Weisheit, mit welcher sie zuletzt, nachdem sie bereits die Regierung dem Könige Erich übergeben hatte,

Gothland wird wieder eingelöset und zum Reiche gebracht.

hatte, alle Fehler, welche er begieng, zu verbessern, und alles, was er verwirrte, wieder in Ordnung zu bringen wuste, verdient nicht weniger bewundert zu werden. Gewiß, durch so grosse Verdienste und Vorzüge hat die Königinn ihr Andenken in Norden unsterblich gemacht.

Die Königinn stirbt.

Nach so grossen Unternehmungen und nach einem so glücklich geführten Regimente starb endlich diese nie genug gepriesene Königinn 1412 den 28 Oct. auf einem Schiffe, da sie von Flensburg nach Dännemark segeln wollte. Sie kann einen Platz unter den grösten Regentinnen behaupten, welche in den Geschichten zu finden sind; denn sie vereinigte sowol durch ihre Weisheit und Staatskunst, als auch durch ihre siegreichen Waffen drey streitige Königreiche, und war zu ihrer Zeit eine der mächtigsten, wo nicht der allermächtigsten Potenzen in der Welt. Ihre Klugheit wuste auch diese Reiche, so lange sie lebte, vereinigt zu erhalten. Indessen waren die Schweden mit ihrer Regierung nicht so gut zufrieden, als die Dänen und Norweger. Die schwedische Historie läugnet zwar nicht, daß sie eine grosse Einsicht und Fähigkeit in Staatssachen besessen, aber sie führt doch verschiedene Klagen, und beschuldigt die Königinn, daß die schwedische Nation von ihr mit grossen Lasten beschwert worden, daß sie eine Schatzung auf den Rücken eines jeden Thiers gelegt, welcher daher der Rückenschatz genannt wor-

Ihr Ruhm.

worden, daß sie alles Geld aus Schweden nach Dännemark geführt, und daß sie die meisten Aemter und Schlösser in Schweden den Dänen anvertrauet. Die schwedischen Geschichtschreiber sagen auch, daß die Königinn, wenn die Stände sich darüber beschwert, und ihr vorgestellt, daß ein solches Verfahren mit denen von ihr gegebenen schriftlichen Versicherungen stritte, diese Antwort ertheilet: Sie sollten sich nur um ihre Papiere bekümmern, für ihre Schlösser und Festungen wolle sie schon sorgen. Sie berichten gleichfalls, daß sie dem jungen Könige Erich diese Lehre gegeben, Schweden soll euch ernähren, Norwegen soll euch kleiden, und Dännemark soll euch vertheidigen. Aber es ist nicht glaublich, daß sie der schwedischen Nation so verächtlich sollte begegnet haben. Ein solches Verfahren kommt auch so wenig mit ihrer Gemüthsart, als mit ihrer beständigen Fürsichtigkeit überein, die Einigkeit der drey Reiche untereinander zu erhalten. Es ist weit glaublicher, daß die Schweden, welche es niemals vergessen konnten, daß sie gleichsam mit Gewalt zu der calmarischen Vereinigung gezwungen worden, alle Gelegenheit ergriffen, ihre Aufführung zu tadeln, und daß sie ihr viele Dinge Schuld gegeben, welche sie niemals verübt. Solches erhellet unter andern aus der Beschuldigung, womit sie dieselbe wegen einer Münze belegten, auf deren einen Seite das Angesicht eines Frauenzimmers, auf der andern aber ein O zu

Beschuldigungen, womit die Schweden die Königinn belegen.

zu sehen war, welches sie aufs häßlichste erklärten, da doch dieser Buchstab nichts anders bedeuten konnte, als entweder ein Oertag oder Oere, welches damals eine gangbare Münze war, oder auch die Stadt Oerebroe, wo die Münze geprägt worden, welches auch vernünftige schwedische Skribenten selbst zugeben. Die Beschuldigung, daß sie die schwedischen Aemter und Schlösser den Fremden anvertrauet, scheint eben so wenig gegründet zu seyn. Denn man sieht aus der Historie, daß zweene schwedische Herren, Algud Magnusön, und Abraham Brodersön ihre grösten Lieblinge gewesen, und von ihr mit Gütern in Dännemark belehnt worden. Was man also hier an der Königinn tadelt, solches ist vielmehr als die vernünftigste und klügste Staatsregel anzusehen, weil sie dadurch die Dänen, Norweger und Schweden so untereinander zu mengen suchte, daß alle drey Völker nur ein Volk werden sollten. Dem sey aber, wie ihm wolle: so dauerte doch die Vereinigung so länge sie lebte. Gleich nach ihrem Tode aber wurden die Reiche mit Streit und Zwiespalt, mit Mord und blutigen Kriegen angefüllet. Und vielleicht haben damals die Schweden diese Dinge erstlich von der Königinn Margareta erdichtet, um ihren Abfall zu rechtfertigen.

Den Dänen ist ihr Andenken heilig.

Von den Dänen hingegen wird diese Fürstinn wegen ihrer Gottesfurcht und Milde, und wegen ihres weisen Regiments, wodurch sie die Ehre des Volks aufs höchste gebracht, bis

bis an die Wolken erhoben. Von dem gemeinen Manne ward sie wegen ihrer Leutseligkeit und Freundlichkeit im Umgange geliebet, und die Zuneigung der Geistlichkeit hatte sie sich durch die grossen Gaben erworben, womit sie die Kirchen und Klöster in allen dreyen Reichen beschenkte. Aber dem dänischen Adel hielt sie den Daumen aufs Auge, und zwar weil derselbe gegen ihren Vater so oft einen Aufstand erregt hatte. Man sagt, daß sie zum Sprichwort gehabt, sie wolle die Aepfelgärten schütteln, die Bäche austrocknen, und die Becher zerbrechen, wodurch sie auf die drey Geschlechter der Abildgaard, Begger und Limbekke zielte, die sie im Zaum halten wollte. In dieser Absicht kaufte sie grosse Güter von dem Adel in Dännemark, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu eräugnete, um dadurch die Macht der Krone grösser, und das Ansehen des Adels geringer zu machen. Das Schloß Egholm kaufte sie von dem Herrn Ivar Lykke in Vensyssel, Hellerslöv und Oerum auf Tye von dem Herrn Nikolas Strangesön, und Rosholm von dem Herrn Nikolas Gundesön. Die Vertraulichkeit, welche sie gegen ihren Beichtvater, den Abt von Sora, bezeugte, gab zu einer gewissen übeln Nachrede Anlaß, und der König Albert warf ihr dieses öffentlich vor, da er sie Munkedeye nannte. Aber wie sollte die Königinn hierinn glücklicher gewesen seyn, als andre regierende Königinnen; denn man trift in den Geschich-

ten

ten nur sehr wenige an, welche von dieser Verleumdung frey gewesen. Was ihre Leibesgestalt anbelangt: so soll sie schwärzlich und mannhaft gewesen seyn, und ihr Vater, der König Waldemar soll in dieser Absicht sowol, als auch wegen ihrer Gemüthseigenschaften und grossen Fähigkeit, oft gesagt haben, daß die Natur bey ihr einen Irrthum begangen, indem sie zu einem Weibe geworden, da sie doch eine Mannsperson hätte werden sollen.

Sie starb in dem neun und funfzigsten Jahre ihres Alters, und nachdem sie sieben und dreyßig Jahre sowol zur Zeit ihres Sohnes Olaus, als ihres Nachfolgers, Erich von Pommern regiert hatte. Denn sie führte das Regiment wirklich unter beyden Königen. Man meint doch, daß sie zu rechter Zeit gestorben, weil der König Erich anfieng, ihr zu Kopfe zu wachsen, und sie vielleicht, wenn sie länger gelebt, in ein Kloster geschickt hätte. Aber ein solches Unternehmen hätte dem guten König überaus gefährlich seyn können. Denn, ob sie gleich ein ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hatte: so war ihr Ansehen dem ungeachtet annoch in den Reichen so groß, daß, wenn der König ein solches Vorhaben hätte bewerkstelligen wollen, es ihr eben so leicht, ja noch viel leichter gewesen wäre, ihn nach Pommern zurücke zu schicken, als es ihm gewesen wäre, sie in ein Kloster zu stecken.

Und

Und dieses ist es, was ich für nöthig erachtet habe, von dieser grossen Königinn hieselbst beyzubringen. Es ist alles aus der allgemeinen dänischen Historie entlehnt, weil ihre Thaten in keinem besondern Buche aufgezeichnet worden, wenn man des Läti Margaretica ausnimt, welches ein poetisches Werk ist, und allein von dem grossen Siege handelt, den sie über den König Albert erfochten. Sie ward anfänglich zu Sora begraben, nachher aber nach Rothschild gebracht, wo ihr der König Erich das alabasterne Grabmaal aufrichten ließ, welches man auch noch daselbst findet.



Elisa=

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Elisabeth,

Königinn in England.

Diese berühmte Königinn ist zu Greenwich den 7 Sept. 1533 geboren, und war eine Tochter Königs Henrichs des Achten, und Annen Bullen, mit welcher der König sich wieder vermählte, als er seine vorige Gemahlin Catharina aus bekannten und von allen englischen Geschichtschreibern weitläuftig angeführten Ursachen verstossen hatte. Weil sehr viele Engländer und Auswärtige diese neue Ehe für unrechtmäßig hielten, und der Pabst in die Ehescheidung mit der Königinn Catharina nicht hatte willigen wollen: so wirkte der König gleich eine Parlamentsacte aus, wodurch die junge Elisabeth zu einer rechtmäßigen Erbin der englischen Krone ernannt ward, wenn kein Prinz aus dieser Ehe folgen sollte. Es waren aber kaum drey Jahre verflossen; so beschuldigte der König seine neue Gemahlinn der Untreue, und ließ dieselbe öffentlich hinrichten, wie in der Geschichte dieser unglückseligen Annen Bullen ausführlich gezeigt worden. An dem unmittelbar auf ihre Hinrichtung folgenden Tage vermählte er sich aufs neue mit Johanna Seymour, mit welcher er den Eduard zeugte, der auch hernach zur Regierung gelangte.

Ihre Geburt.

Diese Veränderung verursachte, daß sowol Elisabeth als die Prinzeßinn Maria, welche der König mit der Königinn Catharina erzeugt hatte, für unrechtmäßige Kinder erkannt, und von der Nachfolge ausgeschlossen wurden. Nach dem Tode des Königes bestieg Eduard den englischen Thron. Dieser liebte die Elisabeth recht herzlich, und nannte dieselbe, ihres vorigen Unfalls ungeachtet, dennoch niemals anders, als seine liebe Schwester. Sie machte sich auch wegen ihrer herrlichen Gemüthseigenschaften bey der ganzen englischen Nation beliebt: Sie war in ihrem siebzehnten Jahre der lateinischen, französischen und italiänischen Sprache mächtig, auch hatte sie bereits in der griechischen Sprache einen ziemlichen Grund gelegt. Ich übergehe hier die andern Wissenschaften, worinn sie es so weit gebracht hatte, daß man sie für ein Wunder der damaligen Zeiten unter dem Frauenzimmer hielte.

Ihr Schicksaal zu den Zeiten des Königs Eduards.

Der Tod des Königs Eduards, welcher einige Jahre darauf erfolgte, versetzte sie in einen gefährlichen Zustand. Aber sie führte sich so klug und behutsam auf, daß ihre Feinde keine Gelegenheit funden, sie zu stürzen. Da nach des Königs Eduards Tode wegen der Erbfolge ein Streit entstand, und Johanna Gray von ihren Anhängern als Königinn zu London ausgerufen ward: so erwählte Elisabeth das sicherste, und schlug sich zu der Partey ihrer Halbschwester Maria. Der Ausgang lehrte

Ihre Aufführung unter der Königinn Maria.

lehrte auch, daß ihre Aufführung in diesem Stücke vernünftig gewesen, da die Partey der Maria die Oberhand behielt. Diese Fürstinn war in der römischen Religion erzogen, und hatte solche auch noch bey Lebzeiten ihres Vaters mit der äussersten Standhaftigkeit vertheidiget. Nunmehr suchte sie dieselbe bey dem Antritte ihrer Regierung wieder öffentlich einzuführen, und bey dieser Gelegenheit musten die eifrigsten Protestanten zum Scheiterhaufen wandern, wo man sie als Ketzer verbrannte. Zur Zeit dieser Verfolgung führte sich Elisabeth so fürsichtig auf, daß niemand an ihr die geringste Neigung zur Reformation wahrnehmen konnte. Man hatte sie aber doch dieser Sache wegen stets im Verdacht, weil sie in der protestantischen Religion erzogen war. Man konnte allem Ansehen nach nicht hoffen, daß Maria Leibeserben erhalten würde, und daher muste man besorgen, daß Elisabeth dereinst alles wieder umstossen dürfte, was Maria gebauet hatte. Aus dieser Ursache rathschlagten die Römischkatholischen miteinander, wie man diesem Unglücke vorbeugen könnte. Die Unterthanen erregten hin und wieder gegen die harte Regierung der Königinn Maria einen Aufstand. Dieses wusten die Katholiken zu ihrem Vortheil anzuwenden, und gaben für, daß Elisabeth mit darinn verwickelt wäre. Sie brachten es auch bey der Königinn dahin, daß Elisabeth ins Gefängniß gesetzt ward. Man ließ die

Ihre Gefangenschaft.

Auf=

Aufrührer peinlich verhören, keiner aber bekannte auf die Prinzeßinn Elisabeth. Nichts destoweniger ward sie aus einem Gefängnisse in das andre geführt.

Verschiedene fremde Potentaten, unter denen auch Christian der dritte, König zu Dännemark war, legten eine Fürbitte für sie ein, jedoch ohne Wirkung. In dieser Versuchung bekannte sich Elisabeth öffentlich zu der römischen Religion, und wohnte der Messe fleißig bey. Aber das Mistrauen konnte doch dadurch nicht gehoben werden, und es scheint, daß man sie würde hingerichtet haben, wenn nicht der spanische Prinz Philippus, der eigne Gemahl der Königinn Maria, aus politischen Ursachen für die Prinzeßinn Elisabeth gebeten hätte.

Sie befindet sich in grosser Gefahr.

Weil nun die Römischkatholischen merkten, daß ihr Anschlag nicht gelingen wollte: so schlugen einige eine Vermählung mit diesem oder jenem fremden Potentaten vor, um sie dadurch weit von dem Reiche zu entfernen. Dieses aber lehnte Elisabeth von sich ab, worüber die Königinn Maria so erbittert ward, daß sie in heftige Worte gegen die Prinzeßinn ausbrach, und sich öffentlich verlauten ließ, daß die schottländische Königinn das nächste Recht zur Erbfolge habe. Daß man übrigens nichts gewaltsames gegen die bedrängte Prinzeßinn vornahm, solches rührte theils von dem Kriege, welchen man in England gegen Frankreich erklärte, theils auch von dem

dem den 17 Nov. 1558 erfolgten Tode der Königinn Maria her, wodurch alles in einen andern Zustand gerieth.

Dieser Todesfall machte alle Minister und Räthe ungemein bestürzt. Denn weil sie alle römischkatholisch waren, und in alle harte Verfolgungen gewilliget hatten, welche unter der Königinn Maria gegen die Protestanten waren verhängt worden: so befürchteten sie, daß ihnen bey der Veränderung der Regierung ein gleiches wiederfahren möchte. Sie funden also für gut, den Tod der Königinn eine Zeitlang zu verhehlen. Es währte aber nicht lange: so war derselbe bereits allenthalben ruchtbar. Es waren damals drey Prinzeßinnen, welche auf die Krone Anspruch machen konnten. Die erste war Elisabeth, eine Halbschwester der verstorbenen Königinn Maria. Die andere war Maria Stuart, Königinn in Schottland, welche von der Schwester, Henrichs des achten, abstammte, und die dritte war Francisca, eine Herzoginn von Suffolk, welche eine Tochter von der jüngsten Schwester dieses Königes war. Das Recht einer jeden Prinzeßinn ward untersucht, und endlich fand das Oberparlament für gut, die Krone der Elisabeth zuzueignen. Das Unterparlament gab kurz darauf auch seine Einwilligung, und also ward Elisabeth öffentlich als Königinn von England ausgerufen. Alle Protestanten freueten sich über diese Erhebung. Die Römischkatholischen aber be-

Sie wird regierende Königinn nach dem Tode der Maria.

trübten sich darüber, wiewol dennoch nicht alle. Einige von ihnen glaubten, daß sie in der Religion keine Veränderung machen würde; einige aber, welche nicht so hitzig waren, freueten sich auf gewisse Art, daß die blutigen Verfolgungen, wodurch Maria das Land in einen übeln Ruf gesetzt hatte, einmal wieder aufhörten.

Elisabeth hatte fünf und zwanzig Jahre zurück gelegt, als sie die Regierung antrat. Sie war wohlgebildet, und hatte etwas erhabnes und majestätisches im Gesichte, woraus aber doch zugleich eine grosse Leutseligkeit hervorleuchtete. Eine gewisse natürliche Lebhaftigkeit und Freyheit, wodurch sie die Herzen aller derer, mit denen sie redete, einzunehmen und zu fesseln wuste, machte sie insonderheit bey den Unterthanen beliebt. Diese Eigenschaften wurden bey dieser Veränderung nicht vermindert, sondern vergrössert, und zwar so sehr, daß einige sich darüber aufhielten, und glaubten, daß die Königinn sich bisweilen in ihrer Aufführung solchen Personen ähnlich stellte, welche sich auf der Schaubühne sehen lassen.

Vergeblicher Vorschlag wegen einer Vermählung mit dem spanischen König

Sobald sie nur den Thron bestiegen hatte, so trug ihr Philipp der andre, König in Spanien, der hinterlassene Gemahl ihrer Schwester Maria, die eheliche Verbindung an. Er versprach ihr zugleich die herrlichsten Vortheile, und machte sich zugleich anheischig, die päbstliche Dispensation wegen dieser Ehe auszuwirken.

wirken. Jedoch diese kluge Königinn, welche etwas ganz anderes im Sinne hatte, als sich mit einem spanischen Könige zu vermählen, hielt ihn mit guten Worten auf, welche aufs behutsamste eingerichtet, und so sehr auf Schrauben gesetzt waren, daß man diesen König nicht erzürnen möchte. Elisabeth hatte die gröste Ursache, diesem Könige auf das freundlichste zu begegnen, weil er ihr Leben durch seine Fürbitte zur Zeit der Königinn Maria gerettet hatte.

Philipp dem andern.

Wie sie endlich dieses Antrags entlediget war: so nahm sie sich für, die Reformation wieder in dem Reiche festzusetzen. Hierzu aber ward eine grosse Behutsamkeit erfordert, und deßfalls war die Aufführung der Königinn im Anfange auch so fürsichtig, daß man nicht eigentlich wuste, was sie für Absichten in Religionssachen haben möchte. Denn da ihr gleich nach dem Antritte ihrer Regierung eine Bittschrift übergeben ward, daß sie vier ansehnliche Gefangene wieder auf freyen Fuß setzen möchte, und man ihr sagte, daß diese vier Gefangene die vier Evangelisten wären: so antwortete sie nichts weiter, als dieses: Sie wisse nicht, ob diese vier Evangelisten selbst verlangten, loszukommen. Ja da Holland und Zeeland ihr die Suverainität über diese Provinzen antrugen: so gab sie den Gesandten Buys und Aldegonde, bey ihrem Aufenthalt in England zu verstehen, daß sie sich gar zu sehr über die Messe ärgerten. Sie sagte des-

Sie verbirgt ihren Fürsatz wegen der Religion.

deswegen zu ihnen, wollet ihr der Messe nicht als einer heiligen Handlung beywohnen; so wohnet derselben als einer Comödie bey. Endlich aber entdeckte sie sich frey, und überlegte in einem geheimen Rathe, welcher aus lauter protestantischen Herren bestand, wie man ein so grosses und wichtiges Werk am besten und sichersten angreifen könnte. Wie alles wohl eingerichtet war: so ließ sie ein Parlament zusammen rufen, welches ihr hierinn zur Unterstützung dienen könnte. Immittelst aber ließ sie aufs strengste verbieten, daß keine Religionsstreitigkeiten auf den Predigtstuhl sollten gebracht werden.

Endlich aber erklärt sie sich doch für die Reformation.

Wie das Parlament versammlet war, so ward gleich in der ersten Seßion der Schluß gefaßt, daß die Religion wieder auf denselben Fuß gesetzt werden sollte, als solche zu den Zeiten Eduard des sechsten gewesen war. Dieser Entschluß verursachte eine grosse Bewegung unter den Bischöfen. Einige von ihnen, welche eben nicht so gar eifrig waren, und sich insgemein nach der Beschaffenheit der Zeiten richteten, liessen es dabey bewenden, daß sie nicht im Parlament erschienen, und zwar theils durch ihre Widersetzlichkeit die Königinn nicht zu erzürnen, theils der Nachrede zu entgehen, daß sie nun die Reformation wieder einzuführen suchten, welche sie unter der Königinn Maria verdammt hatten.

ten. Andre hingegen widersetzten sich öffentlich diesem von dem Parlamente gefaßten Entschluß, wiewol ohne Frucht. Es ward also durch dieses Parlament alles wieder umgestossen, was das vorige einmüthig beschlossen hatte. Man darf sich hierbey nicht so sehr über das Unterparlament, worinn neue Glieder waren, als vielmehr über das Oberparlament wundern, welches aus eben denselben Personen, wie vorher, bestand. Man kann daraus abnehmen, was für einen Einfluß die Könige in England in diese Versammlungen der Stände haben.

Hierauf ward eine neue Commißion angeordnet, um die Religionssachen recht in Ordnung zu bringen, und man setzte eine Zusammenkunft an, wo beyde Religionsverwandten ihre Gründe öffentlich vorbringen, und solche gegen einander behaupten sollten. Allein diese Versammlung gieng fruchtlos ab, weil die Römischkatholischen sich wegerten, aufs neue wegen solcher Sätze mit ihren Gegnern zu streiten, welche bereits ihrer Meynung nach vorher entschieden worden. Vierzehn Bischöfe, ausser andern Priestern und Geistlichen wollten lieber ihre Aemter niederlegen, als sich zur Reformation bequemen. Deren Stellen wurden gleich wieder mit eben so vielen Protestanten besetzt, und England ward in einer kurzen Zeit ganz reformirt, da es neulich alle diejenigen, welche der Refor-

England wird wieder ganz reformirt.

 ma-

mation ergeben waren, mit Feuer und Schwerdt verfolgt hatte.

Gefährliche Umstände für die Königinn Elisabeth.

Obgleich die Königinn auf solche Art durch den Kern der Nation unterstützt ward: so schwebte ihr nichts destoweniger noch manche Gefahr vor Augen. Ein grosser Theil der Engländer war ihr wegen der Religionsänderung nicht gewogen. Der Pabst bemühete sich nebst den eifrigsten römischkatholischen Potentaten, sie vom Thron zu stossen, und überdem hatte sie einen grossen Mitwerber an der Königinn von Schottland, Maria, welche glaubte, daß sie mit Unrecht von der Erbfolge ausgeschlossen worden. Es ward eine ungemeine Fähigkeit erfordert, diese Schwierigkeiten zu überwinden, bey der Königinn Elisabeth aber traf man solche an. Sie bemühete sich deswegen, die Freundschaft mit dem Könige in Spanien eine Zeitlang zu unterhalten, sie schloß auch einen Frieden mit Frankreich, und überließ dieser Krone in demselben Calais auf acht Jahre. Das englische Volk bemühete sich gleichfalls ihren Thron zu befestigen, und das Reich ihren Nachkommen zu versichern. In dieser Absicht hielt das Unterparlament bey ihr an, daß sie sich vermählen möchte; aber die Königinn lehnte diesen Antrag auf eine sehr bescheidene Art von sich ab, und antwortete, daß sie durch ihre Krönung mit ihren Unterthanen vermählt worden, welche sie für ihre Kinder hielte. Uebrigens hätte sie keine Neigung zum Ehestande, und wollte gern

gern mit dieser Grabschrift vergnügt seyn: **Hier ruht eine Königinn, welche so viele Jahre regiert, und als Jungfrau gelebt und gestorben.** Auf solche Art beantwortete sie allemal das Anhalten des Parlaments, wenn solches die Königinn zu einer Vermählung zu bewegen suchte. Man konnte daraus abnehmen, daß sie sich niemals zur Veränderung ihres Standes würde überreden lassen.

Sie schlägt den Ehestand aus.

Ungeachtet die Königinn Elisabeth mit dem Könige in Frankreich, Henrich dem andern, einen Frieden geschlossen hatte: so ließ dennoch dieser König seinen Sohn, Franciscus, welcher sich mit der jungen Königinn von Schottland, Maria vermählt hatte, das Wapen von England annehmen, um dadurch ihren beyderseitigen Anspruch auf dieses Reich zu erkennen zu geben. Elisabeth beschwerte sich höchstens darüber, wiewol vergebens, und da Franciscus nach dem Tode seines Vaters in Frankreich zur Regierung kam: so ward dieser Anspruch noch weit stärker fortgesetzt. Dieses setzte Elisabeth in keine geringe Unruhe, und da sich nachher beständig allerhand beschwerliche Umstände äusserten: so kann man sagen, daß ihre ganze Regierung eine Kette von Widerwärtigkeiten gewesen.

Anfang der Streitigkeiten mit der Königinn von Schottland Maria.

Ehe ich weiter gehe, will ich kürzlich anzeigen, wie der Zustand sowol in als ausser dem Reiche beschaffen gewesen, da Elisabeth die

die Regierung antrat. Die Königinn hatte Frankreich, Schottland, den Pabst und alle römischkatholische Potentaten zu Feinden. Denn obgleich der König in Spanien, Philipp der andre sich noch nicht öffentlich gegen sie erklärt hatte: so merkte sie doch, daß sie ihn nicht unter ihre Freunde zählen konnte, und der Ausgang zeigte auch, daß sie hierinn nicht geirret. Auf der andern Seite muste sie beständig ein Auge auf Irrland, und auf einen grossen Theil ihrer Unterthanen in England haben, welche ihr die Regierung um so viel schwerer zu machen vermögend waren, da sie keine Hülfe von Fremden erwarten konnte. Sie muste sich also nächst GOtt auf nichts zu verlassen, als auf ihre Klugheit und vernünftige Aufführung; wie auch auf ihre eigne getreue Unterthanen, deren Liebe sie sich zu erwerben suchte. Dieses erhielt sie auch durch ihre vortreflichen Eigenschaften, daß man daher mit Wahrheit sagen kann; es sey niemals ein König in England von dem Volke mehr geliebt worden, als diese Königinn. Dadurch, daß sie die protestantische Religion mit Eifer verfochte, verband sie sich die meisten, weil die Vornehmsten und Angesehensten im Lande die Reformation angenommen hatten; durch eine vernünftige Haushaltung aber machte sie sich bey dem ganzen Volke beliebt. Niemals hat ein Regent die Einkünfte mit grösserer Weisheit verwaltet. Sie wandte nichts unnütz an, und war daher im Stande, grosse

Der Zustand des Reichs.

Ihre weise Aufführung.

grosse Dinge auszuführen, ohne ihrem Volke zur Last zu seyn. Bloß, wenn es die hohe Noth erforderte, und dem Lande ein Vortheil daraus entstehen konnte: so sparte sie das Geld nicht, sondern gab alles reichlich her. Sie machte sich ferner auch dadurch insonderheit beliebt, daß sie theils die Aemter nicht anders, als nach Verdiensten austheilte, welches sie in ihrer ganzen Regierung aufs sorgfältigste beobachtete, theils in Ausübung der Gerechtigkeit höchst unpartheyisch verfuhr. Durch diese schönen Eigenschaften nahm sie die Unterthanen so sehr ein, daß sie alle, wie ein Mann, ihre Königinn zu beschützen, sich anheischig machten, und zu allen Schatzungen und Bürden, die man ihnen auch auflegte, bereit und willig waren, weil sie wusten, daß ein jeder Pfennig wohl würde angelegt werden. Die Königinn aber ward dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur ihren vielen und mächtigen Feinden zu widerstehen, sondern auch grosse Unternehmungen im Reiche auszuführen, ja grössere Dinge zu bewerkstelligen, als jemals ein König von England vermögend gewesen.

Eine ihrer Staatsregeln, deren sie sich stets bediente, ihre Feinde zu schwächen, bestand darinn, daß sie Uneinigkeit unter ihnen stiftete, und die Unruhen unterhielt, welche in Frankreich, Schottland und in den Niederlanden ausbrachen, damit ein jeder in seinem Reiche genug zu bestreiten, finden, und sie

also in Ruhe lassen möchte. Die Gottesgelehrten dürften vielleicht ein solches Mittel für unzuläßig halten, die Politici aber sehen es als eine Staatsklugheit an, und Elisabeth hat gewiß durch diese Regierungsregel hauptsächlich ihren Thron befestiget.

Bey solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß so viele, und mit einander streitende Urtheile über diese Königinn gefället worden. Einige preisen sie als die vollkommenste Regentinn, welche jemals den Thron besessen, und erheben ihre Weisheit, Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Liebe gegen die Unterthanen, welche so groß gewesen, daß sie sich selbst oft darüber vergessen, weil sie ihre Gedanken nur bloß auf den Wohlstand und das Vergnügen des Volkes gerichtet. Andre hingegen mahlen sie aufs ärgste ab, und sagen, daß sie durch eine beständige Heucheley und Verstellung ihren lasterhaften Thaten eine Farbe zu geben gewust habe. Und weil die Königinn zu einer Vermählung nicht zu bewegen gewesen: so nehmen sie daher Anlaß, sie eines unordentlichen und unkeuschen Wandels zu beschuldigen. Was das erste betrift: so ist es sehr schwer, davon zu urtheilen, weil GOtt allein das Herz kennet. Und daher handelt man eben so thöricht, als unbillig, wenn man aus einem blossen Mistrauen die besten und nützlichsten Handlungen verhaßt zu machen sucht. Was das leztere anbelangt: so ist keine Königinn, welche un-

Streitige Urtheile über ihre Person.

Des Verfassers Bedenken darüber.

ver-

vermählt geblieben, von dieser Verläumdung befreyet gewesen, und warum sollte denn dieser Königinn nicht ein gleiches wiederfahren. Eine solche Nachrede aber ist nicht von dem geringsten Gewichte.

Ich würde die mir vorgesetzten Schranken weit überschreiten, wenn ich die Geschichte dieser Königinn hier umständlich ausführen wollte, welche eine Zeit von beynahe fünf und vierzig Jahren begreift, und überdem mit grossen und merkwürdigen Begebenheiten angefüllet ist. Ich habe auch in diesem Werke nicht die Absicht, mich mit Kriegs- und Staatshändeln zu beschäftigen, sondern allein solche Umstände anzuführen, welche den Character meiner Heldinnen ausmachen, daher auch diese Schrift mehr moralisch als historisch ist. Ich will mich also bey öffentlichen Staatshändeln nur kurz aufhalten, und bey solchen Begebenheiten weitläuftiger seyn, wobey die persönlichen Eigenschaften herfür leuchten. In Absicht auf die ausländischen Sachen hatte die Königinn bey dem Antritte ihrer Regierung mit Schottland und Frankreich, als dem Bundsgenossen von Schottland, verschiedene Streitigkeiten, und muste desfalls so wol, als auch wegen der Ansprüche der Königinn von Schottland, beständig ein Auge auf dieses Königreich werfen, und die Unruhen, worinn dasselbe damals verwickelt war, unterhalten. Wie der Anfang gemacht ward, liessen ihr verschiedene fremde Potentaten ein Eheverbindniß antra-

tragen. Es waren auch verschiedene von ihren eigenen Unterthanen, welche sich zu einer solchen Vermählung Hofnung machten. Unter denen schien niemand glücklicher zu seyn, als Robert Dudley, dem die Königinn vor allen andern gewogen war. Man muß sich um so viel mehr darüber wundern, weil er keine Eigenschaften besaß, wodurch eine so kluge Königinn hätte können eingenommen werden; und seine Vorzüge, die er etwa haben mochte, wurden durch seine Fehler weit übertroffen.

Ihre Lieblinge.

Ausser diesem Herrn hatte sie noch zweene Lieblinge, aber von einer ganz andern Beschaffenheit. Denn deren Rath bediente sie sich in allen Sachen, die das Reich betrafen. Diese beyden waren Nikolaus Bacon, dem sie das grosse Siegel anvertrauet hatte, und William Cecil, einer der größten Staatsmänner zu den damaligen Zeiten, welcher auch sein Ansehen und das auf ihn gesetzte Vertrauen erhielt, so lange er lebte. Es waren auch der Königinn bey den damaligen bedenklichen Zeiten geschickte Minister unentbehrlich. Denn wohin sie auch nur die Augen wandte, da erblickte sie Feinde. Sie machte sich zwar im Anfange einige Hofnung, daß Philipp der Andre, König in Spanien ihr Freund seyn würde. Wie sie aber im Jahr 1560 durch ihren Abgesandten, Montaign, den König um seine Freundschaft ersuchen ließ: so ertheilte er nicht nur eine kaltsinnige Antwort, sondern gab auch den englischen Ritterorden wieder zurück, den er erhal-

Die Kaltsinnigkeit des Königs Philippus gegen die Königinn Elisabeth.

erhalten hatte. Und hierbey blieb es nicht. Er suchte auch den Pabst Pius den vierten dahin zu bewegen, daß er mit dem Bannstral gegen sie losbrechen sollte, weil sie die Religion in England verändert hätte. Jedoch der Pabst wegerte sich, dieses zu thun, weil er noch immer hofte, die Königinn durch gute Worte und Versprechungen wieder zu der römischen Kirche zu locken. Er versuchte es auch wirklich durch seinen Gesandten Perpaglia. Aber Elisabeth beharrete fest bey ihrem einmal gefaßten Entschlusse, und also gieng diese Gesandschaft ohne die verhofte Wirkung ab. Es muste demnach die Königinn darauf bedacht seyn, durch ihre eigne Macht den Feinden die Spitze zu bieten, welches sie auch glücklich ins Werk setzte, und zwar, ohne dabey ihren Unterthanen eine sonderliche Last aufzulegen. Denn da alle ihre Vorfahren die Gewohnheit gehabt, das Parlament beständig zusammen zu berufen, um Subsidien zu erhalten; so suchte sie durch eine vortrefliche Oekonomie sich mit den ihr verwilligten gewöhnlichen Subsidien durchzuhelfen, daß man daher ihre Regierung, als ein goldnes Zeitalter in England ansieht.

Anschlag der Königinn Maria.

Die schottländischen Händel waren inzwischen in voller Bewegung, und die Unruhe nahm zu, wie die Königinn Maria gleich nach dem Tode ihres Gemahls, Franciscus des andern in Schottland ankam. Diese Königinn suchte die römischkatholischen Unterthanen in

England aufzuhetzen, und führte deswegen einen heimlichen Briefwechsel mit der Gräfinn von Lenox, welche auch von königlichem Geblüte war. Jedoch die kluge Elisabeth erhielt bald Nachricht von diesem Vorhaben, und ließ deswegen die Gräfinn fest setzen. Sie entdeckte gleich darauf einen andern Anschlag, welcher zum Besten der schottländischen Königinn geschmiedet war, und ließ die Stifter desselben zwar anhalten, aber dennoch nicht am Leben strafen.

Ich habe gezeigt, daß die kluge Regierung der Königinn Elisabeth ihren Thron gegen so viele Feinde sicherte, indem sie theils die Herzen der Unterthanen zu gewinnen suchte, theils aber auch die Unruhen unterhielte, welche damals in Frankreich, Schottland, und in den Niederlanden herrschten. Denn da die Reformation in diesen Ländern sehr viele Freunde gefunden, und darüber harte Verfolgungen entstanden waren: so hatte ein jeder Herr genug in seinem eignen Reiche zu bestreiten. In Frankreich verlangten die Hugenotten im Jahre 1562 von der Königinn Elisabeth Hülfe. Sie trug auch kein Bedenken, sich mit ihnen in Unterhandlung einzulassen, sie verlangte aber zu ihrer Sicherheit Havre de Grace, einen Seehafen, welcher eine englische Besatzung haben sollte. Jedoch die Hugenotten giengen nicht lange darauf mit der Regierung einen Vergleich ein, und verliessen also nicht nur die Kö-

Königinn Elisabeth, sondern waren auch den Franzosen behülflich, die Engländer in dem folgenden Jahre wieder aus Havre de Grace zu vertreiben.

In Schottland war alles in grosser Verwirrung. Der Graf Jacob von Murray, welcher die Regierung geführt hatte, ward von der jungen Königinn Maria stark verfolgt. Man trug dieser Königinn verschiedene Parteyen an. Elisabeth hingegen schlug derselben ihren Liebling, den Robert Dudley, vor, weil sie besorgte, daß Maria, wenn sie mit einem auswärtigen Potentaten vermählt werden sollte, in ihrem Anspruch auf England noch mehr dürfte bestärkt werden. Und deswegen wäre es ihr überaus angenehm gewesen, wenn Maria diesen Dudley zum Gemahl erwählt hätte, der von der Königinn Elisabeth zum Grafen von Leicester war gemacht worden. Jedoch Maria wollte sich nicht dadurch fangen lassen, und entschloß sich endlich, um diese Partey von sich abzulehnen, einen andern schottländischen Herrn, den Hinrich Darley, zum Gemahl zu nehmen, der ein Sohn des Grafen von Lenox war. Hierdurch glaubte sie, die Königinn Elisabeth zufrieden zu stellen. Die Vermählung ward auch wirklich vollzogen, ob sie gleich wie ich in der Historie der Königinn Maria zeigen werde, betrübte Folgen hatte. Denn nachdem die Königinn Maria durch den Grafen von Bothwell wegen des an ihrem eignen Gemahl be-

Schottländische Händel.

 gan-

gangnen Mords in Verdacht gerieth, und sich hierauf gar mit dem Bothwell vermählte: so ward sie von ihren eignen Unterthanen verfolgt, und muste im Jahre 1568 die Flucht nach England nehmen.

Die Königinn Maria flüchtet nach England.

Hier ließ sie ein Schreiben an die Königinn Elisabeth abgehen, worinn sie derselben das ihr wiederfahrne Unrecht bekannt machte, und ihren Schutz begehrte. Elisabeth ließ ihr zwar wegen ihrer Ankunft Glück wünschen, sie wegerte sich aber, mündlich mit ihr zu reden, bis die Königinn Maria die Beschuldigungen von sich würde abgelehnt haben, womit man sie belegt hatte. Man rathschlagte nun auch in dem englischen geheimen Rath, was man mit der gefangnen Königinn vornehmen sollte. Einige hielten dafür, man sollte sie wieder auf den Thron setzen, und sagten, es sey sowol der Königinn Elisabeth als andern Potentaten daran gelegen, die Regenten gegen ihre aufrührische Unterthanen zu beschützen. Dieses sahe die kluge Königinn sehr wohl ein; aber sie merkte auch zugleich, daß es ihrem Vortheile nicht gemäß sey, eine Prinzeßinn wieder mit gewafneter Hand auf den Thron zu setzen, welche einen Anspruch auf England gemacht hatte. Sie fand es auch nicht rathsam, diese Fürstinn wieder nach Schottland zurück zu senden, wo ihr Anhang durch Frankreichs Hülfe die Oberhand behalten, und ihr neue Furcht und Unruhe erwecken könnte. Das beste Mittel schien deswegen

gen zu seyn, sie in England zu behalten, welches man auch bewerkstelligte, und bey dieser Gelegenheit ließ Elisabeth eine so grosse Staatsklugheit blicken, als vielleicht je ein Regent bewiesen hatte. Sie hielt die Königinn Maria mit prächtigen und grossen Versprechungen von einer Zeit zur andern auf, und verlangte blos, daß die Beschuldigungen, womit man sie belegt hatte, sollten untersucht werden. Diese Untersuchung ward auch wirklich vorgenommen. Allein Elisabeth wegerte sich, darüber ein Urtheil zu fällen. Maria blieb also in ihrem vorigen Zustande, bis der Graf von Murray einen gefährlichen Anschlag offenbarte, den sie mit dem Herzog von Norfolk angezettelt hatte. Dieses verursachte, daß sie nach dem Schlosse Turbury geführt, und daselbst in Verwahrung gesetzt ward. Wie der Herzog von Norfolk merkte, daß die Sache entdeckt war, so verließ er den Hof. Er ward aber doch nachher gefangen genommen, und in den Towr zu London gesetzt. Hierauf erfuhr man, daß sich noch mehrere zum Dienst der schottländischen Königinn zusammen gerottet. Und daher ward nicht nur die Königinn Maria in eine noch genauere Verwahrung zu Coventry gebracht; sondern auch einige der Schuldigen wurden theils gestraft, theils aber begnadiget.

Elisabeths kluge Aufführung gegen die Königinn Maria.

Verschiedene böse Anschläge gegen Elisabeth zum Dienst der Königinn Maria.

Jedoch hierbey blieb es nicht. Das geheime Verständniß zwischen der Königinn Maria und dem Herzog von Norfolk ward

 beständ-

beständig fortgesetzt. Die Königinn Elisabeth erhielt davon Nachricht, und ließ diesen Herzog, nachdem er vorher verhört, und zum Tode verurtheilt worden, 1572 hinrichten. Die Aufführung der Königinn Maria ward immer verdächtiger, und man entdeckte ein Complott nach dem andern. Aus dieser Ursache sahe sich endlich die Königinn Elisabeth gezwungen, 1586 eine Commißion anzuordnen, welche das Urtheil fällete, daß die Königinn Maria sollte enthauptet werden; und dieses ward auch in dem folgenden Jahre zu jedermanns Erstaunen vollzogen.

Hinrichtung der Königinn Maria.

Ich habe diese Umstände hier nur kurz berührt, weil solche in der Historie Maria Stuards weitläuftiger angezeigt worden. Die kluge Königinn Elisabeth spielte ihre Rolle hierbey ungemein verdeckt und künstlich. Sie stellte sich beständig, als wenn ihr an der Erhaltung der Königinn Maria ungemein viel gelegen wäre. Es muste heissen, als wenn sie von dem englischen Volke gezwungen worden, zu einem solchen harten Verfahren, und zu dieser Hinrichtung zu schreiten. Und wie die Hinrichtung vollzogen war: so stellte sie sich ganz untröstlich und verzweifelnd an. Sie gab in einem Briefe, welchen sie gleich darauf an den Sohn der Maria, den jungen König Jacob in Schottland abfertigte, die innigste Betrübniß zu erkennen, welche dadurch bey ihr erregt worden, und ließ auch ihrem Secretär Davidson, weil derselbe wider ihr

Elisabeths Verstellung.

ihr Wissen mit der Vollziehung des Urtheils so sehr geeilet, den Proceß machen. Sie hat aber dennoch, aller dieser Verstellung ungeachtet, der Nachrede nicht entgehen können, daß sie eine gekrönte Königinn, die mit ihr so nahe verwandt war, hinrichten lassen. Einige halten dafür, daß diese grosse Königinn dadurch ihre Regierung sehr befleckt habe, andre aber suchen diese That zu entschuldigen, weil man eine Zusammenverschwerung nach der andern entdeckt, und daraus hinlänglich abnehmen können, daß Elisabeth nicht sicher auf dem Throne seyn würde, so lange Maria lebte. Was man mit Recht an dieser Aufführung tadeln kann, war die Verstellung der Königinn Elisabeth, welche man nicht anders als ein Schauspiel ansehen kann.

Wie diese Unruhen annoch dauerten: so fielen zugleich auch verschiedene andre wichtige Dinge für. Nicht nur die schottländischen, sondern auch andre Sachen beschäftigten die Königinn, und setzten dieselbe wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten in eine nicht geringe Bekümmerniß. Ihre Minister merkten, daß die Feinde der Königinn niemals ruhig, sondern nach einem mißlungenen Anschlag gleich wieder auf einen andern bedacht wären. Und daher hielten sie es für unumgänglich nöthig, daß die Königinn sich zu einer Vermählung entschlösse, damit sie durch ihre Leibeserben allen die nach der englischen Krone strebten, diese Hofnung vereiteln möchte. Man

Verschiedene Vorschläge wegen der Vermählung der Königinn

Elisabeth mit dem Herzog von Anjou.

Man rathschlagte auch, was für einen Prinzen man zum Gemahl der Königinn bestimmen wollte, und der französische Prinz, der Herzog von Anjou kam zuerst im Vorschlag. Es ward auch der berühmte Franz Walsingham im Jahr 1571 nach Paris geschickt, diese Sache zu Stande zu bringen, und die Unterhandlungen nahmen wirklich ihren Anfang. Weil aber weder dem französischen Hofe noch der Königinn Elisabeth diese Partey recht anständig war: so erhielt dieser Handel das Ansehen eines Schauspiels. Elisabeth aber wuste sich diese verstellte Unterhandlung auf eine doppelte Art zu Nutze zu machen. Theils stellte sie dadurch ihre Minister zufrieden, welche mit aller Macht auf die Vermählung der Königinn drungen. Theils aber hemmte sie auch dadurch die Unternehmungen ihrer Feinde, welche diesem Geschäfte Glauben beylegten, und befürchteten, daß Frankreich und England möchten vereiniget werden. Der Ausgang zeigte, daß man es auf beyden Seiten nicht ernstlich gemeint. Denn man machte wegen der Ehepacten so viele Schwierigkeiten, daß die ganze Unterhandlung endlich fruchtlos abgieng.

Nichts destoweniger fuhren doch beyde Höfe fort, einander auf das höflichste zu begegnen. Denn die Königinn Elisabeth gab der Catharina von Medicis in der Staatsklugheit nicht das geringste nach. In dem folgenden Jahre schlug man der Königinn Elisabeth den jüngern Bruder des Herzogs von Anjou,

den

den Herzog von Alencon vor. Die Königinn erklärte sich hiezu dem äusserlichen Ansehen nach nicht ungeneigt, ob sie sich gleich mit diesem letztern so wenig als mit dem erstern zu vermählen gedachte. Wie man diese Sache am eifrigsten trieb, war die Königinn bereits fünf und vierzig Jahr alt, der Herzog aber hatte nicht mehr als zwanzig zurück gelegt. Deswegen konnten einige, welche die eigentlichen Absichten dieser Königinn nicht wusten, und die Beschaffenheit ihres Gemüths nicht hinlänglich kannten, sich nicht genug wundern, daß dieselbe die Gesandtschaft, welche der Herzog 1578 nach England schickte, die Anwerbung zu thun, so freundlich empfieng. Sie wuste ihre Rolle so gut zu spielen, daß viele, ungeachtet beyde an Jahren so sehr von einander unterschieden waren, dennoch dieser Sache Glauben beyzumessen anfiengen. Zum wenigsten glaubte der Herzog, daß es die Königinn ernstlich meynte. Denn er besuchte 1579 in eigner Person, wiewol unbekannter Weise, den englischen Hof, und reisete nach einigen mit der Königinn angestellten geheimen Unterredungen sehr vergnügt wieder zurücke. Im Jahr 1581 kam er zum zweytenmal nach England, wo er eben so freundlich wie vorher empfangen ward. Ja die Königinn steckte ihm sogar einen Ring an seinen Finger, welchen sie von dem ihrigen abgezogen hatte. Jedoch der gute Herzog merkte mit der Zeit, aus den vielen Schwierigkeiten, welche allenthal-

Mit dem Herzog von Alencon.

ben

ben gemacht wurden, daß er zuletzt einen Korb erhalten dürfte. Und deswegen verließ er England wieder in dem folgenden Jahre.

Viele haben dieses Verfahren der Königinn, und andre dergleichen Dinge als ein Schauspiel angesehen, und diejenigen haben nicht gänzlich unrecht, welche ihr ein gewisses komisches Wesen beylegen. Es ist aber bereits vorher von mir gezeigt worden, daß sie durch solche Verstellungen ihre Mitwerber zu entwafnen, und ihnen die Hofnung zu benehmen suchte, welche sie sich zu der englischen Krone machen konnten. Es scheint aber doch auch zugleich, daß eine gewisse Art der Eitelkeit hiermit verknüpft gewesen, weil ihre ganze Aufführung zu erkennen giebt, daß sie einen grossen Gefallen daran gehabt, von den Mannspersonen bewundert und angebetet zu werden. Daher rührte es zum Theil, daß sie allen denen, welche um sie anhielten, so freundlich begegnete. Und deswegen machten sich auch einige derselben zu einer wirklichen Vermählung Hofnung. Unter diesen befand sich auch der schwedische Prinz Erich, welcher nachher den schwedischen Thron bestiegen. Dieser that gleich bey dem Antritte ihrer Regierung einen Versuch, und fertigte in dieser Absicht seinen alten Lehrmeister den Dionysius nach England ab. Derselbe machte seinem Principal zu einem glücklichen Erfolg so grosse Hofnung, daß der Prinz den Entschluß faßte, in eigner Persohn bey der Königinn seinen Besuch abzulegen,

Mit dem schwedischen Prinzen Erich.

gen, und ließ zu dem Ende bey dem Könige Friedrich dem andern, um einen Reisepaß anhalten. Jedoch sein Vater, der kluge König Gustav fand es nicht für gut, bey seinem hohen Alter seinen ältesten Sohn aus dem Reiche reisen zu lassen, und trug daher seinem jüngern Sohne Johann, nebst dem Steen Erichson dieses Geschäfte auf. Die Königinn ertheilte ihnen eine so geneigte Antwort, daß sie gleichsam im Triumph aus London abreiseten, und dem Prinzen Erich bey ihrer Zurückkunft wissen liessen, daß nichts weiter, als seine Gegenwart fehlte, das Beylager gleich zu vollziehen. Man machte daher allerhand Zurüstungen. Erich schickte eine ansehnliche Summe Geldes nach England, und begab sich selbst auf die Reise. Weil aber eben damals der Todesfall seines Vaters einfiel: so ward die fernere Reise aufgeschoben. Er merkte endlich, daß die Königinn ihn nur mit leeren Worten aufhielte, und wandte daher seine Gedanken auf die heßencaßelsche Prinzeßinn, um welche er, jedoch auf eine solche Art anhielt, daß er die mit Elisabeth angefangene Unterhandlung nicht gäntzlich fahren ließ. Weil aber seine Briefe, die er beyden zugleich zuschrieb, aufgefangen, und sowol der Königinn als der Prinzeßinn von Hessen zugestellet wurden, so erhielt er zweene Körbe auf einmal.

Ihre Verstellung bey diesen Vorschlägen.

Ich habe bereits vorher erwehnt, daß die Königinn Elisabeth ihren Thron hauptsächlich

lich durch diese Staatsregel zu befestigen gesucht, daß sie die in der Nachbarschaft entstandenen Empörungen und Streitigkeiten mit grosser Klugheit zu unterhalten suchte. Die Niederlande waren bereits seit einer langen Zeit einer sehr grossen Unruhe unterworfen. Die bedrängten und verfolgten Protestanten, welche gegen die harte spanische Regierung einen Aufstand erregt hatten, vertheidigten ihre Freyheit mit einer unbeschreiblichen Tapferkeit. Vier Provinzen, nämlich Holland, Seeland, Utrecht und Friesland verbunden sich 1579 durch die so bekannte ütrechtsche Verein, und mit der Zeit traten noch drey andre Provinzen hinzu. Weil sie aber allein aus eignen Kräften nicht vermögend waren, dem mächtigen Spanien zu widerstehen: so suchten sie bald bey diesem, bald bey jenem Reiche Hülfe, und boten endlich der Königinn in England die Souverainität an. Diesen Antrag aber lehnte die Königinn von sich ab, um nicht mit Spanien in einen offenbaren Krieg zu gerathen. Sie ließ es allein dabey bewenden, daß sie einige Hülfsvölker unter der Anführung ihres Lieblings, des Grafen von Leicester, dahin absandte, und zugleich durch ein Manifest bekannt machte, daß sie deswegen den Frieden mit Spanien nicht brechen wollte. Weil sie aber dennoch leicht voraus sahe, daß der König Philipp diese Hülfsleistung nicht anders als einen Friedensbruch aufnehmen, und sie daher gewiß mit Spanien zerfallen würde: so suchte

Die vereinigten niederländischen Provinzen suchen bey ihr Schutz.

Sie schickt ihnen Hülfe.

suchte sie diesem Sturme vorzubeugen, und schickte eine Flotte nach Amerika, um sich daselbst einiger spanischen Provinzen zu bemächtigen. Diese Flotte ward durch den Grafen von Carlile angeführt, welcher den berühmten Seeheld, Drake, bey sich hatte. Die Engländer bemächtigten sich gleich St. Jago, einer Insel des grünen Vorgebürgs. Hierauf eroberten sie in Amerika St. Domingo, Carthagena und andre Städte. Damals bemühte sich auch ein andrer Engländer, John Davis, einen Weg gegen Norden nach Ostindien ausfündig zu machen. Er fand endlich auch die Meerenge zwischen Neugrönland und Neubritannien, welche noch den Namen führet Strat Davis, oder die davisische Meerenge, ob man gleich wegen des Eises nicht durch dieselbe kommen kann.

Eroberungen in dem spanischen Amerika.

Zu eben derselben Zeit, wie sie den bedrängten Niederländern Hülfe schickte, unterstützte sie auch die Hugenotten in Frankreich, und also ward diese Königinn, von welcher man glaubte, daß sie ihren eignen Thron nicht beschützen könnte, den mächtigsten europäischen Reichen ein Schrecken. Doch hatte die Hülfe, welche sie den vereinigten Provinzen durch den Grafen von Leicester zusandte, diesesmal keine sonderliche Wirkung, woran der Hochmuth dieses Mannes schuld war. Denn er hatte kaum die oberste Gewalt über diese Völker erhalten, da man schon merkte, daß er die vereinigten Provinzen ihrer Freyheit zu berauben, und

Die Königinn leistet den Hugenotten in Frankreich Hülfe.

sich

sich zum Herrn über dieselben aufzuwerfen suchte. Wie aber dieser Anschlag kund ward, und die Stände ihr Misvergnügen darüber zu erkennen gaben, so verließ er die Niederlande wieder.

Elisabeth irrte nicht, da sie den Sturm voraus sahe, welcher aus Spanien auf sie losbrechen würde. Denn sie erhielt in dem Jahre 1587 Nachricht, daß der König Philipp der andre grosse Zurüstungen mache, welche auf England zielten. Sie fertigte daher sogleich den berühmten Drake mit einer guten Flotte ab, und ertheilte ihm Befehl, alle spanische Schiffe zu verbrennen, die ihm begegnen würden. Er führte dieses auch mit grosser Geschicklichkeit aus, und richtete sehr viele Schiffe zu Grunde. Philippus aber säumte an seiner Seite auch nicht, und hatte den Entschluß gefaßt, England selbst mit äußerster Macht anzugreifen, um sich dieses Reichs zu bemächtigen. Zu dem Ende hatte er bereits ehedem die Königinn Maria überredet, ihm ihr Recht auf England zu übertragen. Er bediente sich aber auch noch ausserdem eines andern Anspruchs, und gab für, er sey ein katholischer König, welcher von dem lankasterschen Hause abstamme, Elisabeth aber sey aus einer unrechtmäßigen Ehe erzeugt, und habe sich überdem durch ihre Religionsänderung der Krone unwürdig gemacht. Um seinen Zug gegen England mit desto grösserm Nachdruck anzufangen, brachte er es bey dem Pabst Sixtus dem fünften dahin, daß er gegen

Spanien rüstet sich zu einem Kriege gegen England.

Elisabeth wird von dem Pabst in den

gegen die Königinn Elisabeth den Bannstrahl ergehen ließ, und die Unterthanen von dem ihr geleisteten Eyd der Treue lossprach. Der König in Spanien hatte bereits seit einer langen Zeit alle Mühe angewandt, eine mächtige Flotte in die See zu schicken. Solche Flotte bestand aus hundert und funfzig Schiffen, worauf unter der Anführung des Herzogs von Medina Celi neunzehntausend Mann befindlich waren. Der Herzog von Parma hatte gleichfalls Befehl erhalten, dreyßigtausend Mann aus den Niederlanden einzuschiffen.

Kirchenbann gesetzt.

Elisabeth aber ließ deswegen doch den Muth nicht sinken. Sie rüstete gleichfalls eine ansehnliche Flotte aus, obgleich solche mit der spanischen weder in Absicht auf die Menge, noch auf die Grösse der Schiffe in Vergleich kam. Denn eine solche Flotte war vorher noch nicht in der See gesehen worden, und daher legte man ihr auch den Namen einer unüberwindlichen Flotte bey. Indessen war doch Elisabeth, bey allen Anstalten, welche sie zu einer tapfern Gegenwehr vorkehrte, immer sehr unruhig. Sie muste nunmehr erfahren, was sie von dem Anfange ihrer Regierung an beständig abzuwenden gesucht, und wesfalls sie theils die in andern Ländern herrschenden Unruhen unterhalten, theils auch fremden Prinzen zu einer Vermählung Hofnung gemacht hatte. Nun aber war die Zeit erschienen, da sie sich aus allen Kräften selbst vertheidigen muste. Sie besorgte bey diesen Umstän-

Die spanische unüberwindliche Flotte.

ständen, daß die Einwohner in Irrland, welche gröstentheils eifrige Katholiken waren, Spaniens Parten ergreifen, und sich mit dieser Krone vereinigen möchten. Die gröste Unruhe aber erweckte ihr der junge König Jacob von Schottland, dessen Mutter sie vor kurzer Zeit hinrichten lassen. Sie suchte denselben daher durch allerhand Versprechungen, und insonderheit durch die Zusage, daß sie ihm die Nachfolge auf den englischen Thron nach ihrem Ableben zuwege bringen wollte, zufrieden zu stellen, und richtete dadurch auch wirklich so viel aus, daß er sich nicht in diese Unruhe mischte.

Wird zu Grunde gerichtet.

Ich will den wirklich darauf erfolgten spanischen Krieg hier nicht weitläuftig beschreiben, weil ich in diesem Werke nicht die Absicht habe, von Kriegshändeln ausführlich zu reden. Es ist zu meinem Endzwecke hinlänglich, wenn ich anführe, daß diese so genannte unüberwindliche Flotte theils durch Sturm, theils durch die englischen Schiffe zu Grunde gerichtet worden, welche letztern, weil sie leicht und besser gebauet waren, weit mehr als die grossen und schweren spanischen Schiffe ausrichten konnten. Dieß geschahe im Jahr 1588. Der König Philipp hörte diese betrübte Zeitung, daß seine grosse Flotte, auf deren Ausrüstung er drey Jahre angewandt hatte, zu Grunde gerichtet worden, mit einer unglaublichen Kaltsinnigkeit an, und antwortete bloß:

Wir

Wir haben Ursache, GOtt zu danken, daß der Schaden nicht grösser ist, oder wie andre berichten, Ich habe meinen Völkern nicht befohlen, mit dem Sturm zu kämpfen. England aber ward mit Freude und Triumph angefüllt, und alle Ehre ward nächst GOtt der Königinn beygelegt. Man handelte auch hierinn nicht unrecht, ihre vortreflichen Anstalten, und ihre vernünftige Haushaltung ersetzten alles, was etwa hie und da fehlen mochte. Ihre genaue und sorgfältige Wirthschaft gieng so weit, daß einige dieselbe als einen unanständigen Geiz auslegten. Sie veränderte aber dennoch, ob ihr gleich dieses zu Ohren kam, ihre vorige Aufführung nicht; weil sie gewiß wuste, daß dasjenige, was andre Geiz nannten, nichts anders, als eine gute Haushaltung war. Sie setzte sich dadurch in den Stand, daß sie das Parlament nicht beschweren durfte, welches daher, wenn die Noth es erforderte, ihr alles mit der grösten Bereitwilligkeit zustand, was sie verlangte, ohne daß der gemeine Mann darüber gemurret hätte.

Obgleich die Spanier im Jahr 1588 so gewaltig eingebüßt hatten: so setzten sie dennoch den Krieg fort, worinn England grossen Vortheil zur See hatte. Die Königinn aber hielte mit dem Könige Henrich dem vierten von Frankreich Freundschaft, dem sie 1591 einige tausend Mann unter dem Grafen von

Kaltsinnigkeit zwischen der Königinn Elisabeth

und dem Könige Henrich dem vierten von Frankreich.

Essex zu Hülfe schickte. Diese Freundschaft währte so lange, bis dieser König die reformirte Religion verließ. Durch diese unvermuthete Begebenheit erkaltete die Freundschaft. Die Königinn warf ihm seine Aufführung in einem harten Briefe vor, und die Unterschrift lautete: Votre bonne Soeur a la vieille mode: Je n'ai que faire de la nouvelle. Elisabeth. Weil sie aber beyde einen gemeinschaftlichen Feind an Spanien hatten, so ward die Freundschaft wieder erneuert, bis endlich König Henrich einen besondern Frieden mit Spanien schloß, und die Königinn allein zurück ließ. Sie muste deswegen mit ihrer eignen Macht dem König Philipp allein Widerstand thun, welcher bald in England, bald in Irrland zu verschiedenen malen, wiewol allezeit vergebens, zu landen und einzubrechen suchte, und diese Feindschaft, so lange er lebte, fortsetzte. Dieser Krieg legte den Grund zu der Republik der vereinigten Provinzen, welche schwerlich würden vermögend gewesen seyn, gegen die grosse spanische Monarchie Stand zu halten, wenn sie nicht durch England wären unterstützt worden. Der König Philipp starb 1598, und die Königinn ward dadurch von einem ihrer bittersten und gefährlichsten Feinde befreyet.

Ihr bitterster Feind, der König Philipp stirbt.

In diesem Jahre trug sich an dem englischen Hofe eine merkwürdige Begebenheit zu, welche verdient umständlich angeführt zu werden. Nach dem Tode des Grafen von Leicester

ster war kein Unterthan bey der Königinn in grössern Gnaden, als der Graf von Essex, und diese Gnade gieng so weit, daß einige glaubten, sie erstrecke sich weiter, als auf eine blosse Freundschaft und Vertraulichkeit. Diese Gnade währte bis 1598, da ein Statthalter nach Irrland sollte geschickt werden. Die Königinn, welche diese Sache mit dem Grafen von Essex überlegte, fiel auf einen gewissen Mann, welcher William Knolles hieß. Essex aber brachte einen andern in Vorschlag, und bestand so sehr auf seine Meynung, daß er, wie er merkte, daß sein Vortrag nicht geachtet ward, der Königinn, und zwar auf eine so unanständige und hochmüthige Art den Rükken wandte, daß sich dieselbe nicht enthalten konnte, ihm im Eifer eine Ohrfeige zu geben. Essex, welcher sehr hitzig war, grif gleich nach dem Degen. Einer von den Umstehenden aber hinderte ihn, daß er denselben nicht entblössen konnte. Worauf er voller Verbitterung weggieng.

Geschichte des Grafen von Essex.

Diese Sache ward doch dießmal nicht weiter getrieben. Man findet vielmehr, daß Essex nicht nur nachher sich mit der Königinn wieder unterredet, sondern auch selbst zum Statthalter in Irrland erklärt worden. Von der Zeit an merkte man doch, daß er mit gewissen Anschlägen schwanger gieng. Denn er suchte sich bey dem gemeinen Manne beliebt zu machen, und brachte es auch durch seine beständige Freundlichkeit und Dienstfer-

tigkeit dahin, daß man ihn fast anbetete. Er bemühte sich gleichfalls, die Zuneigung des Kriegsvolkes zu gewinnen, und vielleicht ist solches von ihm in einer guten Absicht geschehen. Seine Feinde aber nahmen daher Gelegenheit, ihn verdächtig zu machen, und seine Freunde trugen selbst das ihrige dazu bey, indem sie zur Unzeit so prächtig von seiner Abkunft redeten, daß er aus dem Geblüte der alten schottländischen und englischen Könige entsprossen sey, gleichsam als wenn sie dadurch zu erkennen geben wollten, daß dieser Graf nach der Königinn der nächste zur Krone sey. Man hatte ihm auch ein Buch zugeschrieben, worinn der Verfasser das Recht aller derer untersucht, welche auf die englische Krone einen Anspruch machen konnten.

Sein Uebermuth.

Der Graf von Essex ward durch eine so übertriebene Schmeicheley immer mehr in seinem Uebermuth bestärkt, und seine Feinde suchten solchen selbst zu vermehren, um ihn desto eher zu stürzen. Obgleich dieser Herr eine grosse Einsicht und sehr schöne Eigenschaften besaß: so war es doch etwas leichtes, ihn durch Schmeicheley ins Netz zu ziehen, weil er durch seine eigne Verdienste aufgeblasen war, und alle Engländer neben sich verachtete. Er begab sich 1599 mit dem Patente der Königinn nach Irrland, um die Aufrührischen daselbst wieder zum Gehorsam zu bringen. An statt aber, daß er den Befehl der Königinn ausführen sollte; so verfuhr

er

er nach seinem eignen Kopfe, und ließ sich mit Tyro, dem Anführer der Rebellen in eine Unterhandlung ein. Hierdurch ward Elisabeth so sehr aufgebracht, daß sie einen harten Brief an ihn abließ, worinn sie ihm seine Aufführung vorwarf. Der Brief hatte bey diesem hochmüthigen Herrn eine solche Wirkung, daß er gleich den Entschluß faßte, mit dem Kern seiner Völker nach England überzugehen, um sich an seinen Feinden zu rächen, und bildete sich ein, daß er einen grossen Anhang unter dem gemeinen Manne finden würde. Diesen Fürsatz ließ er zwar hernach wieder fahren, er reisete aber dennoch ohne Erlaubniß allein nach England, um die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen. Die Königinn fand, daß er seine Sache sehr schlecht vertheidigte, und weil sie überdem nicht damit zufrieden, daß er ohne Erlaubniß nach England gekommen war: so ließ sie ihn fest setzen. Währender Zeit ward seine Aufführung auf Befehl der Königinn durch den Rath untersucht, und das Urtheil fiel dahin aus, daß er sich vergangen hätte. Weiter wollte die Königinn die Sache nicht treiben, weil ihre Absicht allein dahin gerichtet war, seinen Stolz zu demüthigen, und diesem Grafen zu zeigen, daß sie seine Persohn nicht ohne Ursache anhalten lassen.

Er wird gesetzt.

Er blieb nachher noch eine Zeitlang sitzen, und wandte seine Zeit blos auf geistliche Dinge. Er ließ auch solche bewegliche und demü-

thige Briefe an die Königinn abgehen, daß dieselbe glaubte, sein Hochmuth sey nunmehr gedämpft. Er erhielte daher Erlaubniß nach seinem eignen Hause zurück zu kehren. Es ließ sich alles so glücklich für den Herzog an, daß es schien, er würde wieder zu der vorigen Gnade bey der Königinn gelangen; zumal da dieselbe ihm bereits verschiedene Proben davon gab. Aber durch seine eignen Freunde und Hausgenossen ward alles wieder verderbt. Denn diese liessen allenthalben ausbreiten, daß der Herzog mit Unrecht verfolgt würde, und machten seine Unschuld so groß, daß die Königinn gezwungen ward, ihrer eignen Ehre halber die Sache wieder vornehmen zu lassen, und eine Commißion anzuordnen, welche hierinn das Urtheil sprechen sollte. Damit sie aber dennoch auch zugleich ihre Mäßigung zeigen möchte: so ließ sie den dazu verordneten Herrn wissen, daß sie nicht die Absicht hätte, den Grafen mit einer schimpflichen Strafe zu belegen, sondern daß sie demselben allein zeigen wollte, daß er gegen seine Pflicht gehandelt, und ihren Befehlen nicht nachgelebt habe.

Wie er vor dem Gericht erschien, so ward ihm vorgehalten, daß er so wenige Ehrfurcht gegen den Befehl der Königinn blicken lassen, daß er mit dem Anführer der Rebellen in Irrland in eine geheime Unterhandlung getreten, und endlich, daß er ohne Erlaubniß die ihm anvertraute Stelle verlassen habe. Er fiel hierauf auf die Knie, und preisete die Gnade der

der Königinn gegen seine Persohn. Er erklärte zugleich öffentlich, daß er seine Fehler nicht beschönigen wollte. Er erkannte sich schuldig, betheuerte aber bey seiner Ehre, daß er niemals auf einen strafbaren, und der Königinn schädlichen Anschlag bedacht gewesen. Das Urtheil war folgendergestalt abgefaßt, daß er seiner Stelle, die er im geheimen Rath bekleidet, wie auch seiner andern hohen Aemter entsetzt seyn, und so lange, als es der Königinn gefiele, gefangen bleiben sollte. Er hörte das Urtheil mit grosser Demuth an, und die Königinn war so vergnügt darüber, daß sie ihn in völlige Freyheit setzte, und ihm nur blos den Hof verbieten ließ.

Er begab sich hierauf aus der Stadt; gab aber auch zugleich zu erkennen, ehe er wegreisete, daß er keine Ruhe haben würde, ehe er noch einmal die Gnade genossen, Ihro Majestät wieder zu sehen. Bis er dieses Glücks theilhaftig würde, wollte er wie Nebukadnezar unter den Thieren leben, und Gras auf dem Felde essen, bis der Zorn der Königinn sich völlig gelegt hätte.

Jedoch dieser Herr konnte die rechte Zeit nicht mit Geduld erwarten. Er suchte gleich wieder allerhand von der Königinn zu erhalten, welches ihm aber nicht aus Ungnade gegen seine Persohn, sondern seine Geduld auf die Probe zu stellen, abgeschlagen ward. Indessen nahm der Graf diese abschlägige Antwort mit solcher Bitterkeit auf, und ließ so

harte Worte gegen die Königinn fallen, daß dieselbe daraus abnehmen konnte, daß bey ihm alle Hülfe verlohren sey. Einige gaben ihm den Rath, daß er mit Macht suchen sollte, sich in Credit zu setzen, und seine Feinde zu fällen, welche sich um der Persohn der Königinn befünden. Diesem Anschlag folgte er, und sein Haus war hierauf allen denen offen, die mit dem Hofe misvergnügt waren. Desfalls gerieth er in den Verdacht, daß er mit gefährlichen Anschlägen umgienge, und die Königinn fand für nöthig, gewisse Kundschafter zu unterhalten, welche ihr berichten konnten, was er redete, und in seinem Hause vornähme. Sie erfuhr auch durch dieses Mittel seine thörichten Reden, und seine seltsame Aufführung. Die Bosheit und Bitterkeit des Grafen gieng inzwischen immer weiter. Er war darauf bedacht, sich der Persohn der Königinn zu bemächtigen, um dieselbe dadurch zu zwingen, alle diejenigen zu entfernen, die seine Feinde waren. Andre glauben, daß er eine noch gefährlichere Absicht gehabt, nämlich die Königinn vom Thron zu stossen, und den jungen König von Schottland wieder darauf zu setzen.

Seine Rebellion.

Er fertigte auch wirklich ein Schreiben an denselben ab, und munterte ihn dazu auf. Zugleich sammlete er eine Anzahl Kriegsleute, welche er in London und ausserhalb der Stadt verlegte, damit er sich derselben gleich bedienen könnte. Die Königinn, der es niemals an guten Nachrichten fehlte, ließ den Grafen, so

bald

bald sie dieses erfuhr, durch ihren Rath für sich fordern. Er ward aber von jemanden vermittelst eines geschriebenen Zettels gewarnet, und gab deswegen zur Antwort, er sey wegen einer Krankheit nicht vermögend, aus dem Hause zu gehen. Weil er aber hieraus merkte, daß es nicht länger Zeit sey, zu warten: so faßte er den Entschluß, die Bürger und Einwohner in London zum Aufruhr zu bewegen. Jedoch die kluge Königinn ließ es nicht dazu kommen, sondern sandte gleich einige Mannschaft hin, ihn und seine Anhänger in Verhaft zu nehmen. Drey Minister, welche sie zugleich mit abfertigte, traten ins Haus, und fragten im Namen der Königinn, wozu die vielen bewafneten Leute, mit denen er umgeben sey, dienen sollten. Er bat, daß sie mit ihm in sein Cabinet gehen möchten, und wie er sie hineingeführt hatte, so entschuldigte er sich, daß er sie verlassen müste, weil ihn einige Geschäfte in der Stadt dazu nöthigten. Er gieng hierauf von ihnen, und ließ die Thüren zuschliessen; daß also diejenigen, welche ihn in Verhaft nehmen sollten, selbst in Verhaft geriethen.

Sobald er in die Stadt gekommen war, rief er ganz laut, **Für die Königinn! Für die Königinn! Man steht mir nach dem Leben.** Es wollte aber niemand zu ihm treten; Und ob sich gleich eine grosse Menge Volks aus Neugierde versammlete, und der

Graf zu schreyen fortfuhr, Greift zum Gewehr, meine Freunde, wenn ihr mir dienen wollt: so bewegte sich doch kein Mensch. Wie er noch hiermit beschäftigt war, so sagte man ihm, daß er als ein Landesverräther ausgerufen worden. Er hielt es deswegen am rathsamsten, wieder zurück zu gehen, und da er an der Themse einige kleine Fischerböthe antraf: so trat er in eines derselben, und ließ sich nach seinem Hause bringen. Hier ward er alsobald gleichsam belagert; und seine Anhänger riethen ihm, einen tapfern Widerstand zu thun, und lieber mit dem Degen in der Faust, als durch die Hand des Scharfrichters zu sterben. Der Graf aber ward gleich anders gesinnet, und fand für gut, sich zu ergeben. Er ward daher gleich nach dem Towr in London gebracht, und seine Anhänger wurden in andern Gefängnissen verwahret; worauf die Königinn den Unterthanen für ihre bey diesen Umständen erzeigte Treue danken ließ.

Kurz hernach ward der Graf als ein Landesverräther zum Tode verdammt. Er hörte sein Urtheil mit grosser Andacht an, und schien seine Aufführung zu bereuen. Der 25 Febr. des 1601 Jahres ward zur Vollziehung des Urtheils angesetzt. Die Königinn war an diesem Tage ungemein unschlüßig. Sie gab auch Befehl, mit der Hinrichtung inne zu halten, kurz darauf aber befohl sie, damit fortzufah-

zufahren. Diese Wankelmüthigkeit, sie mag nun verstellt, oder wahr gewesen seyn, hat zu verschiedenen Romanen und Schauspielen Anlaß gegeben, worinn Elisabeth als eine Persohn vorgestellt worden, die zugleich von Liebe und Zorn bestritten wird, daß man nicht wissen konnte, welche Leidenschaft die Oberhand behalten würde. Weil aber die Königinn bereits acht und sechzig Jahr zurück gelegt hatte, und also in einem Alter war, wo die Liebe natürlicher Weise keine sonderliche Kräfte mehr haben kann: so sieht man, daß die Verfasser sich einer poetischen Freyheit bey dieser Vorstellung bedienet, welche ohne alle Vernunft ist.

Seine Hinrichtung.

Sobald der Graf von Essex aufs Schavott getreten war, so entblößte er sein Haupt, sahe gen Himmel, und bekannte seine Sünden in einer beweglichen Rede. Und nachdem er seine Seele GOtt befohlen, ward sein Kopf mit dem dritten Hieb abgehauen. So war das Ende dieses grossen Mannes, welcher unter allen Unterthanen der Königinn am liebsten gewesen. Ich habe für nöthig gehalten, seine Geschichte umständlich anzuführen, theils weil sie dem Leser nicht unangenehm seyn kann, theils weil solche auch dazu dienet, den Character dieser Königinn zu erkennen. Man sieht daraus, daß sie sich nicht sklavisch durch ihre Lieblinge regieren lassen, sondern daß sie Muth und Herz gehabt, dieselben zu zähmen, wenn sie ihrer Gnade misbrauchen wollen.

Die Historie ist übrigens auch in einem Schauspiel, unter der Aufschrift, der Graf von Essex, vorgestellt worden.

Dieses geschahe gegen das Ende der Regierung der Königinn Elisabeth, und wie sie bereits ein hohes Alter erreicht hatte. Man bemerkt auch aus dieser Begebenheit, daß die vorige Munterkeit und die Kräfte des Gemüths bey ihr auch in den letzten Jahren nicht abgenommen. Die kurze Zeit, die sie noch auf der Welt zubrachte, wandte sie darauf an, den irrländischen Aufruhr zu dämpfen, welches sie auch kurz vor ihrem Tode zu Stande brachte, da der Anführer der Rebellen, der Graf von Tyro, sich unterwarf, und ihr zu Fusse fiel. Sie siegte also über alle ihre Feinde, und setzte ihre Reiche in den allerglückseligsten Zustand, worinn dieselben jemals gewesen sind. Die Gerechtigkeit ward ohne Partheylichkeit ausgeübt. Handel und Wandel blüheten. Die Ehre der Nation ward auf den höchsten Gipfel gebracht, und der Grund zu dem Reichthum und Ansehen, des englischen Volks gelegt, wozu dasselbe nachher gelangt ist. Zwischen dem Hofe und den Parlamentern war stets die liebreichste und genaueste Verbindung, und da die Reden an beyden Seiten sowol vorher als auch nachmals nichts anders als blosse Complimenten gewesen: so waren sie unter der Regierung der Königinn Elisabeth ernstlich und aufrichtig. Man kann daher leicht abnehmen, was für eine

Glückseligkeit Englands unter dieser Königinn.

eine innige Betrübniß der Tod dieser grossen Königinn in dem ganzen Lande nach sich gezogen.

Am Ende des Jenners 1603 fieng sie an, die Schwachheit zu empfinden, wodurch sie auch ins Grab gelegt ward. Man sahe es als eine böse Vorbedeutung an, daß sie gezwungen ward, den Ring von ihrem Finger abfeilen zu lassen, von welchem sie zu sagen pflegte, daß sie dadurch mit ihrem Volke vermählt worden. Sie hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und daher war es nicht zu vermuthen, daß sie sich wieder erhohlen würde. Desfalls ward sie von einem Hofschmeichler nach dem andern verlassen, welche alle eilten die aufgehende Sonne, nämlich den König Jacob von Schottland anzubeten, welchen man als ihren Nachfolger ansahe. Einige drungen auch darauf, daß man ihn noch vor dem Tode der Königinn nach England sollte kommen lassen, welches alles die Königinn nicht ohne schmerzhafte Empfindung anhörte. Die Krankheit nahm mehr und mehr überhand, und der Rath ersuchte daher die Königinn, einen Nachfolger zu ernennen. Sie antwortete ihnen, sie hätte allemal zu erkennen gegeben, daß ihr Thron der Thron eines Königs sey, und daß niemand sonst ihr Nachfolger seyn könne, als der König von Schottland. Nach solcher Erklärung starb diese grosse Königinn den 24 März 1603 in dem siebzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie vier und vierzig Jahre regiert hatte.

Die Königinn wird kränklich.

Sie ernennt einen Nachfolger.

Ihr Tod.

Wenn

Wenn man den Character der Königinn Elisabeth entwerfen will: so muß man die Stachelschriften und Lobeserhebungen bey seite setzen, wodurch einige alles an der Königinn getadelt, andre hergegen alles gelobt haben, und allein auf ihr Leben und Verhalten sehen. Man kann ihr einen grossen Verstaud und eine sehr reife Einsicht keinesweges streitig machen. Sie hat solches am allerdeutlichsten dadurch bewiesen, daß sie alles, was ihre Feinde zu ihrem Fall und Schaden ersonnen, zu zernichten und zu vereiteln wuste. Die Mittel, deren sie sich zu dem Ende bediente, sind bereits von mir in ihrer Geschichte angeführt worden. Sie hatte die Kunst, sich zu verstellen, vollkommen gefaßt, und dieses gieng so weit, daß ihre Feinde diese Aufführung als eine grosse Heucheley abmalten, andre aber mit einem gelinderen Namen belegten, und ein komisches Wesen nannten. Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann man nicht läugnen, daß sie durch dieses verstellte Wesen grosse Dinge zu Stande gebracht, und sich aus manchen Widerwärtigkeiten glücklich gerettet. Der römische Hof war der einzige, gegen welchen sie sich nicht verstellte, vielleicht, weil sie dafür gehalten, so erlaubt es sey, sich in Staatssachen zu verstellen, so unzuläßig sey solches in Religionssachen. Einige haben auch die grosse Liebe, welche sie stets gegen die Unterthanen zu hegen vorgab, mit dem Namen der Heucheley belegt. Es mag

Ihr Lob.

mag aber diese Liebe verstellt gewesen seyn oder nicht, so war solches weder ihr noch den Unterthanen nachtheilig. Und da ihre Werke stets mit ihren Worten übereinstimmten: so kann man es dem englischen Volke nicht verargen, wenn diese alles im Ernste angenommen.

Man will dieser Fürstinn auch das Laster des Geitzes beymessen, welches daher rührte, daß sie nichts unnütz verschwendete, und daß sie ihre Minister mehr zu ernähren, als zu bereichern suchte. Man findet, daß sie nach dem Tode ihres grossen Lieblings, des Grafen von Leicester, dessen hinterlassene Güter öffentlich verkaufen ließ, damit sie ihre vorgeschossenen Gelder wieder erhalten möchte. Ich habe bereits vorher angeführt, was für eine vortrefliche Wirkung diese kluge Oekonomie der Königinn in dem Staate gehabt, daß sie dadurch ihren Thron befestiget, und die Liebe des Volks gewonnen. Man kann sie also eben wegen desjenigen, was man an ihr tadelt, vielmehr allen Regenten als ein Muster zur Nachfolge anpreisen.

Was man an ihr aussetzt.

Was man ihr mit einigem Rechte zur Last legen kann, ist die Hinrichtung der Königinn von Schottland, wiewol dennoch einige behaupten, daß Elisabeth gezwungen gewesen, dazu zu schreiten, weil die Umstände so beschaffen waren, daß sie beyde zugleich nicht konnten erhalten werden, da der Tod der Maria Elisabeths Leben und Glück war. Ich lasse

dieses

dieses inzwischen andern zu beurtheilen über, und will nur noch anführen, daß Sixtus der fünfte, ob er gleich römischer Pabst war, dennoch diese Handlung nicht zu verdammen schien. Denn man sagt, daß er sich verlauten lassen, er mißgönne der Elisabeth das Glück und die Ehre, daß sie ein gekröntes Haupt hinrichten lassen.

Kurzer Begrif ihrer rühmlichen Thaten.

Es bleibt aber dennoch aller Fehltritte ungeachtet, welche man dieser Königinn zur Last legen wollen, eine ausgemachte Sache, daß sie eine der größten Regenten gewesen, welche jemals auf dem Thron gesessen. Ihre ganze Regierung ist eine Kette von lauter grossen und herrlichen Unternehmungen. Sie vertheidigte sich gegen alle ihre Feinde, sie schwächte die spanische Monarchie, welche dem ganzen Europa ein Schrecken war, sie legte den Grund zu der holländischen Republik, sie brachte die Schiffahrt der Engländer in ein grosses Aufnehmen, und trieb auf der einen Seite bis nach Archangel, an der andern aber bis nach Ost- und Westindien Handlung; sie dämpfte alle aufrührische Zusammenverschwerungen, und hatte die Herzen der Unterthanen in ihren Händen, welche sie, wohin sie wollte, lenken konnte. Ja auch ihre bittersten Feinde redeten nicht anders als mit Verwunderung von ihr. Der Pabst Sixtus der fünfte sahe sie und den König von Navarra als die einzigen Regenten an, welche die Regierungskunst verstünden. Man sagt auch, daß er sich auf diese

diese seltsame Art herausgelassen: Er wünschte, die Königinn Elisabeth nur eine einzige Nacht in seinen Armen zu haben, weil er glaubte, daß durch eine solche Vereinigung ein anderer Alexander der Grosse könnte zuwege gebracht werden.

Was sonst die Regierung dieser Königinn am meisten berühmt machte, war die Stiftung der Religion, welche auch noch in England blühet. Dieses grosse Werk trieb sie mit so vieler Mäßigung und Achtsamkeit, daß es sich sogar anließ, daß alle Secten sich vereinigen würden. Denn sie ließ es allein dabey bewenden, daß sie die vornehmsten Dinge reformirte. Der äusserliche Gottesdienst blieb nebst den Gebräuchen unverändert, und dieses hatte die Wirkung, daß die Römischkatholischen und Protestanten eine Zeitlang einerley Kirchen besuchten. Diejenigen, welche die Absicht ihrer klugen Aufführung nicht faßten, hielten dafür, daß sie eine geheime Neigung zu der römischen Religion hätte, weil sie die Kreutze und Bilder in den Kirchen beybehielt, und sich zu verschiednenmalen merken ließ, daß sie keinen Gefallen an der Verheyrathung geistlicher Persohnen habe. Da man aber mit der Zeit immer deutlicher merkte, daß die römischkatholischen Unterthanen mit bösen Anschlägen schwanger giengen: so schieden sich diese beyden Hauptparteyen von einander. Auch unter den Reformirten selbst entstand bey folgender Gelegenheit ein heftiger Streit.

Ihre kluge Aufführung in Religionssachen.

H Die-

Diejenigen, welche zur Zeit der grossen Verfolgung unter der Königinn Maria aus England geflüchtet waren, hatten die Reformation in Deutschland, in der Schweitz und zu Genev, auf die Art angenommen, als dieselbe dort eingeführt war. Wie dieselben unter der Regierung der Königinn Elisabeth zurück kamen, und funden, daß die Hierarchie oder das bischöfliche Regiment annoch vorhanden war, daß die Bilder und Kreutze noch an heiligen Stätten stunden, daß die Geistlichen eben so wie im Pabstthum gekleidet giengen, und daß die alten Ceremonien noch beybehalten wurden: so sahen sie die Reformation in England als ein unvollkomnes Werk an, und drungen darauf, daß alle solche Dinge sollten abgeschaft werden. Sie verlangten zugleich, daß die Einrichtung des äusserlichen Gottesdienstes nach der genevischen Art sollte veranstaltet werden. Sie konnten aber mit ihrem Gesuch nicht durchdringen, da die Königinn nach dem Beyspiel der vernümftigsten Kirchenverbesserer für gut befunden, den Schatten übrig zu lassen, um dadurch die streitigen Secten desto leichter zu vereinigen. Die neulichst angekommenen Flüchtlinge sonderten sich deswegen von der englischen Kirche ab. Dieses ist der Ursprung der sogenannten Puritaner, welche daher den Namen erhalten, weil sie darauf drungen, daß die Kirche müste ganz purificirt, und von dem römischen Sauerteige gereiniget werden.

Ursprung der englischen Puritaner.

Alles

Alles dieses wird in des Rapins grossen englischen Historie entweder mit Stillschweigen übergangen, oder doch nur sehr kurz berührt; woraus man sieht, daß dieses Werk kein so grosses Meisterstück ist, als man insgemein vorgiebt. Denn die Religionssachen machen den Kern in der Historie der Königinn Elisabeth aus. Diese vergnügen den Leser am meisten, sie machen eine Abbildung von dieser grossen Königinn, und zeigen den Grund und den Ursprung der folgenden Unruhen und der grossen wider einander streitenden Parteyen, womit das Land bis auf diese Stunde geplagt ist. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß unter den kleinen Schwachheiten der Königinn auch diese gewesen, daß sie gerne gerühmt und bewundert seyn mochte. Der bekannte Maurier führt hiervon zwey Exempel an. Die Staaten der vereinigten Provinzen fertigten einmal eine Gesandtschaft an dieselbe ab, worunter viele ansehnliche junge Holländer befindlich waren. Wie dieselben zur Audienz gelassen wurden: so sagte einer von ihnen zu einem englischen Herrn, er könne nicht begreifen, warum man nicht vortheilhafter von der Gestalt der Königinn geurtheilet. Er fünde sie wenigstens nach seinem Urtheil so gebildet, daß er sich leicht in ihre Persohn verlieben könnte. Dieses erfuhr die Königinn, und da die Gesandten zum Abschiede mit goldnen Ketten beschenkt wurden, so erhielt diese junge Persohn eine Kette, welche doppelt so

Mangel in der Historie des Rapins.

Einige kleine Fehler der Königinn Elisabeth.

 schwer,

schwer war. Wie sie aber zu einer andern Zeit gehört hatte, daß der französische Resident Buzanval über ihre Ausrede in der französischen Sprache sich aufgehalten, und daran ausgesetzt, daß sie ihr paar Dieu und ihr paar maa fois gar zu sehr schlepte und ausdehnte: so faßte sie einen solchen Abscheu gegen dessen Persohn, daß sie ihm durchaus nicht verstatten wollte, sich an ihrem Hofe aufzuhalten. Wie nach dem Bericht eines andern Skribenten einmal ein schottländischer Herr von ihr befragt worden, ob sie oder die Königinn Maria schönere Haare hätte? so habe dieser geantwortet, sie sey die schönste Königinn in England, und Maria die schönste Königinn in Schottland. Weil sie aber mit dieser Antwort nicht zufrieden gewesen: so hätte derselbe gesagt, die Königinn Elisabeth sey weisser als Maria, aber die Königinn Maria sey auch schön. Weil sie endlich auch wissen wollte, ob sie oder die Königinn Maria grösser wäre, und derselbe versetzt, daß Maria grösser wäre, so habe sie ihm geantwortet: **Eure Königinn muß also gar zu groß seyn. Denn ich bin weder zu groß noch zu klein.** Man sieht daraus, daß diese Königinn etwas komisches an sich gehabt. Ich weiß nicht, ob man dahin auch rechnen kann, was von ihrem Ende erzählt wird; daß sie in den allerletzten Augenblicken in ihrem Gemache musiciren lassen, damit die Seele gleichsam nach

nach dem Takte ausfahren möchte. Sie wollte nach dem Berichte eines italiänischen Schriftstellers lustig sterben, da sie lustig gelebt hatte. (come era vissuta allegremente) Hiermit aber stimmen andre Skribenten nicht überein, welche vielmehr bezeugen, daß sie mit grosser Andacht gestorben sey; wiewol man sagen kann, daß, wenn die Historie auch wahr seyn sollte, dennoch hierinn nichts sträfliches enthalten, wenn es nach einer vorhergegangenen christlichen Bereitung geschehen. Eben derselbe Skribent führt ferner das Verbot dieser Königinn an, daß ihr blosser Leib nach ihrem Tode nicht sollte gesehen werden, woraus man geschlossen, daß sie einen gewissen Fehler gehabt, und dadurch in ihrem Vorsatz bestärkt worden, sich niemals zu vermählen. Ich will die Historie dieser grossen Königinn mit einer Inschrift endigen, welche in der Kirche St. Mary le Bows gefunden wird, und woraus man abnehmen kann, wie hoch sie von den Engländern gehalten worden. Sie lautet folgendergestalt.

Spains Rod, Rome's Ruin, Netherlang's Relief,
Earth's Joy, England's Gem, Worlds Wonder, Naturs Chief.
She was and is, what can There more be said?
On earth the Chief, in heaven the second Maid.

Das ist: Spaniens Geissel, Roms Verderben, der Niederlande Errettung, Englands Kleinod, ein Wunder der Welt, und ein Meisterstück der Natur. Sie war und ist es auch noch, was kann man grössers sagen?
Die erste Jungfrau auf der Welt, und die andre im Himmel.



Ver-

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Man sieht aus den kurzgefaßten Geschichten dieser beyden Königinnen, daß dieselben eine so preißwürdige und kluge Regierung geführt, daß man sie mit dem größten Rechte allen Regenten zum Muster und zur Nachfolge vorstellen kann. Der Flor beyder Reiche, die Liebe der Unterthanen und der angrenzenden Länder, ja die Bewunderung des ganzen Europa legen von ihrer Tugend und Fähigkeit ein unwiedersprechliches Zeugniß ab. Dännemark, welches man vorher unter die schwachen Reiche rechnete, ward unter der Regierung der Königinn Margareta eine mächtige und grosse Monarchie, welche ganz Europa aufmerksam machte, und in Verwunderung setzte. In England ward zu der Zeit, da Elisabeth herrschte, der Grund zu dem grossen Ansehen gelegt, worinn dieses Reich bis zu unsern Zeiten vor andern europäischen Reichen gewesen ist. Daß solches nicht bloß zufälligen Ursachen, sondern dem Verstande, der Fähigkeit und Staatsklugheit dieser Königinnen zuzuschreiben sey, erhellet aus dem Zustande der damaligen Zeiten, welche ihnen beyden mehr zuwieder als günstig zu seyn schienen. Wie Margareta die Regierung antrat, so war alles unruhig, und ein mächtiger Potentat, welcher durch deutsche Fürsten und Stände unterstützt ward, machte nicht nur auf einen Theil ihrer Länder, sondern vielmehr auf ihr ganzes Reich Anspruch. Elisabeth ward bey dem Antrit ihrer Herrschaft nicht allein durch die mächtigsten Potentaten, sondern auch durch ihre eigne

römischkatholische Unterthanen beunruhiget, welche alle mit Macht an ihrem Fall arbeiteten. Beyde aber retteten sich aus diesen Wiederwärtigkeiten, beyde siegten über ihre Feinde, und wurden denen ein Schrecken, von welchen sie vorher verspottet worden. Die allgemeine Veränderung, welche nach dem Tode dieser beyden Königinnen erfolgte, setzt ihre grossen Eigenschaften in ein noch helleres Licht. Denn Dännemark war unter dem König Erich von Pommern eben so unansehnlich, als England unter der Regierung Königs Jacobs des Ersten.

Wenn man übrigens diese beyden Königinnen mit einander vergleichen, und untersuchen will, welche von ihnen den Vorzug verdiene: So ist diese Frage nicht leicht zu beantworten. Die Vergleichung ist sehr schwer, und wenn man die Unternehmungen beyder Königinnen, und ihre persönlichen Eigenschaften auf die Waagschale legen wollte: so dürften sie einander wol die Waage halten. Eine andre Schwierigkeit bey dieser Vergleichung äussert sich in Absicht auf die verschiedenen Zeiten, worinn sie gelebet haben; woher man genöthiget ist, gleiche Eigenschaften mit einem ungleichen Werthe zu belegen. Margareta hat, wenn man dieselbe gegen Elisabeth hält, nur eine mäßige und geringe Erziehung gehabt; und lebte überdem in einem barbarischen Jahrhundert. Die letzte aber regierte als die Zeiten bereits sehr aufgeklärt waren, und die Prinzeßinnen eben sowol, als die Prinzen, in der Staatskunst, Weltweisheit, Sprachen, und Sittenlehre unterrichtet wurden, wie man aus dem Beyspiel der Johanna Gray, und andrer gelehrten Standespersonen, weiblichen Geschlechts, abnehmen kann, die zu

den

den Zeiten der Königinn Elisabeth lebten. Es ist daher glaublich, daß die Fähigkeit und Regierungskunst der erstern viel heller würde herfürgeleuchtet haben, wenn sie zu den Zeiten der letztern gelebt hätte.

In dieser Absicht ist es sehr schwer, den Ausspruch zu thun, welche von diesen beyden Königinnen die größte sey; und vielleicht wäre es am besten, nach dem Exempel des Plutarchs, in seinem Alexander und Cäsar diese Sache gar nicht zu entscheiden. Es dürften aber meine Leser nicht damit zufrieden seyn, und daher will ich es wagen, gewisse Unternehmungen und Eigenschaften, welche man bey diesem grossen Paare antrift, mit einander zu vergleichen. Wenn ich meine Gedanken auf die siegreichen Waffen dieser beyden grossen Fürstinnen richte: so finde ich, daß Elisabeth öfterer gesiegt. Jedoch alle von ihr erhaltene Siege können nicht mit dem einzigen Siege verglichen werden, welchen Margareta bey Falköping erfochten. Elisabeth unterstützte durch ihre Waffen die Hugenotten in Frankreich, welche ohne ihre Hülfe nicht hätten gegen die römische Partey stand halten können. Sie bewerkstelligte eben dieses durch ihre Völker in den Niederlanden, und legte dadurch den Grund zu der Republik der vereinigten Provinzen, welche auch noch blühet. Sie richtete ferner die unüberwindliche spanische Flotte zu Grunde, und versetzte dadurch der spanischen Monarchie einen solchen Stoß, welchen dieses Königreich nachher nicht wieder verwinden können. Margareta aber erhielte nur einen Sieg, der aber so wichtig war, daß man kaum in den Geschichten noch einen solchen Sieg antrift, der mit demselben könnte verglichen werden, denn derselbe

brachte ihr drey Reiche zuwege, und ein mächtiger König fiel nebst seinem Sohne lebendig in ihre Hände. Ein solches Treffen gibt der Sache den Ausschlag, und kann nicht nur alle Streitigkeiten aufheben, sondern auch einen daurhaften Frieden befördern.

Sie waren beyde grosse Gesetzgeber und Stifter. Elisabeth gründete die Kirche, zu welcher sich England noch bekennet. Margareta stiftete durch die Vereinigung dreyer Reiche eine grosse Monarchie, und wuste mit nicht geringerer Klugheit, dieses grosse Gebäude, so lange sie lebte, zu erhalten. Beyde konnten durch Freundlichkeit und Leutseligkeit die Herzen der Unterthanen so sehr einnehmen, daß sie nicht anders, als leibliche Mütter geliebt wurden. In diesem Stücke scheint aber doch die englische Königinn den Vorzug zu haben. Ihre Liebkosungen gegen das Volk gingen so weit, daß man solche für übertrieben, und die Königinn für die gröste Meisterinn in der Kunst sich zu verstellen hielte. Ob ihre innerliche Ueberzeugung mit ihrer äusserlichen Aufführung übereingestimmt, kann man nicht sagen, weil GOtt allein das Herz kennt. Dieses aber ist unläugbar, daß ihr Verhalten eine vortrefliche Wirkung herfürgebracht, indem sie durch einen blossen Wink über das Leben und die Güter der Unterthanen zu gebieten hatte. Sie ließ es indessen nicht bey den schmeichelnden Worten, und bey der äusserlichen Freundlichkeit lediglich bewenden, und erwarb sich dadurch nicht allein eine so allgemeine Liebe des Volks. Sie bewies es auch wirklich mit der That. Die Wohlfahrt eines jeden Bürgers ließ sie sich äusserst angelegen seyn, und niemals legte sie auch nur die geringsten Schatzungen auf, wo es nicht die gröste

Noth

Noth erforderte. Mit dem Gelde der Unterthanen gieng sie eben so sparsam, wie mit ihrem eigenen, um. Niemals hat ein Potentat die Einkünfte mit grösserer Sorgfalt verwaltet, als Elisabeth. Wie weit Margareta derselben in diesem Stücke gleich gekommen, kann man nicht wissen, weil die dänische Historie nicht so ausführlich, als die englische abgefaßt, und vielleicht von den Geschichtschreibern viele Dinge übergangen worden, welche der Königinn Margareta zum größten Lobe gereichen. Man findet zwar, daß die Schweden zu ihrer Zeit über Schatzungen geklaget, man kann aber nicht entscheiden, ob diese Klagen Grund gehabt oder nicht. Man sollte fast daran zweifeln, weil diese Nation mit der aufgerichteten Vereinigung der Reiche niemals recht zufrieden gewesen. Es sind noch andre Verdienste übrig, wodurch Elisabeth sich nicht nur selbst einen unsterblichen Namen erworben, sondern auch der Margareta und allen andern Regenten, die vor ihrer Zeit gelebt haben, den Vorzug streitig machen kann. Solche bestehen darinn, daß sie die Schiffahrt und den Handel befördert, und Manufacturen im Lande aufgerichtet. Dadurch allein ist das englische Volk zu einer solchen Grösse und Macht gestiegen. Weder das Land, noch die Menge der Einwohner machen diese Nation so ansehnlich, ihr Reichthum allein hat sie in den Stand gesetzt, ganz Europa in einem Gleichgewicht zu erhalten. Ehe diese Königinn den Thron bestieg, liessen die Engländer ihre Landesproducten roh durch fremde Schiffe nach der Ostsee und den Niederlanden bringen, wo sie verarbeitet, und ihnen wieder verkauft wurden. Diesen Vortheil aber benahm Elisabeth den Ausländern, und wandte den-

denselben ihren eignen Unterthanen dadurch zu, daß sie Manufacturen im Reiche stiftete. Hierzu kamen noch die neuen Pflanzstädte, welche sie in West- und Ostindien anlegte. Ihrer weisen Regierung hat es also dieses Reich einzig und allein zu danken, daß es auch durch die härtesten, langwierigsten, und kostbarsten Kriege nicht an Gelde kann erschöpft werden. Solche vortrefliche Anstalten sind von der Königinn Margareta nicht verfügt worden. Man muß aber solches nicht so wol der Person, als vielmehr den Zeiten und dem Mangel der Gelegenheit zuschreiben. Denn diese Fürstinn gab sonst, in der Regierungskunst, Elisabeth gewiß sehr wenig nach. Es leuchtet aus allen ihren Handlungen eine ungemeine Klugheit herfür. Man sieht, mit wie vieler Weisheit sie das grosse Werk, die Vereinigung der drey Reiche angegriffen, und wie fürsichtig sie so wol hierbey, als bey allen ihren übrigen Unternehmungen gewesen, damit sie durch Uebereilung nichts verderben möchte. Daher rührte es, daß alle ihre Anschläge einen glücklichen Ausgang gewonnen.

Aus dem, was ich angeführt habe, kann man nun einigermassen den Schluß machen, wie weit diese beyden grossen Königinnen einander ähnlich sind, und in welchen Stücken die eine vor der andern den Vorzug verdiene. Wenn man die Thaten, welche von ihnen beyden angeführt worden, zusammen vergleicht: so dürften sie mehrentheils einander gleich seyn. So ähnlich aber auch diese beyden Königinnen einander an Tugenden und grossen Unternehmungen seyn mögen: so bemerkt man doch, in Absicht auf die Fehler, einen Unterscheid. In dem Leben Elisabeths finden sich einige Flecken, welche dasselbe verunstalten. Margareta

gareta hingegen ist fast gar keinem Tadel unterworfen.

Die öffentliche Hinrichtung der schottländischen Königinn, befleckt das Leben der Elisabeth so sehr, daß man diese That auf keine Art entschuldigen kann. Ihr Thron wankte zwar, so lange diese Königinn lebte: Aber die Arzney war zu stark, und diese That gereichte zu einem bösen Exempel. Es haben sich einige bemühet, das harte Verfahren der Königinn Elisabeth dadurch zu mildern, daß die Hinrichtung der Königinn Maria, wider ihr Wissen, und ohne ihre Einwilligung, geschehen, wesfalls sie auch die bittersten Klagen ausgeschüttet, und andre Kennzeichen ihres herben Schmerzes, den sie darüber empfunden, von sich blicken lassen. Aber, anstatt daß solche Umstände diese Handlung entschuldigen sollten, so machen sie dieselbe, nach meiner Einsicht, noch ärger, und können nicht anders, als ein Schauspiel, angesehen werden. Was man ferner an dieser Königinn tadeln kann, war eine gar zu grosse Herrschsucht. Sie wollte sich, bloß dieser Ursache wegen, nicht vermählen, damit niemand, neben ihr, an der Regierung Theil nehmen möchte. Daher wollte sie auch, so lange sie lebte, keinen Nachfolger ernennen. Sie hatte bereits siebzig Jahre erreicht, und dennoch erklärte sie sich nicht eher, als in der allerletzten Stunde ihres Lebens, für den König in Schottland. Die Königinn Margareta hingegen hatte mehr die Wohlfahrt ihrer Staaten, als ihre eigne Hoheit vor Augen, und versahe die Reiche gleich mit einem Könige, dem sie ohne Verzug, da Alter und Schwachheit sie daran erinnerten, alle Macht und Gewalt übertrug. England aber hat durch die Herrschsucht der Elisabeth

sabeth nichts verloren, und Dännemark, durch die Mäßigung der Margareta, nichts gewonnen. Es wäre den nordischen Reichen weit ersprießlicher gewesen, wenn Margareta ihr Ansehen eben so sehr behauptet hätte, als Elisabeth. Der Wohlstand beyder Reiche nahm mit diesen beyden Königinnen ein Ende, und hörte gleich auf, da die erstere die Regierung niederlegte, und die andre mit Tode abging. Daher hätte man wünschen mögen, daß Margareta sich niemals des Regiments begeben hätte, und Elisabeth niemals gestorben wäre. Beyde Königinnen hatten die Kunst, sich zu verstellen, im höchsten Grad gefaßt. Nur darinn bemerkte man einen Unterscheid, daß Elisabeth sich unaufhörlich verstellte, Margareta aber sich dieses Mittels niemals anders bediente, als wenn eine wichtige Absicht dadurch konnte erreicht werden. Deswegen hatte auch das verstellte Wesen der letztern eine gewißere Wirkung, als der erstern. Die gröste Probe, welche beyde Königinnen in der Kunst, sich zu verstellen, ablegten, äusserte sich, da Elisabeth die reformirte Religion in England einführen, und Margareta das grosse Werk, die Vereinigung der nordischen Reiche, zu stande bringen wollte. Elisabeth führte sich, im Anfange ihrer Regierung, so gleichgültig auf, daß niemand wissen konnte, ob sie der Reformation oder der römischen Kirche mehr geneigt und beygethan wäre; und Margareta stellte sich, in Absicht auf das grosse Werk, wegen der Vereinigung der nordischen Kronen, ganz kaltsinnig an. Da sie doch eben eine so grosse Begierde zu der schwedischen Krone hatte, als Elisabeth eifrig war, den Flor der reformirten Religion zu befördern. Die Verstellung der Königinn Elisabeth könnte man vielleicht

leicht noch mit mehrerm Rechte tadeln, weil man es für unbillig und unzuläßig hält, sich in Religionssachen zu verstellen. Jedoch, man kann zu ihrer Entschuldigung sagen, daß, wenn sie sich gleich im Anfange, und ehe sie recht fest auf dem Thron gesessen, für die reformirte Religion erklärt, sie das ganze Werk dürfte unmöglich gemacht haben. Aber die Verstellung der Margareta war so beschaffen, daß auch der strengste Sittenlehrer dieselbe nicht tadeln kann. Wie ihr die schwedische Krone angeboten ward, so stellte sie sich überaus kaltsinnig. Sie sahe den ersten Antrag als eine Uebereilung, und als eine von den Schweden nicht sattsam überlegte Sache an, und wollte sich nicht eher darüber erklären, bis die Sache reif, und sie von der wahren Gesinnung der schwedischen Nation hinlänglich überzeugt worden. Sie ließ die Schweden immer anhalten, und gab ihnen eine abschlägige Antwort nach der andern, worinn sie gewissen geliebten Personen nachahmte, die durch eine verstellte Kaltsinnigkeit ihre Liebhaber in Feuer und Flamme setzen, und ihre flüchtige Zuneigung in eine ernstliche Liebe verwandeln. Es ist glaublich, daß Margareta, wenn sie gleich ihre Einwilligung gegeben, ihre Absicht nimmer würde erreicht haben.

Wenn man also der Königinn Elisabeth mehrere Vorzüge beylegen kann: so hat dieselbe auch mehrere Fehler gehabt. Ich habe bereits gezeiget, daß das Leben der Königinn Margareta nicht so vielen wiedrigen Urtheilen unterworfen gewesen. Ich sage mit Bedacht, nicht so vielen, denn ihre Geschichte zeigt, daß sie nicht gänzlich davon befreyet geblieben. Ich übergehe den Vorwurf, den man ihr wegen ihrer Liebeshändel gemacht,

macht, weil derselbe eben so ungegründet seyn kann, als was man von Elisabeth und andern regierenden Fürstinnen vorgiebt, deren vertraulicher Umgang mit ihren Ministern, solche Urtheile kann verursachet haben. Was man mit grössern Rechte an der Königinn Margareta tadeln kann, ist ihre gar zu grosse Freygebigkeit gegen die Pfaffen und Mönche, in welcher Absicht sie auch von dem Könige Albert Munkedeye genannt ward. Diese Beschuldigung, ob man sie gleich durch die Beschaffenheit der damaligen Zeiten einigermassen mildern kann, ist vielleicht nicht ganz ungegründet, und wenigstens weit warscheinlicher als der Vorwurf, den man der Königinn Elisabeth wegen ihres Geizes macht, welcher nichts anders, als eine preiswürdige Oekonomie war, die allen, ausser den Schmeichlern und Hofleuten, Nutzen schaffte. Man muß also gestehen, daß diese beyden Königinnen, ungeachtet der kleinen Fehler, welche man an ihnen wahrnimt, als grosse Lichter unter allen Regenten, auf Erden herfür glänzen.



Agrip-

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Agrippina die Jüngere und Catharina von Medicis.

Einleitung.

Unter die Irrthümer, welche man bey sehr vielen, in Absicht auf die Beschreibung der Tugenden und Laster, antrift, kann man auch die faschen Begriffe rechnen, die man sich gröstentheils von den Politicis zu machen pflegt. Der gemeine Mann legt diesen Namen solchen Personen bey, welche sich durch geheimnißvolle Geberden, durch ein künstlich angenommenes Stillschweigen, durch eine sonderbare Behutsamkeit und durch ein stetes Mistrauen von andern unterscheiden. Jedoch, so sehr man sich irren würde, wenn man nach

Irrthum des gemeinen Mannes in Absicht auf das Wort Politicus.

dem Mantel und einem langen Barte einen Philosophen, und nach einem rothen Kleide und einem Knebelbart einen guten Soldaten beurtheilen wollte; eben so ungewiß sind auch die oben angeführten Kennzeichen von einem Politico. Ein beständiges Stillschweigen, eine ungemäßigte Behutsamkeit und ein unaufhörliches Mißtrauen, machen vielmehr den Character eines einfältigen und unwissenden Mannes aus. Denn man findet, daß die einfältigsten Leute, wenn sie mit Aemtern bekleidet werden, insgemein darauf verfallen. Weil sie gehört haben, daß die Offenherzigkeit und ein leichtgläubiges Wesen hauptsächlich an solchen Männern, die in Aemtern stehen, getadelt worden, und sie selbst, aus Mangel der Einsicht, wichtige Dinge und Kleinigkeiten von einander zu unterscheiden nicht vermögend sind: so hat ihre Verschwiegenheit und ihr mißtrauisches Wesen keine Grenzen. Sie sind, in Absicht auf ihr ewiges Stillschweigen,, dem Schreiber in der Historie des Peter Paarsens ähnlich, welcher sich nicht getrauete, jemanden zu entdecken, daß der Bürgermeister auf dem Rathhause Dinte auf sein Halstuch ge-

gespritzt, weil er gehört hatte, daß solche Sachen, die in der Rathsstube vorgiengen, müsten verschwiegen werden. Man kann sie, ihrer Behutsamkeit und unzeitigen Furcht, wie auch ihres Mißtrauens halber, mit jenem Manne vergleichen, der Hungers starb, weil er befürchtete, durch Gift vergeben zu werden. Don Quixot war beständig im Harnisch, weil er glaubte, daß die Ritter der ganzen Welt sich gegen ihn verschworen hätten. Man sieht daraus, daß diejenige Aufführung, welche einem bey dem gemeinen Manne den Namen eines grossen Politici erwirbt, gar oft nichts anders, als ein Beweis der Unerfahrenheit, der äussersten Unwissenheit und einer thörichten Furcht sey.

Von diesem Irrthum des gemeinen Mannes will ich nicht weitläuftiger handeln; sondern vielmehr von dem falschen Begriffe noch etwas hinzufügen, welchen Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte mit dem Worte Politicus zu verknüpfen pflegen. Insgemein wird ein Politicus als ein gefährlicher Mann beschrieben, der unabläßig darauf bedacht sey, andern Netze zu stellen, für wel-

chen man sich wohl hüten müsse. Je-
doch diese Abbildung kommt mehr einem
unächten als einem wahren Politico zu,
und zeigt, daß ein Mensch, der auf sol-
che Art verfährt, vielmehr ein Affe eines
Politici sey, als daß er die wahren Ei-
genschaften eines solchen Mannes besitzen
sollte. Ein wahrer Politicus, ist keines-
weges, wie ich bereits gesagt habe, ein
solcher Mann, für welchen ein jeder sich
hüten muß. Denn so bald er sich den
Namen eines Politici erworben, so ist
er kein Politicus mehr. Es ist mit dem-
selben, wie mit einem Menschen beschaffen,
der von Lügen ein beständiges Handwerk
macht. Dem ist es unmöglich, jemanden
weiter zu betrügen. Sobald sich das
Gerücht von ihm ausgebreitet, daß kein
wahres Wort aus seinem Munde gehe,
so glaubt man ihm nicht das geringste
mehr, und wenn er auch die Wahrheit
redet. Eben so verhält es sich mit den
Lobeserhebungen und Schmeicheleyen
eines groben Heuchlers. Vernünftige
Leute sehen solche nicht anders als Sa-
tyren an. So urtheilte man mit Recht
von den Heuchlern an dem Hofe des Dio-
nysius. Der König hatte einen Fehler
an

Beschreibung eines unächten Politici.

an den Augen, und deswegen stellten sich die Fuchsschwänzer, als wenn sie stockblind wären, und stiessen sich einander über den Haufen. Sie richteten aber dadurch nichts anders aus, als daß sie sich den Namen der Heuchler erwurben, auf deren Worte und Handlungen man nicht das geringste bauen könnte. Und dieses gilt auch von einem Politico. Derselbe ist nicht vermögend durch seine Klugheit weiter das geringste auszurichten, sobald man ihm den Namen eines Politici beylegt. Die Kunst besteht allein darinn, daß man derjenige wirklich sey, für welchen man von niemanden gehalten wird. Daher verdienen diejenigen, welche in den Geschichten als die grösten Politici abgemahlt werden, blos deswegen diesen Namen nicht, weil sie von allen dafür gehalten worden. Ludwig den elften und Ferdinandum Catholicum, die zu einer Zeit lebten, sahe ein jeder für die größten Politicos an. Weil sie aber ihre Staatsklugheit auf eine so merkliche Art ausübten, daß sie allen und jeden in die Augen fiel: so wurden ihre Anschläge ihnen oft selbst zu einem Netze. Daher gab der erste seinen Gesandten diesen Befehl: Wenn

ihr an solche Oerter kommt, wo man stark lügt, so befleißigt euch auch auf die Lügen. (S'ils mentent bien, mentez vous bien aussi) Wenn ein Staatsmann sich nicht in den Ruf der Aufrichtigkeit, Einfalt, und Redlichkeit setzen kann, so richtet er durch seine Künste nichts anders aus, als daß er andre warnet, sich wol für ihn zu hüten. Es heißt alsdann von ihm, foenum in cornu gerit, wie man von schädlichen Thieren sagt, die auf eine gewisse Art gezeichnet worden, damit sich ein jeder für dieselben in acht nehmen könne. Wenn einer stets betriegt, sich verstellt, und andern eine Grube gräbt, so hängt er sich selbst gleichsam ein Schild an, und zeichnet sich selbst andern zur Warnung. Ja er bittet gleichsam diejenigen, mit denen er umgeht, daß sie seinen Worten und Zusagen keinen Glauben beymessen, sondern vielmehr gerade das Gegentheil von dem thun mögen, was er ihnen saget. Sein Betragen ist eine Nachahmung eines alten Weinachtspiels, worinn die Hauptpersohn den Anwesenden diese Regel gab, Wenn ich sage, haltet, so müßt ihr loslassen, und wenn ich sage

sage, laßt los, so müßt ihr fest halten. Man bemerkt auch, daß gewisse Leute sich dieser Regel bedienen, wenn sie mit solchen Personen zu thun haben, die ihrem eignen Geständnisse nach, Politici seyn wollen. Sie sind bey ihren Geberden gleich auf Gegengebehrden bedacht, und bemühen sich, sie in ihrem eignen Netze zu fangen. Sie nehmen ihre Worte stets in einer andern Bedeutung, und thun gerade das Gegentheil von dem, was sie ihnen anrathen. In den Geschichten wird öfters sehr prächtig von gewissen Politicis geredet. Es zeigt aber solches nichts anders an, als daß die Geschichtschreiber dem Urtheil des gemeinen Mannes gefolgt, welches sich mehr auf den Schein, als auf das Wesen selbst gründet. Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, wird als der größte Politicus seiner Zeiten abgemalet, und man sagte von ihm, wenn er zergliedert worden wäre, so würde man sein Herz mit Haaren bewachsen gefunden haben. Weil er aber nicht die rechte Staatsklugheit besaß, und seine Rolle nicht unter dem Schein der Ehrlichkeit zu spielen wuste: so that er sich selbst den grösten Schaden. Wenn er zu einer

 Zeit

Zeit durch seine Staatsklugheit siegen, und auf seine Schaupfennige prägen lassen konnte, Opportune, so konnten ihn seine Feinde zu einer andern Zeit mit eben derselben Münze bezahlen, und die Aufschrift erwählen, Opportunius.

Gedenken über des Königes Jacob des ersten Staatsklugheit.

Hieher gehöret auch, was ein englischer Skribent von dem Könige Jacob dem ersten berichtet. Er sagt, dieser König hielt sich selbst für einen grossen Politicum. Sein Sprichwort war. Qui nescit simulare, nescit regnare. Es scheinet aber, daß ihm eine andre Staatsregel unbekannt gewesen, ohne welche die erste von keinem Nutzen ist. Diese besteht darinn, daß einer, wenn er sich verstellt, seine Kunst mit Fleiß verbergen, und nicht anders als unter dem Schein der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit betriegen müsse. Dieser König aber machte sich stets mit seiner Kunst sowol in Gegenwart der fremden als seiner eignen Unterthanen groß. Daher fiel es, andern viel leichter, diesen, seiner Einbildung nach, weisen Salomon, zu betriegen, als daß er dieselben hätte in sein Netz ziehen können; und dieses konnte um so viel eher geschehen, weil die Welt

bey

bey Königen und Fürsten weit aufmerksamer, als bey andern ist. Die Grossen der Erden, sind gleichsam die Himmelszeichen, auf welche die Sternkundigen unaufhörlich acht geben; ein jeder Blick, den sie thun, ein jedes Wort, und auch die kleinste Handlung wird aufs genaueste beobachtet. So wenig die Sonne ihre Flecken verbergen kann: so wenig können grosse Herren ihre Fehler verhehlen. Sie sind an einen erhabnen Ort und zwar gleichsam zu dem Ende gesetzt, daß sie von einem jeden sollen gesehen werden. Ich halte Junium Brutum, Sixtum den fünften und andre, welche ihnen ähnlich gewesen, für ächte Staatsmänner. Der erste wuste sich viele Jahre so sehr zu verbergen, daß man ihn für einen einfältigen, und unwissenden Mann hielte. Wie ihn aber die Umstände der Zeit erinnerten, die Maske abzunehmen: so sahe man ihn als ein Wunder an, und glaubte, daß er auf eine übernatürliche Art und Weise aus einem Thiere in einen Menschen verwandelt worden. Sixtus der fünfte verdienet diesen Namen gleichfalls, weil er seine Rolle mit einer eben so grossen Ge-

Junius, Brutus, und Sixtus der fünfte waren ächte Politici.

schicklichkeit spielte. Niemand glaubte, daß er zur päbstlichen Würde geschickt sey, ehe man ihn auf den Thron gesetzt hatte, und niemand wollte zugeben, daß er sich verstellen könnte, bis man auf einmal durch die deutlichsten Proben davon überzeugt ward. Wenn sie beyde gestorben wären, ehe ihnen die Zeit erlaubt hätte, die Maske abzunehmen, so würde der erste mit dem Kayser Claudius in eine Classe gesetzt worden seyn, und den letzten würde man für einen Mann gehalten haben, welcher die weltliche Hoheit aufs äusserste verabscheuet.

Man sieht daraus, daß mancher als ein einfältiger Mann begraben worden, der doch vielleicht in seinem Leben ein durchtriebener Politicus gewesen, und daß diejenigen, welche seine Einfalt am meisten bedauret, und zum Theil auch darüber gespottet, sich vielleicht schon in seinem Netze befunden haben. Die Geschichte stellen uns zween Staatsmänner dar, welche bey einem Congreß zusammen kamen, und von denen der eine den andern zu betriegen suchte. Die Personen waren von Seiten Frankreichs der Cardinal Mazarin, und von Seiten

Spa=

Spaniens Don Lovis de Haro. Der erste war als ein vollkommener Politicus bekannt, welcher niemals gedachte, was er sagte, der andre aber hatte den Ruhm, daß er ein aufrichtiger und die Wahrheit liebender Herr sey. Deswegen glaubten auch alle, daß der erste dem letztern gewiß zu schlau seyn, und demselben alles was er nur wollte, einbilden würde. Jedoch St. Evremont, welcher mit grosser Ueberlegung sein Bedenken über diesen pyrenäischen Congreß gegeben, zeigt sehr deutlich, daß Don Lovis de Haro dem Mazarin dennoch in verschiedenen Stücken den Preis abgewonnen. Denn eben die Gedanken, welche Mazarin von der Einfalt und Aufrichtigkeit des Haro gefaßt hatte, verursachten bey ihm Sicherheit und Vertrauen; und eben die Vorstellung, welche sich Haro von den Ränken und der Verschlagenheit des Mazarins gemacht hatte, erweckte bey ihm Mistrauen und Behutsamkeit. Also ward Mazarin gefangen, weil er glaubte, daß er mit einem Schafe zu thun habe, und Haro trug den Sieg davon, weil er wuste, daß er mit einem Fuchse in Unterhandlung getreten.

An-

Andre mögen hiervon nach ihrer Einsicht urtheilen. Ich meines Theils halte dafür, daß derjenige, welcher für den einfältigsten Bürger in der Stadt gehalten wird, der allergeschickteste und vollkommenste Politicus seyn könne. Der Cardinal von Fleury, welcher wegen seines redlichen, aufrichtigen und ungeschminkten Wesens berühmt war, kann vielleicht alle diese Eigenschaften besessen haben. Es kann aber auch wol seyn, daß er an List und Verschlagenheit Richelieu und Mazarin übertroffen, und also auch geschickter als diese beyden gewesen, der Welt ein Blendwerk vorzumachen; und zwar um so viel mehr, weil man es nicht von ihm vermuthete. Wer seine List, Stärke und Fähigkeit selbst verräth, der entwafnet sich selbst, und muß sich wie Simson mit gebundnen Händen und Füssen der Gewalt seiner Feinde überlassen, weil er sich selbst bloß gegeben und kund gemacht, worinn seine Stärke bestehe. Ein französischer Skribent sagt: Mazarin begieng den Fehler in seiner Politik, daß er allezeit ein Fuchs und niemals aufrichtig war. (Mazarin avoit un grand defaut en poli-

Mazarin war ein

politique, c'est qu'il etoit toujours fourbe) Man erzählt, daß er einmal dem Marschall von Faber zugemuthet, einen gewissen listigen Streich gegen den Herzog von Savoyen auszuführen. Weil aber die Sache von keiner Erheblichkeit war, so antwortete der Marschall: **Man lasse mich in Kleinigkeiten ehrlich seyn, damit ich mit desto besserm Erfolg in solchen Sachen meine List anwenden könne, welche dem Reiche Nutzen schaffen.** Diese Antwort zeigt, daß Faber ein viel grösserer Politicus gewesen, als der Cardinal, dem niemand trauete, weil er niemals die Wahrheit redete, und auf dessen Versprechen sich niemand verließ, weil er allezeit betrog. Ein rechter und vollkommener Politicus folgt daher nicht den Fußstapfen des Mazarins, er sucht es vielmehr dahin zu bringen, daß man ihn für einen einfältigen und ehrlichen Mann halte, welcher sich viel lieber betriegen läst, als daß er andre zu fangen suchen sollte. Wo ihn aber das Gerücht einmal in die Zahl der Politicorum versetzt: so stellt er sich, als wenn er seine vorige Aufführung bedaure,

unächter Politicus.

Von diesem Satz werden zwo Fabeln angeführt.

und

und seine ehemahlige Anschlägen verabscheue. Einige haben sich dieses Kunstgrifs bedienet, und sind dadurch aufs neue vermögend gewesen, der Welt eine Nase zu drehen. Man hat dieses in zwo Fabeln eingekleidet. Wie die Katze merkte, daß alle Ränke, deren sie sich bisher gegen die Mäuse bedienet, nicht weiter helfen wollten: so ließ sie sich schwarz anstreichen, und gab für, daß sie den Mönchsorden angenommen, sich der Welt entzogen, und den festen Entschluß gefaßt habe, weiter kein Fleisch zu essen. Sie spielte auch ihre Rolle eine Zeitlang so künstlich, daß die Mäuse sowol durch ihre Ordenstracht, als auch durch ihre Aufführung betrogen wurden, und die Katze für recht bekehrt und geändert hielten. Sie liessen daher alles Mistrauen fahren, und richteten mit dem Feinde, den sie vorher aufs äusserste gescheuet hatten, eine vertraute Freundschaft auf. Wodurch die Katze Gelegenheit erhielt, auf einmal einen grossen und merklichen Fang zu thun. Wie der Fuchs, nach dem Inhalte der andern Fabel merkte, daß seine Mitbrüder durch ihre beständigen

Ränke

Ränke das ganze Geschlecht der Füchse in einen so üblen Ruf gebracht, daß sich auch die einfältigste Gans nicht mehr wollte betriegen lassen: so stellte er sich tod, und legte sich auf den ordentlichen Landweg mit ausgestreckten Füssen hin, wo er getreten und geschlagen ward, bis ihn ein Bauer, als ein Aas hinter auf den Wagen warf, der mit Gänsen und Lämmern angefüllet war. Durch diese Fabeln hat man anzeigen wollen, daß niemand seine Politik mit einem guten Erfolg ausüben könne, wo er nicht die Welt überredet, daß es ihm entweder an Willen oder am Geschicke fehle, jemanden zu berücken. Mazarin und andre Politici haben also ihr Handwerk nicht so gut, als der Fuchs und die Katze verstanden, welche glaubten, daß sie durch ihre Ränke nichts weiter auszurichten vermögend wären, ehe sie andern Thieren eingebildet, daß sie ihre vorigen Streiche nicht ferner ausüben wollten, oder könnten. Daher sagt ein Italiäner, welcher die Abbildung des Pabstes Julius des andern macht, Niuno piu facilmente inganna gli altri, che chi ha fama di mai non ingan-

ingannare. Nach dem Ausspruche des Cardinals von Ossat, kann ein Gesandter, welcher für einen Politicum gehalten wird, an einem andern Hofe nichts ausrichten. Juan di Vega sagte zu dem Mendoza, welcher sein Nachfolger in einer gewissen Gesandtschaft war, daß er an dem Hofe, wohin er reisete, niemals die Wahrheit hören würde; worauf Mendoza versetzte: **So hat derselbe Hof an mir seinen Mann gefunden, denn für eine Unwahrheit kann ich hundert andre wieder geben; Und ich,** antwortete Vega, **habe einen andern Weg erwählt. Ich habe die Lügen der Minister mit eben so vielen Wahrheiten beantwortet, und dieses ist mir um so viel eher gelungen, weil man mir niemals glaubte.**

Nichts kann zu einem grössern Beweise des oben angeführten Satzes dienen, als die Geschichte der beyden Fürstinnen, welche ich mir miteinander zu vergleichen vorgenommen habe. Beyder Leben stellt uns eine Kette von listigen Ränken und politischen Staatsstreichen dar, wesfalls diese beyden auch

in

in der Historie als die grösten Meisterinnen in dieser Kunst abgebildet werden. Der Ausgang aber hat gezeigt, daß sie den Namen nicht verdient, den man ihnen beygelegt. Agrippina, welche einzig und allein darauf bedacht war, wie sie sich verstellen, und andre in Worten und Reden fangen möchte, übte dieses so deutlich, daß ihr eigner Sohn ihr gleich die Kunst ablernte, und gegen seine Mutter die Regel beobachtete, cum vulpibus vulpinandum, Füchse muß man mit Füchsen fangen. Catharina von Medicis wuste ihre Staatskunst auch nicht sattsam zu verbergen; daher verließ sich niemand weiter auf ihr Wort und Versprechen, und sie erweckte dadurch zuletzt bey ihren eignen Söhnen ein Mistrauen. Jedoch ich will von dieser Materie nicht weitläuftiger handeln, sondern mich vielmehr zur Geschichte selbst wenden.



* * * * * * * * * * * * * * * * *

Agrippina die Jüngere,

die Mutter des Nero.

Diese Fürstinn, welche theils wegen ihres Hochmuths, theils auch wegen ihres unglücklichen Endes so sehr berühmt geworden, war eine Tochter des Germanicus und der Agrippina. Der Vater hatte sich einen grossen Namen durch seine Tugend und Tapferkeit erworben, und die Mutter war nicht weniger wegen ihrer Keuschheit und Standhaftigkeit bekannt. Niemals aber ist wol leicht ein Kind so sehr aus der Art geschlagen, als Agrippina, wie aus der folgenden Geschichte erhellen wird. Sie ward im Jahr Christi acht und zwanzig mit dem Domitius Aenobarbus vermählt, mit welchem sie auch einen Sohn zeugte, der den Namen L. Domitius Aenobarbus erhielte, und nachher unter dem Namen Nero regierte. Im vierzigsten Jahr nach Christi Geburt büßte sie ihren Gemahl ein, und ward von ihrem Bruder Cajus Caligula ins Elend vertrieben. Sie ward

Erste Ehe der Agrippina.

ward aber von dem Kayser Claudius wieder zurück gerufen, und ließ gleich darauf ihren andern Gemahl den Crispus Paßienus umbringen, damit sie sich seiner Güter bemächtigen könnte. Sie war von Natur grausam hochmüthig und geitzig; Ihre vornehmste Leidenschaft aber war der Ehrgeitz. Wie ein Nativitätsteller ihr einmal sagte, daß ihr Sohn Domitius Nero römischer Kayser werden, aber auch zugleich seine Mutter tödten würde, so antwortete sie: Daran ist nichts gelegen, er mag mich gerne tödten, wenn er nur zur Regierung gelangt.

Ob sie gleich bereits zweymal vermählt gewesen war, so hatte sie doch nichts von ihrer natürlichen Schönheit verlohren, und sie nahm dadurch sowol als auch durch ihre Ränke den Kayser Claudius so sehr ein, daß er sich mit ihr nach dem Tode der Kayserinn Meßalina vermählte. Dieses geschahe auf folgende Art. Meßalina hatte eine Zeitlang ihre Unkeuschheit aufs höchste, und zwar ungestraft getrieben, weil Claudius wegen seiner grossen Einfalt solches nicht merkte, und niemand aus Furcht für Meßalina, die des Kaysers Herz in Händen hatte, sich getrauete, solches zu offenbaren. Endlich kam es so weit, daß sie öffentlich in des Claudius Gegenwart mit einem jungen römischen Herrn Beylager hielt, wodurch endlich dem Kayser die Augen geöfnet wurden, daß er sie hinrichten ließ.

Nach dem Tode der Meßalina war man gleich darauf bedacht, dem Claudius eine neue Gemahlinn auszusuchen, weil es demselben fast unmöglich war, anders als unter dem Joche eines Weibes zu leben; und er erhielt gewiß durch diese Ehe, was er suchte. Denn unter den drey vornehmen Römerinnen, die man ihm vorschlug, ward Agrippina erwählt, welche in der Geschwindigkeit den einfältigen Herrn so sehr einnahm, daß er in seiner ganzen Regierungszeit nichts fürnahm, als was sie für gut ansahe. Um ihr Haus zu befestigen, hielt sie gleich für nöthig, ihren Sohn, den Domitius, mit der kayserlichen Prinzeßinn Octavia zu vermählen. Dieses konnte auf keine rechtmäßige und löbliche Art geschehen, weil Octavia bereits mit einem vornehmen Römer, dem L. Silanus, versprochen war. Aber Agrippina, der es niemals an Ränken fehlte, fand gleich ein Mittel, diese Verlobung rückgängig zu machen, indem sie den Silanus mit allerhand falschen Beschuldigungen belegte. Er muste also seine Braut dem Sohne der Agrippina überlassen, welches ihn so sehr kränkte, daß er sich selbst das Leben nahm.

Dieses brachte sie schon zu Stande, ehe noch ihre Vermählung mit dem Kayser wirklich vollzogen war, woraus man abnehmen konnte, was sie künftig ausrichten würde, wenn sie wirklich Kayserinn geworden. Es war bey weiten keine so grosse List und Verschla-

schlagenheit nöthig, als Agrippina besaß, einen solchen Regenten, als dieser Kayser war, zu beherrschen. Seine grosse Einfalt hatte ihm einzig und allein bey dem vorigen Kayser Caligula das Leben gerettet. Von dieser Einfalt legte er sehr deutliche Proben ab, wie er die Regierung selbst antrat. Denn er that fast nichts anders, als daß er die Befehle seiner Gemahlinn und Lieblinge ins Werk setzte. Wenn er aber aus eignem Antriebe etwas anordnete, welches jedoch sehr selten geschahe, so war es thöricht und ungereimt. Ich finde, daß er einmal, da er Censor war, aus eigner Bewegung eine Policeyverordnung ergehen lassen. Diese bestand darinn, wenn jemand von einer Schlange gebissen worden, so sollte er ein gewisses Mittel dagegen gebrauchen, welches er zugleich anzeigte. Man mußte ihn daher gleich erinnern, daß er einen Fehler begangen, indem diese Anordnung mit der Policey gar keine Verwandtschaft habe, sondern ein medicinisch Recept sey. Auf solche Art darf man sich nicht wundern, daß eine Persohn, welche solche Eigenschaften, als Agrippina besaß, alle Gewalt an sich ziehen können.

Beyspiele von des Claudius Einfalt.

Obgleich der Kayser seine Vermählung mit der Agrippina bereits fest beschlossen hatte, so war dennoch eine grosse Hinderniß übrig, welche deren Vollziehung gänzlich rückgängig machen konnte. Denn weil Agrippina des Kaysers Bruder Tochter war, so stritte diese

Verbindung nicht nur mit den römischen Gesetzen, sondern die Römer sahen auch eine solche Ehe als eine Blutschande an. Jedoch ihr Liebling, der Vitellius wirkte es bey dem Rathe aus, welcher damals der schändlichsten Heucheley ergeben war, daß eine solche Ehe nicht nur gebilliget, sondern auch gepriesen, und zur Wohlfarth der Republik für nöthig gehalten ward. Man wartete hierauf nicht lange mit der Vollziehung derselben. Denn die Vermählung geschahe unmittelbar an dem Tage darauf, als der Rath diesen Entschluß kund gemacht hatte. Wenn man aber den Geschichten trauen darf, so war es nicht das erstemal, daß Claudius und Agrippina mit einander zu Bette gegangen. Rom gerieth also unter die Herrschaft einer hochmüthigen Fürstinn, welche nachher eben so viele Grausamkeit ausübte, als sie vorher Unkeuschheit betrieben hatte, wiewol sie diesem Laster dennoch nicht völlig entsagte. Denn man beschuldigt dieselbe, daß sie mit dem kayserlichen freygelassenen Bedienten, Pallas, und andern, einen unzuläßigen Umgang gepflogen, und der Meßalina wenig nachgegeben, von welcher sie nur blos darinn unterschieden gewesen, daß sie dieses Laster besser zu verbergen gewust.

Ihre Gewalt zu den Zeiten des Claudius.

Was die Gewalt betrift, welche sie an sich gezogen hatte: so kann man sagen, daß sie, so lange als Claudius annoch gelebt, der Regierung allein vorgestanden. Sie fand sich

sich selbst in dem Rathe ein, sie setzte sich bey öffentlichen Festen auf den Thron an des Kaysers Seite, und die fremden Gesandten hatten sowol bey ihr, als bey dem Kayser Gehör. Ja sie fertigte sogar die Gesandten ab, und war allemal zugegen, wenn der Kayser Gericht hielt. Es fehlte also nichts mehr, als daß sie denselben völlig von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossen hätte. Diese Aufführung muste nothwendig zu allerhand Urtheilen Gelegenheit geben. Deswegen suchte sie sich durch verschiedene Dinge hervorzuthun, von denen sie glaubte, daß solche dem römischen Volke angenehm wären. Hieher kann man rechnen, daß sie den L. Annäus Seneca aus dem Elend zurück rufen ließ. Dieser Mann hatte sich durch seine Philosophie und Gelehrsamkeit vor allen andern Römern zu den damaligen Zeiten berühmt gemacht, und die Kayserinn vertrauete ihm so gar die Erziehung ihres Sohnes an.

Sie bahnt ihrem Sohn Domitius den Weg zum Thron.

Wie dieses geschehen war: so ließ sie die bereits beschlossene Vermählung ihres Sohnes mit der kayserlichen Prinzeßinn Octavia vollziehen, wodurch der junge Domitius eben ein so grosses Ansehen erhielt, als der eigne Sohn des Claudius, Britannicus. Viele konnten auch damals bereits das Schicksaal des letztern vorher sehen, daß er durch die List seiner Stiefmutter von der Erbfolge würde ausgeschlossen werden, wie auch wirklich geschahe. Sie nahm sich weiter für, alle die-

jenigen aus dem Wege zu räumen, welche ihr verdächtig waren, und Unruhe erwecken konnten. Und weil Lollia Paulina, die hinterlassene Wittwe des Cajus, Hofnung gehabt hatte, eine Gemahlinn des Claudius zu werden: so ließ sie dieselbe des Lasters der Zauberey beschuldigen, und beredete den Kayser, sie ins Elend zu treiben. Nachher ließ sie dieselbe gar hinrichten, und befohl, daß man ihr das Haupt dieser Lollia Paulina bringen sollte. Sie ließ auch eben dieser Ursache halber noch verschiedenen andern vornehmen Römerinnen das Leben nehmen.

Derselbe wird zum Erben des Kaysers erklärt, und erhält den Namen Nero.

Was aber Agrippina mit ihrem Sohne im Sinne hatte, solches äusserte sich hauptsächlich im Jahr funfzig nach Christi Geburt, da sie den Kayser beredete, ihn an Kindesstatt aufzunehmen, und für seinen Sohn zu erklären. Von der Zeit an ward derselbe Nero Claudius Cäsar Drusus Germanicus genannt. Man bildete dem einfaltigen Kayser ein, daß die Aufnahme dieses Domitius an Kindesstatt zur Unterstützung seines Hauses gereiche, und in diesem Stücke leistete ihr Pallas grosse Dienste. Britannicus aber, welcher doch der rechtmäßige Erbe war, gerieth immer mehr in Verachtung, und es kam in eben demselben Jahre eine Inschrift zum Vorschein, welche man dem Claudius und dem Sohne der Agrippina allein zu Ehren gemacht hatte, und worinn Britannicus völlig ausgeschlossen worden.

Agrip-

Agrippina ließ den Britannicus hierauf wie eine Privatpersohn erziehen, und nahm ihm auch seine Bedienten, welche er bisher gehabt hatte. Sie ließ so gar einige derselben, worunter auch sein Lehrmeister befindlich war, unter allerley Vorwand hinrichten, und gab ihm an deren Statt solche Persohnen zu, die ihr ergeben waren: so daß der junge Herr gleichsam gefangen war, und nicht die Freyheit hatte, auszugehen, oder mit seinem Vater zu sprechen. Sie ließ auch aussprengen, daß es ihm am Verstand fehle, und daß er die fallende Sucht habe, da doch alle Skribenten bezeugen, daß es ihm weder an Kräften des Leibes noch des Verstandes gefehlet. Und ob derselbe gleich nur das neunte oder zehnte Jahr seines Alters zurück gelegt hatte, so merkte er doch, daß seine Stiefmutter übel gegen ihn gesinnt sey. Er gab dieses auch bisweilen durch einige Ausdrücke zu verstehen, insonderheit da er einmal den Nero Aenobarbus nannte, wodurch sowol Nero als Agrippina sehr gegen ihn aufgebracht wurden.

Der rechte Sohn des Claudius Britannicus wird verachtet.

Die Aufnahme des Nero an Kindesstatt, welche Claudius vorgenommen hatte, ward von dem Rathe gebilliget. Agrippina erhielt auch zu eben derselben Zeit den Namen Augusta oder Kayserinn. Und damit sie ihre Macht und Gewalt nicht nur in Rom und Italien, sondern auch an weit entfernten Orten möchte sehen lassen: so schickte sie eine Colonie von alten Soldaten nach Ubiopolis oder

der Stadt der Ubier an dem Rheinstrom in Deutschland, welche daher den Namen erhalten Colonia Agrippinae, den diese Stadt noch führet; wiewol man heutiges Tages diesen Ort der Kürze halber nur insgemein Colonia oder Cölln zu nennen pflegt.

Wie Nero sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, so legte man ihm die togam virilem, oder das Kleid der Männer an, um dadurch anzuzeigen, daß er nicht mehr unter die Kinder gehöre. Dieses geschahe mit grosser Pracht, und Agrippina freuete sich sehr, daß sich ihr Sohn zugleich mit dem Kayser in fürstlicher Kleidung konnte sehen lassen, da man den Britannicus nur noch in Kinderkleidern zeigte. Sie ließ auch den Nero zum Principe Juuentutis, oder Erben des Reichs, erklären, und zum Consul bestellen, wenn er sein zwanzigstes Jahr würde erreicht haben. Sie richtete dieses alles auf eine so listige Art ein, daß der Rath selbst bey dem Kayser darum Ansuchung thun muste, welcher dann mit Freuden in ihr Begehren willigte. Sie ließ auch bald durch das Volk, bald durch die Soldaten, und bald durch die Freygelassenen des Kaysers verschiedene Ansuchungen thun; damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn es auf ihr Anstiften geschähe, sondern daß die ganze Stadt solches wünschte. Sie vergaß insonderheit nicht, diejenigen aus dem Wege zu räumen, von welchen sie glaubte, daß sie Freunde des Britannicus wären. In dieser

List der Agrippina.

Ab-

Absicht entfernte sie den Lusius Geta, und den Rufus Crispinus von der kayserlichen Leibwache, und setzte an deren Stelle den berühmten Burrhus, einen Mann von grosser Tugend und Klugheit. Um dieser Veränderung eine Farbe zu geben, stellte sie dem Kayser vor, es sey besser und sicherer, daß die kayserliche Leibwache nur unter einem Anführer stünde. Man merkt aber, daß Agrippina hierbey eine doppelte Absicht gehabt. Hauptsächlich suchte sie alle diejenigen von wichtigen Aemtern zu entfernen, von denen sie wuste, daß dieselben dem Britannicus gewogen waren. Hiernächst aber geschahe es auch zu dem Ende, daß sie ihren Sohn gerne der Unterweisung rechtschaffener Männer anvertrauen wollte, welche ihn theils von den Lastern, denen er von Natur ergeben war, zurück halten, theils aber auch eine Ehrerbietigkeit gegen seine Mutter einprägen sollten, wenn er selbst zur Regierung gelangte. Die nachfolgenden Zeiten beweisen auch, daß sie hierinn sehr klug verfahren. Denn Nero liebte die Tugend, oder unterdrückte wenigstens seine bösen Begierden, so lange er dem Rath des Seneca und Burrhus folgte. Sobald er aber diese beyden vortreflichen Männer durch seine eigne Grausamkeit verlohr, so gab er seinen lasterhaften Neigungen den Zügel, und beraubte seine eigne Mutter nicht nur ihrer Gewalt, sondern auch sogar ihres Lebens.

Ihre Sorge für die Erziehung des Nero.

Die Gedanken der Agrippina waren nunmehr einzig und allein dahin gerichtet, ihrem Sohne die Regierung nach dem Tode des Claudius zu versichern, und daher versäumte sie keine Gelegenheit, ihm die Herzen des Volks zu gewinnen. Zonaras bezeugt unter andern, daß sie selbst bey einer Theurung, da an Brod Mangel war, das Volk zum Aufruhr angehetzt, damit ihr Sohn durch Versprechungen an statt des Kaysers, der damals eben krank war, dasselbe zufrieden stellen, und sich dadurch eine allgemeine Liebe erwerben könnte. Auf ihr Anstiften muste auch Nero durch verschiedene Schauspiele und andre Lustbarkeiten dem Volke ein Vergnügen machen, und daher ward er von allen als ein unstreitiger Nachfolger des Claudius angesehen. Britannicus aber ward so eingeschlossen gehalten, daß viele zweifelten, ob er noch in der Welt sey.

Sie geräth bey dem Claudius in Verdacht.

Wie einfältig aber auch Claudius war: so merkte er doch endlich, daß Agrippina sehr unkeusch lebte, und auch gegen den Britannicus zum Vortheil des Nero allerley böse Anschläge führte. Er beklagte auch einmal, daß er in seiner Ehe so unglücklich sey, und gab bisweilen seinen Verdruß darüber zu erkennen, daß er sich mit der Mutter vermählt, und den Sohn an Kindesstatt aufgenommen. Er bezeugte zugleich, daß er die Regierung dem Britannicus, als seinem leiblichen Sohne, übergeben wollte. Ja es kam so weit, daß er

er sich einmal, wie er Wein getrunken hatte, vernehmen ließ, er sey genöthiget, die Agrippina wegen ihres unordentlichen Lebens mit dem Pallas zu bestrafen. Agrippina, welche durch Spionen gleich davon Nachricht erhielt, ward darüber sehr bestürzt, und beschloß, diesem Unglücke bey Zeiten vorzubeugen, und den Kayser durch Gift aus dem Wege zu räumen, welches auch geschahe. Man sagt, daß sie einige Champignons vergiftet, welche der Kayser am liebsten speisete, und daß Nero nachher darüber gescherzt habe. Das Gift ward durch ein römisches Weib, Namens Locusta, zugerichtet, welches sich bereits lange zu einem solchen Handwerke hatte gebrauchen lassen. Das Gift that auch seine Wirkung. Denn Claudius starb daran im vier und sechzigsten Jahr seines Alters. Agrippina verbarg seinen Tod eine Zeitlang, um alles zum Vortheil des Nero einzurichten. Wie endlich dieser Sterbfall kund ward: so stellte sie sich gleichsam des Britannicus halber sehr betrübt, und umfaßte ihn mit Thränen. Sie that es aber nur zu dem Ende, damit er nicht eher von dem Volke und dem Kriegsheer möchte gesehen werden, bis alles nach ihren Absichten zu Stande gebracht worden. Wie dieses geschehen war, so ließ sie alle Pforten des Schlosses eröfnen, und erklärte öffentlich, daß Claudius gestorben sey. Gleich darauf ward Nero von dem Haupt der kayserlichen Leibwache den Truppen vorgestellt, denen man zugleich

Claudius wird durch Gift getödtet.

gleich kund machte, daß derselbe nun ihr Kayser wäre. Einige Skribenten berichten, daß verschiedene Soldaten gefragt, wo denn Britannicus sey? Weil er sich aber nicht sehen ließ, so ward Nero einhellig von allen zum Kayser angenommen.

Der erste, an den sich Agrippina nach dem Tode des Claudius zu rächen suchte, war der freygelassene, Narcissus. Weil er ihr in verschiedenen Stücken entgegen gewesen war: so lies sie ihn gleich ins Gefängniß setzen und zwingen, daß er sich selbst tödten muste, obgleich Nero seine Erhaltung gerne gewünscht hätte. Dieser Narcissus war zu den Zeiten des Claudius in einem solchen Ansehen, und hatte sich einen so grossen Reichthum gesamlet, daß einer von den Dichtern der damaligen Zeiten, der Juvenal, seinen Reichthum mit dem Schatze des Crösus, oder der persischen Könige vergleicht. Wie Claudius einmal über Geldmangel klagte: so gab man ihm den Rath, daß er mit Narcissus und Pallas in eine Gemeinschaft treten sollte. Könige, Fürsten und Städte heuchelten ihm, denn Claudius war ihm so sehr gewogen, daß Agrippina selbst ihn nicht fällen konnte. Er war auch aller Fehler, die man ihm zur Last legt, ungeachtet, des Kaysers Gnade würdig. Er schonte sein Leben nicht zur Erhaltung seines Herrn, und es ist glaublich, daß Agrippina sich nicht würde erkühnet haben, den Claudius mit Gift hinzurichten, wenn Narcissus gegenwärtig gewesen

wesen wäre. Sie hatte ihn aber kurz vorher überredet, seiner Gesundheit halber eine Reise ins Bad nach Campanien zu thun, und damals erhielt sie erstlich freye Hände, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen.

Wie Nero, von dem Kriegsheer zum Kayser war erklärt worden: so hielt er eine Rede, die Seneca an seiner Statt entworfen hatte, und versprach den Soldaten eben so viel Geld reichen zu lassen, als sie von dem Kayser Claudius erhalten hatten. Von dem Lager ward er nach dem Rath geführt, woselbst er gleichfalls eine Rede hielte, die auch von seinem Lehrmeister, dem Seneca war abgefaßt worden, und darauf erhielt er alle Ehrentitel, welche dieses heuchlerische Collegium guten und bösen Kaysern ohne Unterscheid beyzulegen pflegte.

Auf solche Art gelangte Nero durch die List und Missethaten seiner Mutter zu der höchsten Gewalt. Sie glaubte dadurch ein Meisterstück bewiesen, und den Grund zu ihrer eignen Herrschaft gelegt zu haben, weil sie gewiß hofte, daß sie unter einem Sohne, der ihr unendlich verbunden war, mit einer ununmschränkten Gewalt regieren würde. Jedoch der Ausgang zeigte, daß sie sich vielmehr dadurch selbst ihr Grab bereitet, und einem rasenden Thiere den Weg zum Throne gebahnet, wodurch sie nicht nur allein, sondern zugleich auch der Kern des römischen Raths hingerichtet worden.

Ehe

Abbildung des Nero.

Ehe ich hierzu schreite: so will ich vorher anführen, was für eine Abbildung die Skribenten der damaligen Zeiten von diesem Herrn machen, und was für Gemüthseigenschaften sie demselben beylegen. Er war von Natur großmüthig und so freygebig, daß seine Milde sich auch öfters in eine Verschwendung verwandelte. Es fehlte ihm weder an Muth noch Geschicklichkeit, aber er liebte den Müßiggang und die Wohllust mehr als die Arbeit. Man bemerkte in seiner Jugend an ihm eine Lust, allerhand Abbildungen in Erz und Stein zu graben, zu zeichnen, zu spielen und singen, und einen Wagen zu regieren. In Künsten und Wissenschaften hatte er nicht sonderlich zugenommen, und desfalls muste ihm Seneca immer die Reden aufsetzen, die er in dem Rathe halten sollte. Dieses war bisher, wie Tacitus anmerkt, von keinem einzigen Kayser, und so gar auch von dem Caligula nicht, geschehen, denn derselbe pflegte seine Reden jederzeit selbst auszuarbeiten. Es gefielen dem Nero zwar alle Arten der Wissenschaften, er lernte sie aber kaum dem äussersten Umfange nach kennen. Man meint, daß seine Mutter ihn von der Philosophie, als einer den Prinzen unanständigen Wissenschaft, zurückgehalten habe. Seneca brachte ihm auch einen Widerwillen gegen die alten Redner bey, um seine neue und geschminkte Beredsamkeit empor zu bringen. Nero bemengte sich gleichfalls mit der Dichtkunst, und fieng an Verse zu machen,

die

die von einigen gelobt, von andern aber getadelt worden. Man findet, daß Persius sich über das gezwungene und hochtrabende Wesen aufgehalten, welches in seinen Gedichten befindlich war. Svetonius sagt, daß er ein schwaches Gesicht gehabt, und nicht wol in die Ferne gesehen habe. Aus dieser Beschreibung könnte man den Schluß machen, daß er weder unter die guten noch unter die schlechten Regenten zu zählen sey, weil man bey ihm eine Vermischung von guten und schlechten Eigenschaften wahrnimt. Weil er aber mit der Zeit lasterhaften Schmeichlern in die Hände fiel, welche ihn in seiner Wohllust stärkten, wozu er ohnedem geneigt war: so ward das Gute, welches sich noch bey ihm fand, völlig erstickt, und die Laster nahmen so sehr überhand, daß er von allen als ein rasendes Thier, und als ein Feind des menschlichen Geschlechts angesehen ward.

Der Anfang seines Regiments ist sehr löblich.

Wie Nero zum Kayser war erklärt worden: so versprach er den Römern, ein gnädiges und gerechtes Regiment zu führen, und hielt auch eine Zeitlang sein Versprechen. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung werden von den Skribenten ungemein gerühmt, und man sagt, daß Trajanus diese ersten fünf Jahre allen Regenten zu einem Muster und Beyspiel vorgestellet habe. Jedoch ich will so wenig von diesen Zeiten, als von seiner kurz darauf gefolgten Tyranney weitläuftiger handeln,

 son-

sondern allein die Dinge erzählen, welche zu der Geschichte der Agrippina gehören.

Agrippina maßt sich einer unumschränkten Gewalt an.

Weil der Kayser damals noch ein Jüngling von siebzehn Jahren war, und allein durch Hülfe seiner Mutter den Thron bestiegen hatte, so regierte dieselbe eine Zeitlang mit einer unumschränkten Gewalt. Sie gab nebst dem Kayser den fremden Gesandten Gehör, sie unterschrieb seine Briefe, und fuhr mit ihm in einem Wagen, ja er folgte selbst bisweilen ihrem Wagen zu Fusse nach. Er gab auch zu, daß der Rath ihr alle Ehrennamen beylegte, und verordnete, daß derselbe sich in dem kayserlichen Pallaste versammlen muste, damit sie hinter einem Teppich alles hören konnte, was daselbst vorgenommen ward, ohne von jemanden gesehen zu werden. Man merkte aber gleich, daß diese grosse Gewalt der Kayserinn dem Nero beschwerlich fiel. Dennoch erkühnte er sich nicht, darüber einigen Verdruß blicken zu lassen, so lange sie mit dem Burrhus und Seneca in einer genauen Vereinigung stand. Diese beyden Männer waren so beschaffen, daß er derselben nicht entbehren konnte; weil der erste in Kriegshändeln, und der andre in Regierungssachen eine grosse Einsicht und Erfahrung hatte. Sie waren beyde auch vertraute Freunde, obgleich ihre Neigungen nicht miteinander übereinstimmten, da Burrhus strenger als Seneca, dieser aber gelinder als Burrhus war. Sie waren aber beyde in diesem Stücke einig, das Beste des Staats zu beför-

Burrhus und Seneca.

befördern. Eine Zeitlang erwiesen sie der Agrippina allen Gehorsam, sie merkten aber endlich, daß ihr Hochmuth alle Schranken überstieg; und daher suchten sie demselben, wiewol auf eine verdeckte und feine Art Grenzen zu setzen. Wie im Jahr Christi 54 oder in dem ersten Jahre der Regierung des Nero einige armenische Gesandten bey dem Kayser Gehör haben sollten, und Agrippina ankam, sich an die Seite des Kaysers zu setzen, so rieth Seneca dem Kayser, daß er vom Thron herabsteigen sollte, gleichsam in der Absicht, seine Mutter zu empfangen. Er suchte darauf mit dem Burrhus einen Vorwand, diese Audienz bis zu einer andern Zeit auszusetzen, und beyde bemüheten sich, dadurch zu verhindern, daß die fremden Gesandten keine Zeugen von der Schmach seyn sollten, welche damals die Republik erdulden muste.

Ihre Aufführung.

Nachdem Seneca auf solche Art der Herrschsucht der Agrippina einigermassen Schranken gesetzt hatte, so überlegte er ferner mit dem Burrhus, wie man ihre grosse Gewalt in Regierungssachen am besten völlig einschränken könnte. Aber das Mittel, dessen sie sich in dieser Absicht bedienten, hatte eine betrübte Wirkung. Denn sie vergönnten dem Kayser nicht nur, sondern unterstützten ihn auch, daß er seine Liebe, die er auf eine noch vor kurzer Zeit gewesene Sklavinn, die Acte, geworfen hatte, fortsetzen konnte, welches seiner rechten Gemahlinn, der Octa-

via, einer Fürstinn von grosser Tugend und Keuschheit zum grösten Nachtheil gereichte. Diese Liebe nahm so sehr überhand, daß Nero endlich auf die Gedanken fiel, sich mit dieser Acte zu vermählen. Solches aber war der Agrippina unerträglich, und sie suchte daher theils durch hartes Zureden, theils durch schmeichelnde Worte eine so unanständige That zu hintertreiben. Aber Nero legte ihren süssen Reden keinen Glauben bey, und konnte ihre Verweise nicht ertragen. Agrippina richtete also dadurch nichts anders aus, als daß sie den Kayser immer kaltsinniger gegen sich machte, und denselben bewog, sein meistes Vertrauen auf den Seneca zu setzen. Man sagt auch, daß Nero durch die Verweise der Agrippina so sehr aufgebracht worden, daß er gedrohet, wenn die Kayserinn damit fortfahren würde, die Regierung unverzüglich niederzulegen, und sich nach der Insel Rhodus zu begeben. Weil nun dieses überall bekannt ward, so schloß man daraus, daß die Herrschaft der Agrippina bald ein Ende haben würde.

Misverstand zwischen der Agrippina und dem Nero.

Zu dieser Zeit suchte Nero unter allem Geräthe, was auf dem Schlosse befindlich war, das prächtigste und kostbarste aus, und sandte es seiner Mutter. Diese aber konnte dabey ihren Verdruß nicht bergen, sondern sagte, daß sie sich nicht mit einem kleinen Theil von dem genügen lassen könnte, was ihr doch alles zugehöre, und welches alles ein Geschenk von

von ihr sey. Nero nahm diese Antwort so ungnädig auf, daß er sogleich ihren Liebling, den Pallas, von der Verwaltung der Einkünfte absetzte, welches Amt der Kayser Claudius demselben noch anvertrauet hatte. Weil man ihn aber nicht zur Rechenschaft forderte, so behielt er die unglaublich grossen Geldsummen, welche er gesamlet hatte. Durch diese Ungnade, welche ihrem Liebling wiederfuhr, ward Agrippina so sehr erhitzt, daß sie harte Worte fallen ließ, und drohete, den Britannicus zum Kayser erklären zu lassen. Ein solches Verfahren muste den Nero nothwendig sehr bestürtzt machen. Britannicus gieng damals schon in das funfzehnte Jahr seines Alters, und war bey dem Volke sehr beliebt. Er hatte auch als der rechte und einzige Sohn des vorigen Kaysers ein weit grösseres Recht als Nero, seinem Vater in der Regierung nachzufolgen.

Von dieser Zeit an war Britannicus dem Kayser ein Dorn in den Augen, und Nero glaubte nicht sicher auf dem Throne zu seyn, so lange Britannicus lebte. Er faßte daher den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, welches auch geschahe. Man brachte ihm in einer Speise Gift bey, worauf er während der Mahlzeit an der Tafel, zu jedermanns, und insonderheit zu Agrippinens Erstaunen, tod niederstürtzte. Denn dieselbe büßte mit ihm die einzige Person ein, wodurch sie den Kayser noch einigermassen im Zaum halten konnte.

Britannicus wird hingerichtet.

Sie muste auch nicht unbillig besorgen, daß sie endlich einem gleichen Schicksaal dürfte unterworfen seyn. Diese schändliche That verrichtete das bereits oben angeführte Weib Locusta, deren Giftmischerey Agrippina sich vorher selbst bedient hatte, den Kayser Claudius hinzurichten.

Weil demnach Agrippina mit dem Britannicus ein bequemes Mittel verlohren hatte, dessen sie sich im Falle der Noth zu ihrer Errettung bedienen konnte, so suchte sie sich auf eine andre Art gegen das Unglück zu schützen, wodurch sie bedrohet ward. Dieses aber konnte dennoch nicht so verborgen geschehen, daß Nero ihre Absichten nicht sollte gemerkt haben, und daher fand er für rathsam, ihr die Leibwache zu nehmen, welche sie bisher sowol zu seiner Zeit, als auch zu den Zeiten des Claudius zu ihrer Beschützung gehabt hatte. Er ließ sie auch von dem Schlosse in ein andres Haus bringen, wo er sie nicht anders, als unter einer starken Bedeckung besuchte, und nach einer kurzen Begrüssung wieder verließ. Hierauf fing der Hof Agrippinens an, merklich abzunehmen, und ihre Aufwärter verschwunden nach und nach. Die meisten scheueten ihre Gegenwart, und verliessen sie gleich. Sie ward also in diesen elenden Umständen allein von einigen römischen Weibern besucht, welche doch mehr aus der Ursache, etwas auszukundschaften, als aus Freundschaft zu ihr kamen. Agrippina selbst konnte sie nicht anders ansehen.

Agrippina wird verfolgt.

hen. Denn sie ward von der Julia Silana beschuldiget, daß sie die Absicht hätte, sich mit dem Rubellius Plautus zu vermählen, und denselben auf den Thron zu setzen, weil er ein ansehnlicher Herr sey, und von dem August eben sowol wie Nero abstammte. Nero glaubte daher, eine rechtmäßige Ursache zu haben, seine Mutter aus dem Wege zu räumen, und beschloß, sie sowol als den Plautus, ohne weiteres Verhör, hinzurichten. Aber Burrhus stellte ihm für, daß man niemanden, geschweige denn seine eigne Mutter ungehört verdammen müste, und versprach, selbst des Kaysers Willen ins Werck zu setzen, wenn Agrippina sollte schuldig befunden werden. Nero erlaubte also, daß Seneca und Burrhus sich zu ihr begeben möchten, um sich entweder ihrer Unschuld zu versichern, oder dieselbe, wenn sie strafbar sollte befunden werden, hinzurichten.

Agrippina vertheidigte sich aber mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit und Frechheit, und erhielt die Erlaubniß, ihren Sohn zu sehen. Wie sie mit demselben sprach, so erwehnte sie der Beschuldigungen im geringsten nicht, womit man sie belegt hatte, weil sie es gleichsam nicht für nöthig hielt, sich wegen einer ungegründeten Sache zu verantworten. Sie verlangte vielmehr allein, daß ihre Ankläger sollten gestraft werden, welches sie auch erhielt. Denn Silana ward erstlich ins Elend gejagt, und nachher hingerichtet. Der Co-

mödiant Paris aber, welcher der Silana bey dieser Beschuldigung Hülfe leistete, ward verschonet, weil der Kayser sich desselben zu seinem Vergnügen bediente.

Poppäa Sabina.

Nach dieser Begebenheit schien das Ansehen Agrippinens wieder einigermassen zu steigen. Jedoch dieses währte nur so lange, bis Nero sich in ein römisches Frauenzimmer, die Poppäa Sabina verliebte. Diese Poppäa war von einer ungemeinen Schönheit, und stellte sich sehr still und schamhaft, ob sie gleich weder Tugend noch Schamhaftigkeit besaß. Sie war mit einem vornehmen Römer vermählt, welcher Otto hieß, und nachher Kayser ward. Dieser handelte so unbedachtsam, daß er dem Kayser die Schönheit seiner Gemahlinn rühmte, und dadurch bey demselben ein Verlangen erweckte, sie zu sehen. Kaum hatte Nero dieselbe erblickt, so war er schon aufs heftigste gegen sie entzündet, und damit ihr Gemahl ihm keine Hinderniß in der Fortsetzung seiner Liebe machen möchte, so schickte er ihn als Statthalter nach Lusitanien, doch muste er die Poppäa zurücke lassen.

Wie diese ehrgeitzige Dame des Kaysers Liebe merkte, so erkühnte sie sich auf die Vermählung mit demselben zu dringen. Sie getrauete sich aber doch nicht, damit durchzukommen, so lange Agrippina noch einiges Ansehen hatte. Daher ließ sie keine Gelegenheit vorbeygehen, den Kayser gegen seine Mutter aufzubringen. Bisweilen warf sie ihm schimpflich

lich vor, daß er gleichsam unter der Vormundschaft seiner Mutter lebte. Bisweilen suchte sie auch die Agrippina verdächtig zu machen, als wenn solche gefährliche Absichten gegen den Kayser hätte. Sie fand in diesem Vorhaben sehr viele Gehülfen, weil alle diejenigen, welche täglich um des Königes Persohn waren, sehr gerne sahen, daß Agrippinens Macht, so viel als möglich, möchte gedämpft werden.

Dieses beförderte endlich den Fall der Agrippinen, und trieb den Nero an, die schrecklichste und abscheulichste That zu begehen, welche jemals ausgeübt worden, indem er beschloß, seine Mutter aus dem Wege zu räumen. Auf diesen blutigen Anschlag hatte er schon längst gedacht, und nichts als die Furcht hatte ihn bisher davon zurückgehalten, daß das Volk wegen einer so unnatürlichen That einen Aufruhr erregen möchte. Poppäa aber säumte nicht, ihn durch ihre Anschläge dazu anzufrischen, und Agrippina arbeitete selbst an ihrem Unglücke, indem sie beständig harte Worte und Drohungen fallen ließ. Einige Skribenten behaupten, daß Agrippina, wie sie gemerkt, daß sie durch Frechheit nichts ausrichten könnte, durch Leichtfertigkeit und Unkeuschheit den Kayser zu gewinnen gesucht, und ihm ihre eigne Persohn zur Unzucht angeboten. Aber auch dieser Kunstgrif war vergebens, und sie vermehrte nur den Abscheu, welchen Nero bereits gegen sie gefaßt hatte. Denn er wollte

 von

von derselben Zeit an, nicht weiter mit ihr allein reden. Es war ihm auch nichts angenehmers, als wenn sie die Stadt verließ, und nach ihren Lustschlössern reisete. So oft sie von einer solchen Reise zu reden anfing, so rühmte er jederzeit ihr Vorhaben. Uebrigens ließ er keine Gelegenheit vorbeygehen, seiner Mutter Verdruß zu machen, bald brachte er einige auf, welche dieselbe in allerhand Streitsachen verwickeln musten, bald aber bestach er andre, sie zu verspotten.

Der Kayser faßt den Entschluß, seine Mutter hinzurichten.

Endlich entschloß er sich völlig, ihr das Leben zu nehmen, und war nur auf die Art und Weise bedacht, wie solches am füglichsten geschehen könnte. Es schien ihm gefährlich zu seyn, an seiner Mutter offenbar einen Mord zu begehen; durch Gift aber war nichts bey ihr auszurichten. Denn Agrippina, welche solches vermuthete, hatte sich mit einer Arzney dagegen versehen, und deswegen war dieser Anschlag bereits zu verschiedenenmalen fruchtlos abgegangen.

Weil also Nero nicht wuste, auf welche Art er seine Mutter am füglichsten hinrichten sollte: so wandte er sich an seinen Freygelassenen, den Anicetus, der ihm in seiner Jugend aufgewartet hatte. Dieser war damals über die Galeeren gesetzt, die in dem Hafen von Misena lagen. Und weil derselbe ein ruchloser und frecher Mann, und der Agrippina heimlich feind war: so konnte man kein bequemeres Werkzeug finden, diese Missethat zu bege-

begehen. Anicetus hatte kaum des Kaysers Absicht erfahren, so versprach er schon, ein solches Schiff zuzurichten, welches sich von selbst öfnen sollte, damit Agrippina ins Wasser fiele und umkäme, keiner aber anders denken könnte, als daß es aus einem blossen unglücklichen Zufall geschehen sey. Nero nahm diesen Anschlag an, und weil er sich nicht getrauete, denselben in Rom auszuführen: so beschloß er, solches in Campanien zu thun, wo er ohnedem einem fünftägigen Fest beywohnen muste. Inzwischen stellte er sich, als wenn er sich wieder mit seiner Mutter aussöhnen wollte; er sagte öffentlich, daß die Kinder etwas von ihren Eltern dulden müsten, und suchte durch diese Vorstellung es dahin zu bringen, daß Agrippina seinen Worten desto eher Glauben beylegen, und dem ihr gestellten Netze um so viel weniger entgehen möchte.

Er überredete sie auch, daß sie mit ihm aus Rom auf einem Schiffe reisete, welches Anicetus zubereitet hatte. Er ließ sie auf dem Wege nach Antium zurück, und begab sich allein nach Campanien. Gleich darauf ließ er ein freundliches Schreiben an sie abgehen, worinn er sie zu dem Feste einlud, welches damals sollte gefeyert werden. Sie reisete auch dahin, und fand den Kayser am Ufer, sie zu empfangen. Er umarmte sie sehr zärtlich, und führte sie nach einem Schlosse, um daselbst ein wenig auszuruhen. Inzwischen erhielt sie Nachricht, daß man allerhand gefähr-

liche

liche Anschläge gegen sie gefaßt habe, und weil sie nicht wuste, was sie davon glauben sollte: so wollte sie nicht wieder zu Schiffe gehen, sondern ließ sich in einem Wagen fahren. Wie sie auf solche Art an den Ort kam, wo die Zusammenkunft seyn sollte: so ward sie von dem Kayser prächtig bewirthet, welcher ihr auch, dem äusserlichen Schein nach, verschiedene Zeichen seiner Liebe und Zuneigung gab. Er ersuchte sie zugleich, ihm doch zu eröfnen, was sie wünschte und verlangte, weil er ihr nichts abschlagen könnte; und spielte endlich seine Rolle so künstlich, daß Agrippina zuletzt alles Mißtrauen fahren ließ, und fest glaubte, daß sie künftig nichts, als Freundschaft und Liebe von ihm zu erwarten hätte.

Der erste Anschlag mislingt.

Nach der letzten Abendmahlzeit, welche an eben demselben Orte gehalten worden, ließ Nero sie wieder ans Ufer bringen. Das Schiff, auf welches sie hingefahren war, hatte man, auf heimlichen Befehl des Kaysers, zerbrochen, und daher ersuchte man sie, in ein andres zu treten, das Anicetus zubereitet hatte, und welches dieser auch selbst zu führen übernahm. Wie der Kayser von ihr Abschied nahm: so umfaßte er sie noch zuletzt mit grosser Zärtlichkeit, und ging darauf von ihr. Den übrigen Theil der Nacht brachte er ohne Schlaf zu, weil er mit grossem Verlangen auf den Ausfall seines Anschlags wartete. Nebst der Kayserinn war noch Creperius Gallus, und ein römisches Frauenzimmer, die

die Aceronia Polla, auf dem Schiffe, welche die Agrippina durch allerhand Gespräche aufhielten. Wie sie aber eben von der Veränderung redeten, welche man bey dem Kayser wahrgenommen, und die Liebe rühmten, welche derselbe gegen seine Mutter blicken lassen: so fiel das Dach der Cajüte ein, und weil dieselbe mit Bley bedeckt war, so ward Creperius gleich dadurch erdrückt; die Stelle aber, wo Agrippina saß, hielt sich noch eine Zeitlang. Die Maschine, wodurch der Boden des Schiffs sich öfnen sollte, schlug auch wegen der Verwirrung fehl, worinn die Bootsleute geriethen, indem viele von diesem Vorhaben nichts wusten, und desfalls die andern hinderten, denen man diß Geheimniß anvertrauet hatte. Endlich welzte man das Schiff um, welches aber doch auch nicht mit der gehörigen Achtsamkeit geschehen konnte, und daher fiel Agrippina nebst der Aceronia ganz sanft ins Wasser. Aceronia schrie um Hülfe; und damit sie die Bootsleute desto eher bewegen möchte, so rief sie: Ich bin die Kayserinn. Aber dieses beförderte ihren Untergang; denn sie ward gleich darauf mit Stangen und Rudern todtgeschlagen. Agrippina aber, welche ganz stille schwieg, kam mit einem Schlag über die Schulter davon, und rettete sich mit Schwimmen, welches doch nicht lange währte, denn sie ward gleich von einigen zu Hülfe eilenden Böten gerettet, und ans Ufer gebracht.

Wie

Wie Nero erfuhr, daß seine Mutter wider Vermuthen gerettet worden, so ward er sehr bestürzt, und glaubte, daß sich das ganze Land gegen ihn auflehnen würde. Er zog deswegen ohne Verzug den Burrhus und Seneca zu Rathe, welche an diesem gottlosen Anschlag keinen Antheil scheinen gehabt zu haben. Diese beyden schwiegen hierauf ganz stille, weil sie nicht wusten, was sie bey diesen Umständen für einen Rath geben sollten. Auf der einen Seite stand ihnen die scheusliche That vor Augen, für welche sie einen Abscheu hatten, und auf der andern Seite hielten sie dafür, daß die Persohn des Kaysers in Gefahr sey, wenn er seiner Mutter nicht zuvor käme. Endlich sahe Seneca, welcher insgemein zuerst zu reden pflegte, den Burrhus starr an, um denselben gleichsam dadurch zu fragen, ob es nicht rathsam sey, die Agrippina hinzurichten, um den Kayser zu retten. Burrhus aber antwortete darauf mit grosser Freymüthigkeit, daß die kayserliche Leibwache, deren Haupt er sey, eine viel zu grosse Ehrerbietigkeit gegen das regierende Haus, und gegen den Namen des Germanicus hege, als daß einer von ihnen sollte können bewogen werden, die Hand an die Tochter des Germanicus zu legen; es müsse vielmehr Anicetus, welcher dieses Werk angefangen, dasselbe auch vollführen. Anicetus nahm solches auch ohne das geringste Bedenken auf sich, welches bey dem Kayser eine solche Freude erweckte, daß

er

er ausrief: Anicetus giebt mir heute das Leben wieder. Er gab demselben zugleich Befehl, dieses Vorhaben, sobald als es nur möglich seyn würde, völlig zu Stande zu bringen. Dem Kayser ward hierauf Nachricht gegeben, daß Agerinus von der Kayserinn Agrippina angekommen sey, und mit dem Kayser zu reden begehre. Nero ließ ihn für sich kommen, und, da er sein Gewerbe vortrug, einen Dolch zwischen die Füsse werfen, und gleich darauf ins Gefängniß bringen. Denn er wollte allenthalben ausgebreitet haben, daß Agrippina den Agerinus abgeschickt, ihn zu ermorden, und daß die Kayserinn, wie sie gehört, daß ihr Anschlag mislungen sey, sich selbst umgebracht habe. Inzwischen verstärkte sich Anicetus mit einigen Bootsleuten, und langte des Morgens sehr frühe an dem Orte an, wo sich Agrippina aufhielt. Er fand daselbst viele Menschen, welche aus den umliegenden Orten zusammen gekommen waren, die sich aber, sobald sie nur diese bewafneten Männer erblickten, aus dem Staube machten. Anicetus bemächtigte sich gleich des Eingangs, schlug die Pforten ein, und nahm alle diejenigen gefangen, die ihm entgegen kamen. Hierauf gieng er mit zween Soldaten gerade ins Zimmer, wo er die Agrippina auf dem Bette liegend fand, welche allein ein Weib bey sich hatte, das aber auch gleich die Flucht nahm.

Agrippina war voller unruhigen Gedanken, weil sie keine Nachricht von dem Kayser erhalten, und Agerinus auch noch nicht mit

Agrippina wird hingerichtet.

einer Antwort zurückgekommen war. Wie sie aber den Anicetus sahe, so konnte sie die Ursache seiner Ankunft leicht errathen. Sie redete ihn aber dennoch freymüthig an, und sagte, sie könne nicht glauben, daß der Kayser sich mit dem Blute seiner eignen Mutter besudeln würde. Wie sie aber noch redete, so schlug einer von den Soldaten ihr mit dem Stock auf den Kopf. Sie zeigte demselben hierauf ihren Leib, und bat ihn, daß er darauf schlagen möchte, weil derselbe eine so gottlose und unnatürliche Frucht zur Welt gebracht hätte. Man gab ihr hierauf viele tödtliche Stiche, wovon sie starb. Einige sagen, daß Nero, ihren erblaßten Leib zu sehen, verlangt, und damit sein Gespötte getrieben habe, es sind aber alle Skribenten in diesem Stücke nicht einig. Ihr Körper ward gleich nach der damaligen Gewohnheit, jedoch ohne das geringste Gepränge verbrannt, und nur ein einziger von ihren Freygelassenen erstach sich, um seine Treue gegen die Kayserinn zu beweisen. Ihre Gebeine wurden in die Erde gelegt, und erstlich nach dem Tode des Nero richtete man denselben ein Grabmahl auf.

Ein solches Ende nahm Agrippina, die wegen ihres Glücks und Unglücks, wegen ihrer grossen Eigenschaften, und wegen ihrer nicht geringeren Laster, eine von den berühmtesten Fürstinnen in der Historie ist. Am bekanntesten aber ist sie dadurch geworden, daß sie eine Mutter des Nero gewesen, und einen von den grimmigsten Tyrannen, die man in

den

den Geschichten antrift, gebohren, und auf den Thron gesetzt hat. Ich sage mit Bedacht, einen von den grimmigsten, weil ich in diesem Stücke mit andern Skribenten nicht übereinstimme, die ihn für den allergrösten Wüterich halten. Denn Caligula, ein Bruder der Agrippina, welcher einige Jahre vorher regierte, war noch ärger, weil er sich als ein rasendes Thier und als einen abgesagten Feind des menschlichen Geschlechts aufführte. Nero aber suchte insgemein, seinen Missethaten eine Farbe anzustreichen, welches man hauptsächlich bey seinem Verhalten gegen die Agrippina wahrnimt, wo Caligula so viele Umschweiffe nicht würde gebraucht haben. Agrippina kann übrigens auch unter die grossen Geister gerechnet werden, welche die Natur hervorgebracht. Aber sie wandte ihren Verstand nicht recht an, und da ihre Staatsgriffe auf eine gar zu deutliche List abzielten, so ward sie durch ihre eigne Klugheit bestricket, und von ihrem Sohne in eben demselben Netze gefangen, welches sie andern gestellt hatte. Das einzige, worinn sie mit ihrer Mutter der ältern Agrippina eine Aehnlichkeit hatte, war ein grosser und hoher Geist, welcher sich aber nachher in eine gränzenlose Ehrbegierde verwandelte. Sie hat einige Schriften hinterlassen, worinn sie sowol ihr eignes Leben, als auch die Geschichte von einigen ihrer Anverwandten beschrieben hat. Diese werden oft von den alten Schriftstellern angeführt; sie sind aber alle verlohren gegangen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Catharina von Medicis.

Catharina von Medicis, die einzige Tochter und Erbinn des Laurentius von Medicis, Fürsten von Urbino, ward zu Florenz 1519 geboren. Man findet nichts von ihr aufgezeichnet bis 1533, da man wegen ihrer Vermählung mit einem französischen Prinzen handelte, der ein Sohn Franciscus des ersten war, und damals den Titel eines Herzogs von Orleans führte, nachher aber Dauphin ward, und den französischen Thron unter dem Namen Henrich des andern bestieg. Diese Vermählung gab wegen ihrer Ungleichheit zu verschiedenen Urtheilen Anlaß. Denn obgleich das mediceische Haus in Italien in grossem Ansehen stand, und Catharina damals den Titel einer Fürstinn von Urbino führte, so waren doch die Vorfahren des mediceischen Geschlechts nur grosse und reiche Kaufleute gewesen, und hatten erstlich vor kurzer Zeit diese Würde erlangt. Franciscus muste daher wegen einer so ungleichen Verbindung verschiedene Urtheile über sich ergehen lassen, er hatte aber seine besondern Absichten dabey, welche hier anzuführen überflüßig seyn würde.

Vermählung der Catharina mit dem Dauphin.

Die Vermählung hatte ihren Fortgang, und Catharina ward nach dem Tode Franciscus des

Sie wird Königinn von

des ersten regierende Königinn von Frank- reich.

Frank- reich.

So lange ihr Gemahl, Henrich der andre, regierte, lebte sie sehr stille, und ihre Aufführung gibt in diesen Zeiten keinen Stof zur Geschichte. Man bemerkte bloß an ihr eine grosse Gelassenheit, und daß sie die Kunst sich zu verstellen vollkommen gelernet hatte, worinn sie keinem italiänischen Frauenzimmer etwas nachgab. Am allermeisten muste man sich über die Gefälligkeit wundern, welche sie gegen die Herzoginn von Valentinois blicken ließ, die damals des Königs Maitresse war, und dessen Herz so sehr eingenommen hatte, daß die Königinn sich fast gar keines Antheils an demselben rühmen konnte. Man hielt sie daher zu den Zeiten Henrichs des andern allenthalben für eine Prinzeßinn, die keinen besondern Ehrgeitz besässe, weil sie denselben mit so vieler Behutsamkeit zu verbergen wuste. Kaum aber war der König Henrich mit Tode abgegangen, und ihr Sohn Franciscus der andre auf den Thron erhoben worden, so brach das bisher in der Asche verborgen gelegene Feuer aus, und man bemerkte unverzüglich an dieser Königinn eine grosse Herrschsucht, wodurch Frankreich unter der Regierung dreyer Könige, so lange sie nämlich mit einer unumschränkten Gewalt regierte, in Glut und Flamme gesetzt ward.

Sie konnte sich zwar zu der Zeit, wie ihr erster Sohn, Franciscus der andre den Thron

bestieg, die Regierung nicht zueignen, weil derselbe bereits nach den Gesetzen in Frankreich seine mündigen Jahre erreicht hatte.

Sie wird Regentinn.

Weil aber dieser Herr dennoch sehr jung, und dabey sehr kränklich, auch von schwacher Einsicht war, so muste man auf ein aus gewissen Gliedern bestehendes geheimes Conseil bedacht seyn, welches die Regierung im Namen des Königs verwalten könnte. Das Reich war damals in drey grosse Factionen getheilt. Die erste hatte die Herzogen von Guise zu ihren Anführern. Das Haupt der andern war der grosse Connetable von Montmorency; und die dritte Partey machten die Prinzen vom Geblüte aus, welche das gröste Recht zu haben glaubten, an der Regierung des Reichs Theil zu nehmen.

Die kluge Königinn merkte alsobald, daß sie zu schwach sey, allen diesen grossen Herren zugleich die Waage zu halten, insonderheit da sie fremd war, und sehr wenige Freunde im Reiche hatte. Sie hielt es daher für nöthig, sich zu einer Partey zu schlagen, und nachdem sie diese Sache eine Zeitlang aufs genaueste erwogen, so trat sie zu dem Hause der Herzoge von Guise, und brachte dadurch die Prinzen vom Geblüte gegen sich in den Harnisch. Diese hatten den König von Navarra zu ihrem Haupt und Anführer, sie verliessen sich aber am meisten auf den Prinz von Conde, welcher die gröste Fähigkeit, und das unerschrockenste Herz besaß. Sie suchten zwar gleich

gleich im Anfange, die Königinn auf ihre Seite zu bringen, jedoch diese listige Fürstinn, welcher die andre Partey vortheilhafter schien, hielt sie mit guten Worten auf, und beredete den König von Navarra, daß er die französische Prinzeßinn Elisabeth nach Spanien begleitete, damit sie sich inzwischen in dem Posten, den sie eingenommen hatte, recht fest setzen könnte. Aber ihre Hofnung schlug fehl. Denn der Prinz von Conde nahm daher Gelegenheit, sich immer mehr und mehr gegen die guisische Partey in gute Verfassung zu setzen. Er überlegte es mit dem grossen Admiral Coligni, wie man der Königinn und ihren Anhängern am besten die Stange halten könnte. Und da das Reich mit solchen Personen überall angefüllt war, welche die Reformation angenommen hatten, und mit der Regierung wegen der gegen sie ausgeübten Verfolgung misvergnügt waren, so funden sie für gut, alle diese Reformirten, welche gemeiniglich Hugenotten genannt wurden, auf ihre Seite zu bringen. Dieß geschahe auch, jedoch der Erfolg stimmte nicht mit ihrer Hofnung überein. Denn die Zusammenverschwerung, welche bey Amboise geschahe, ward offenbaret, und die Truppen, welche sie gesamlet hatten, wurden geschlagen und zerstreuet. Den Prinzen von Conde nahm man auf dem Schlosse von Amboise in Verhaft, wo man demselben einen ordentlichen Proceß machen wollte, dem sich der Prinz auch, weil er sich auf seine Geburt

Sie bringt die Prinzen vom Geblüt gegen sich auf.

Sie läßt den Prinzen von Conde in Verhaft nehmen, und stellt

ihn wieder auf freyen Fuß.

burt, und auf den grossen Anhang, den er im Reiche hatte, verließ, mit grosser Freymüthigkeit unterwarf. Die Königinn konnte sich nicht entschliessen, was sie thun sollte. Sie sahe auf der einen Seite, daß die Sache einen Prinzen vom königlichen Geblüte betraf, mit welchem sie nicht auf eben dieselbe Art, wie mit einem Missethäter umgehen konnte. Auf der andern besorgte sie, daß der Prinz, wenn er wieder in Freyheit gesetzt würde, sich an die Spitze der Hugenotten stellen möchte. Endlich fand sie doch nach einer genauen Ueberlegung für gut, ihn wieder auf freyen Fuß zu setzen, und sich zu stellen, als ob man zweifelte, daß er an dem Aufruhr der Hugenotten einigen Antheil gehabt.

Die Königinn, deren Absicht bey allen diesen Bewegungen einzig und allein dahin gerichtet war, daß sie das Ruder in Händen behalten möchte, schmeichelte bald der einen, und bald der andern Partey. Bald gab sie den Hugenotten nach, und bald bewafnete sie sich gegen dieselben, wie die Zeiten ihr zu ihren Absichten mehr oder weniger bequem schienen. Es ist auch sehr glaublich, daß sie kein Bedenken würde getragen haben, sich zur Reformation zu bekennen, wenn sie ihren Vortheil dabey gefunden hätte. Denn die Regierung war der einzige Bewegungsgrund, wornach sie alles einrichtete, und wodurch die Unbeständigkeit in ihrer Regierung verursachet ward, daß man sie bald an der einen Seite

wegen

wegen ihres gar zu grossen Eifers, bald an der andern Seite wegen ihrer gar zu grossen Kaltsinnigkeit gegen die römische Religion tadelte.

Der Prinz von Conde erklärte sich kurz nach seiner Befreyung öffentlich für die reformirte Religion. Daher sahe man ihn hernach stets, als das Haupt der Hugenotten an. Auf ihn folgte unmittelbar der Admiral von Coligni, der längstens schon ein eifriger Hugenotte war. Zu dem Könige von Navarra hatte man wegen seiner Furchtsamkeit und Wankelmüthigkeit kein Vertrauen, und deßfalls bediente man sich allein seines Namens, weil er der erste Prinz vom Geblüte war.

Bey diesen Umständen fand die Regierung für gut, eine Versamlung zu Fontainebleau anzustellen, wo man den Entschluß faßte, alle Stände des Reichs bey dem gegenwärtigen gefährlichen Zustande zusammen zu rufen, und ein allgemeines Concilium der Religion wegen anzusetzen. Inzwischen brachte der Prinz von Conde alles wieder in Bewegung, und suchte sich durch Hülfe seiner Freunde der Stadt Lyon zu bemächtigen. Dieser Anschlag aber wollte ihm nicht glücken, sondern er gerieth vielmehr dadurch in einen neuen Verdruß. Denn da man ihn beschuldigte, daß er diese Unternehmung zuerst angestiftet, er aber solches läugnete, so ward er nebst dem Könige von Navarra nach Hofe eingeladen, sich deßfalls zu verantworten. Diese beyden

Der Prinz von Conde wird zum Tode verurtheilt.

Herren wusten eine lange Zeit nicht, wozu sie sich entschliessen sollten, endlich aber bequemten sie sich doch dazu. Wie sie aber ankamen, so ward der Prinz aufs neue in Verhaft genommen, und man sprach ihm nach vorhergegangenen ordentlichen Proceß das Leben ab.

Hier ließ die Königinn eine Probe von ihrer Fähigkeit sehen. Denn ob sie gleich den Prinzen als ihren gefährlichsten Feind ansahe, so richtete sie doch die ganze Sache also ein, daß alle Schuld auf das guisische Haus fiel. Sie stellte sich selbst ganz zweifelhaft an. Wenn sie mit den Herzogen von Guise redete, so sagte sie, es sey diese Unbeständigkeit ein Fehler ihres Geschlechts; wenn sie aber mit den Freunden des Prinzen von Conde sprach, so legte sie diese Wankelmüthigkeit als eine Sorgfalt aus, diesen Herrn zu retten, und bat dieselben, daß sie doch selbst auf Mittel und Wege bedacht seyn möchten, ihn in Freyheit zu setzen. In diesem Schauspiel war doch etwas wesentliches. Denn weil ihre Hauptabsicht dahin gerichtet war, daß sie das Regiment währender Minderjährigkeit ihrer Söhne behalten möchte, so konnte sie nicht zugeben, daß das guisische Haus die Oberhand behielte, welches aber gewiß geschehen wäre, wenn man die Partey des Prinzen ganz unterdruckt hätte. Daher rühren ihre vielen, und mit einander streitenden Unternehmungen, welche man in der Historie aufgezeichnet findet, und die als Proben ihrer natürlichen

Verstellung der Catharina.

Unbe-

Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit pflegen angeführt zu werden. Am deutlichsten zeigte sich dieses bey der gegenwärtigen Gelegenheit. Denn da die Guisen auf die Vollziehung des Urtheils drungen, so bemühte sie sich mit aller Macht, dasselbe aufzuschieben, und endlich gar aufzuheben.

So war der Zustand des Reichs beschaffen, wie der junge König Franciscus der andre mit Tode abgieng. Ihm folgte sein Bruder, der damals den Titel eines Herzogs von Orleans führte, und bey dem Antritt seiner Regierung den Namen Carl der neunte erhielt. Weil er aber erstlich vor kurzer Zeit zehn Jahre zurück gelegt hatte, wie sein Bruder starb, so konnte man in dieser Minderjährigkeit, eben so wenig als unter der vorigen einen ruhigen Zustand des Reichs erwarten. Die beyden Hofparteyen suchten sich gegen einander zu bestärken, und die verwittwete Königinn schmeichelte nach ihrer einmal angenommenen Regel, allen beyden, um das Ruder in Händen zu behalten. Das erste, was sie vornahm, bestand darinn, daß sie den gefangenen Prinzen wieder auf freyen Fuß setzte, und alle Reichsstände versamlete, welche Zusammenkunft den 13 December 1560 ihren Anfang nahm. Man erklärte die Königinn bey dieser Gelegenheit öffentlich zur Regentinn, und dadurch erlangte sie endlich den Zweck, wornach sie bereits so lange gestrebt hatte. Aber es währte nicht lange, so

Sie setzt den Prinzen wieder auf freyen Fuß.

 ward

ward das Reich aufs neue in Unruhe gestürzt. Der Prinz von Conde, konnte nicht vergessen, daß man über ihn das Todesurtheil gefället, und suchte sich daher an den Guisen zu rächen, welche sich so feindselig gegen ihn erwiesen hatten. Es konnte ihm niemals an Gelegenheit fehlen, dieses Vorhaben ins Werck zu setzen, so lange man fortfuhr, die Hugenotten zu verfolgen, und ihnen die Religionsfreyheit zu versagen. Man that gleich darum bey der Königinn Ansuchung, welche es auch nicht gänzlich abschlug. Es erhellet aus ihrem ganzen Betragen, daß sie gleichsam nicht gewust, welcher Religion sie den Vorzug einräumen sollte, ob es gleich glaublich ist, daß sie in diesem Stücke ganz gleichgültig gewesen, und das ihre Hauptreligion in Hochmuth und Herrschsucht bestanden, wornach ihre Religion sich richten mußte. Ich habe bereits vorher angezeigt, daß sie vor allen Dingen darauf gesehen, daß keine von den beyden Hofparteyen die Oberhand behalten möchte. In dieser Absicht schmeichelte sie den Hugenotten, und stellte sich, als wenn sie ihnen gerne gewisse Freyheiten verschaffen wollte, welches man aus den Vorschlägen abnehmen kann, die sie zu eben derselben Zeit dem Pabste that. Eben dieser Ursache halber veranlaßte sie auch die berühmte Unterredung wegen der Religion zu Poißi 1561, welche ein grosses Aufsehen erweckte, und wohin ganz Europa die Augen wandte, weil daselbst die grösten Gottesgelehrten von bey-

Sie sucht beyde Religioneu im Gleichgewicht zu erhalten.

Unterredung der Religion halber zu Poißi.

beyden Religionen zusammen kamen. Der Kardinal von Lothringen führte das Wort im Namen der Römischkatholischen, und der bekannte Theodorus Beza vertheidigte die Lehrsätze der Reformirten. Aber diese Unterredung lief eben so fruchtlos ab, wie alle andere, die man jemals der Religion wegen angesetzt. Denn beyde Parteyen verliessen diesen Ort wieder mit eben denselben Meynungen, welche sie mit dahin gebracht hatten.

Die streitigen Parteyen waren also aufs neue bemühet, sich zu verstärken. Der Herzog von Guise, der grosse Connetable von Montmorency, und der Marschall von St. Andre, vereinigten sich zusammen, und diese Verbindung erhielt den Namen eines Triumvirats. Die andre Partey, deren Häupter der König von Navarra, der Prinz von Conde und der Admiral Coligni waren, suchten im Gegentheil gegen dieses Triumvirat Stand zu halten. Aber der König von Navarra war ein sehr wankelmüthiger Herr, und ließ sich bereden, seine alte Partey zu verlassen. Und durch seinen Beytritt ward das erste Triumvirat nicht allein den Hugenotten, sondern auch der verwittweten Königinn selbst zu mächtig. Sie suchte daher ohne Verzug nach ihrer alten Gewohnheit die schwächste Partey zu unterstützen, und ließ das im Julio gegebene Edict widerrufen, worinn die freye Religionsübung den Hugenotten verboten worden. Sie gab vielmehr eine andre Verordnung heraus, worinn

inn man ihnen wieder erlaubte, daß sie ihren Gottesdienst frey und öffentlich halten möchten. Diesen neuen Befehl nannte man das Edict vom Jenner, weil es in diesem Monate 1562 herauskam. So angenehm solches den Reformirten war, so sehr beschwerten sich die Römischkatholischen darüber, und die Königinn erhielte es nicht ohne die gröste Mühe, daß man diese Verordnung in dem Parlamente bestätigte. Die Wirkung dieses Edicts war, daß die Hugenotten darauf ihren öffentlichen Gottesdienst selbst in Paris hielten, welches ein solches Aufsehen gab, und eine solche Verbitterung bey der stärkern Partey erweckte, daß es die Königinn anfieng zu gereuen, daß sie so weit gegangen war.

Das Edict vom Jenner 1562.

Weil nicht lange darnach einige Hugenotten, welche ihren Gottesdienst nahe bey Vaßi hielten, eine Niederlage litten, so gab solches zu den bürgerlichen Kriegen Anlaß, welche unter der Regierung dreyer Könige dauerten, und Frankreich beynahe den Untergang zugezogen hätten. Es ist meine Absicht nicht, und es würde auch viel zu weitläuftig fallen, diese Kriege hier ausführlich zu beschreiben. Ich will deswegen bloß einige Hauptumstände berühren, woran die Königinn den meisten Antheil gehabt. Beyde Theile suchten gleich, sich des jungen Königs Persohn zu bemächtigen. Der Herzog von Guise kam hierinn der andern Partey zuvor, und brachte den jungen König von Fontainebleau nach

Innerliche Kriege.

nach Paris. Dieses verursachte einen solchen Schrecken bey der Königinn, daß sie heimlich bey dem Prinzen von Conde um Hülfe anhielt. Weil nun derselbe gleichsam dadurch berechtiget ward, zu den Waffen zu greiffen, so ließ er alle Reformirte einladen, ihm in seinen gerechten Uuternehmungen beyzustehen. Beyde Parteyen stellten in kurzer Zeit ihre Kriegsheere ins Feld. In diesem Kriege nahm der König von Navarra die Partey des Hofes gegen den Prinzen von Conde, welchen man zum Haupt der Hugenotten erklärte. Wie aber der der König kurz darauf Rouen belagerte, so ward er vor der Stadt durch eine Musketkugel erschossen. Man setzte sodann den Krieg mit verschiedenem Glücke fort. Das wichtigste Treffen, welches in diesem Jahre gehalten ward, geschahe bey Blainville, wobey der Connetable von Montmorency von den Soldaten des Prinzen gefangen genommen ward, der Prinz aber hingegen der andern Partey in die Hände fiel. Jedoch bey den darauf erfolgten Unterhandlungen wurden sie beyde wieder auf freyen Fuß gesetzt.

Schlacht bey Blainville.

Der König ward zwar in dem folgenden Jahre für mündig erklärt, aber die Königinn führte die Regierung dennoch mit eben demselben Ansehen, wie vorher. Der innerliche Krieg ward mit dem grösten Eifer fortgesetzt. Bald hatte die eine, und bald die andre Partey die Oberhand. Den grösten Stoß, welchen die Hugenotten litten, empfunden sie im

Jahr

Schlacht bey Jarnack.

Jahr 1569 da der Prinz von Conde in der Schlacht bey Jarnack ums Leben kam. Und weil durch diesen Fall die Hugenotten ohne Haupt waren, so muste Coligni das Commando antreten. Dieser nahm sich der verfallenen Sachen der Hugenotten mit einem solchen Eifer an, daß dieselben durch den Tod dieses tapfern Prinzen nichts eingebüßt zu haben schienen.

Weil man also zweifelte, daß man die Hugenotten mit Macht würde unterdrücken können, so wendete man allen Fleiß an, sie durch List zu bezwingen. Und damals schritte man zu dem erschrecklichsten Blutbad, welches je in den Geschichten erhört, und wodurch das Leben der Königinn Catharina auf eine höchstschändliche Art befleckt worden. Es geschahe 1572, von welchem Jahre Thuanus sagt, daß es verdiene mit schwarzen Buchstaben angezeichnet zu werden. Die Tragoedie selbst ward auf folgende Art gespielet.

Der König von Navarra hatte einen jungen Sohn hinterlassen, welcher bisher den Namen eines Prinzen von Bearn geführt, nach dem Tode seines Vaters aber den Titel eines Königs von Navarra annahm, und eben derselbe ist, welcher hernach den französischen Thron unter dem Namen Henrich der vierte bestiegen. Diesen jungen Herrn, welcher der nächste Prinz vom Geblüte war, und von seiner Mutter mit grossem Fleiß in der reformirten Religion erzogen worden, sahen die

Huge-

Hugenotten als ihren vornehmsten Beschützer an. Der Hof bemühete sich denselben mit der französischen Prinzeßinn Margareta zu vermählen, und bey dieser Gelegenheit wurden alle Hugenotten eingeladen, dem Beylager beyzuwohnen. Man sparte keine Liebkosungen sie ins Netz zu bringen, und gab unter andern für, man sey Willens, Spanien den Krieg anzukündigen, und zu dem Ende sich des Admirals Coligni zu bedienen. Der Admiral ward von einigen guten Freunden gewarnet, allein vergebens. Er verließ sich vielmehr auf die gegebenen Versicherungen, und stellte sich nebst den vornehmsten Hugenotten ein.

Nachdem die Ehepacten unter den verlobten Persohnen geschlossen, und dieser Tag sowol als der folgende mit allerhand Lustbarkeiten, spielen und tanzen zugebracht worden, so ward der Admiral auf der Gasse durch zwo Musketkugeln getroffen, von denen die erste ihm einen Finger wegnahm, die andre aber seinen linken Arm verwundete. Dieses erweckte ein grosses Aufsehen, und niemand schien darüber mehr bestürzt zu seyn, als der König selbst, welcher sich gleich stellte, als wenn er den Herzog von Guise, als den Urheber dieser That wollte in Verhaft nehmen lassen, wodurch man den Admiral wieder besänftigte. Hierauf begab sich die verwittwete Königinn zum König, und munterte ihn auf, den wider die Hugenotten gefaßten Entschluß, ins Werk zu setzen, und damit in der folgenden

den Nacht, als der Nacht zum Bartholomäi Fest, den Anfang zu machen. Der König ließ seinen Rath zusammen kommen, welcher solches nicht nur billigte, sondern auch den Herzog von Guise zum Anführer bestellte, diesen blutigen Anschlag auszuführen.

Das parisische Blutbad.

Wie man demnach alle nöthige Anstalten vorgekehrt hatte, so nahm das bekannte Blutbad seinen Anfang, welches man in der Historie Laniena St. Bartholomaei zu nennen pflegt, weil es an dem Bartholomäi Fest geschahe. Es wurden auf einmal alle Hugenotten ermordet, welche sich bey diesem Feste eingefunden hatten. Unter denen war der grosse Admiral, zwanzig hohe Standespersonen, zwölfhundert Edelleute, und drey bis vier tausend Soldaten und Bürger. Und weil hierauf auch nach den Provinzen der Befehl ergieng, dorten gleichfalls die Hugenotten hinzurichten, so glaubt man, daß überhaupt damals beynahe hunderttausend Menschen ums Leben gebracht worden. Eine abscheuliche That! welche nach dem Geständniß des Perefixe weder jemals ihres gleichen gehabt, noch auch, wenn GOtt will, niemals wieder ihres gleichen haben wird. Diese That ist hinlänglich genug, das Andenken dieser Königinn bey den Nachkommen abscheulich zu machen, insonderheit da man weiß, daß derselben nichts weniger als die Religion zu Herzen gieng, und es doch heissen muste, daß alles aus heiligem Eifer geschähe. Ihre vorige Aufführung bezeugt

Bedenken darüber.

zeugt zur Gnüge, wie wenig sie sich aus der Religion gemacht habe. Man findet vielmehr, daß sie allen Arten der Wohllust und Ausschweifung ergeben, und der französische Hof niemals so unordentlich, als unter ihrer Regentschaft gewesen. Ja es gieng die Ruchlosigkeit so weit, daß man auch mit heiligen Dingen sein Gespötte trieb, und nach den Psalmen Davids tanzte. Man erzählt, daß der König nach keinem Psalme mit grösserm Vergnügen getanzt, als nach dem hundert und neun und zwanzigsten Psalm.

Man wuste bey diesem Blutbade im Anfange nicht, ob man auch den Prinzen von Conde, und den neuen Bräutigam den König von Navarra mit ermorden sollte. Man fand aber endlich für gut, sie beym Leben zu erhalten. Der König Carl ließ aber doch diese beyden Herren gleich zu sich bringen, und da er ihnen einen Haufen todter Körper zeigte, so fügte er diese Drohworte hinzu: **Wählt entweder den Tod, oder die Messe.** Sie wählten hierauf das letzte, und schwuren die reformirte Religion ab. Weil man aber wuste, daß solches nicht mit überzeugtem Herzen, und freyem Willen geschahe, so ließ man sie so genau bewachen, daß sie in der Zeit, da Carl der neunte noch regierte, und noch lange nachher nicht von Hofe kommen konnten. Der junge König von Navarra führte sich inzwischen mit grosser Behutsamkeit auf, und

bemühete sich aufs äusserste, denen ihm von der Königinn Catharina gestellten Schlingen zu entgehen, ob es ihm gleich bey allen nicht möglich war. Denn er ließ sich von gewissen Hofdamen einnehmen, deren sich die Königinn bediente, die Anschläge grosser Herren auszukundschaften. Dieses war auch das einzige, wodurch man den jungen König von Navarra verleiten konnte, und welches ihm verschiedene Verdrießlichkeiten zuzog.

Dessen Wirkung.

Nun glaubte man, daß es Zeit sey, alle Hugenotten zu vertilgen, und deswegen rückte des Königs Bruder, der Herzog von Anjou mit einer grossen Kriegsmacht für Rochelle, welches damals die Hauptfestung der Hugenotten war. Wie aber die Belagerung um hitzigsten fortgesetzt ward, so funden sich einige pohlnische Gesandten ein, dem Herzog kund zu thun, daß er von den pohlnischen Ständen zu ihrem Könige erklärt worden. Der Herzog hob hierauf gleich die Belagerung auf, um von seinem neuen Reiche Besitz zu nehmen. Die Hugenotten aber wurden dadurch von einer grossen Gefahr befreyet.

Nicht lange darauf fiel der König Carl in eine gefährliche Krankheit, da das Blut aus seinem ganzen Leibe drang, welches als eine Strafe GOttes wegen des von ihm vergossenen unschuldigen Blutes angesehen ward. Währender Krankheit des Königs, machte der Herzog von Alencon, der dritte Bruder des Königs, mit verschiedenen andern Herren gegen

gegen die verwittwete Königinn ein Bündniß, um dieselbe von der Regierung zu entfernen. Sie beredeten auch den König von Navarra, in dieses Bündniß zu treten. Jedoch die Königinn Catharina erhielt davon durch ihre Hofdamen, welche ihre Kundschafterinnen waren, gar bald Nachricht, und ließ diese Herren gleich in Verhaft nehmen. Der Prinz von Conde rettete sich mit der Flucht nach Deutschland. Den König von Navarra aber verwahrte man genauer, und er ward gleich nachher auf Befehl der Königinn durch den Kanzler über gewisse Puncte befragt. Jedoch derselbe verließ sich auf seine Hoheit, und wollte auf keine Frage antworten.

Die Schwachheit des Königs Carls fing nun an, so sehr Ueberhand zu nehmen, daß er selbst merkte, daß er nicht lange mehr leben würde. Und weil er sowol gegen die verwittwete Königinn, als auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Alencon, sehr kaltsinnig geworden war, so ließ er den König von Navarra zu sich rufen, bey welchem er noch allein Tugend und Ehrlichkeit angetroffen hatte. Wie Catharina dieses erfuhr, so besorgte sie, es möchte in der Absicht geschehen, ihr die Regierung zu nehmen, und die Verwaltung des Reichs dem Könige von Navarra zu übertragen. Sie suchte daher bey demselben eine Furcht zu erwecken, und gab Befehl, daß man ihn zum Könige unter einem dunklen Gewölbe durch bewafnete Garden

 füh-

führen sollte, die sich zugleich stellen musten, als wenn sie ihn gleich umbringen wollten. Dieses verursachte auch bey dem Könige eine solche Furcht, daß er einige Schritte zurück wiche. Nachdem ihm aber der Capitain von der Garde die Versicherung gegeben, daß ihm nichts Widriges begegnen würde, so setzte er seinen Weg fort.

Carl der neunte stirbt.

Kurz darauf, nämlich im Jahr 1574 starb König Carl der neunte, und Catharina suchte theils durch List, theils durch Macht sich der Regierung zu bemächtigen, bis ihr Sohn, der Herzog von Anjou, welcher König in Pohlen war, wieder zurück kommen könnte. Sobald derselbe in Frankreich angelangt war, so stellte sie ihm die beyden gefangenen Herren vor, um mit ihnen nach seinem Gefallen zu verfahren. Er setzte sie aber beyde unverzüglich wieder auf freyen Fuß. Dieser neue König ist unter dem Namen Henrich der dritte bekannt. Man machte sich von demselben, ehe er zur Regierung gelangte, die Hofnung, daß er durch seinen Verstand und durch seine Fähigkeit den verfallenen Umständen Frankreichs wieder aufhelfen würde; aber der Erfolg stimmte nicht mit der Hofnung überein, und es war gleichsam ein Verhängniß, daß Catharina von Medicis auch unter diesem Könige die Regierung führen sollte. Denn Henrich der dritte, ergab sich, währender Zeit, da das Reich in die gefährlichsten Unruhen verwickelt war, allen Arten der Wohllust und des

Untüchtigkeit des Königs Henrichs des dritten

des Müßiggangs, und vertrieb die Zeit allein damit, daß er tanzte, Hunde abrichtete, welche er in grosser Menge unterhielt, und Papagoyen sprechen lehrte.

zur Regierung.

Es schien zwar im Anfange, als wenn er selbst regieren wollte. Dieses aber war den Absichten der verwittweten Königinn nicht gemäß, weil sie besorgte, daß ihr Ansehen dadurch leiden möchte. Sie suchte daher alles dergestalt zu verwirren, damit ihr lieber Sohn, weil er sich nicht daraus zu retten wuste, ihrer Hülfe nicht entrathen könnte. Sie unterhielt zu dem Ende die streitenden Factionen, und die innerlichen Kriege, und hetzte eine Partey gegen die andre auf, bis das Reich endlich dadurch in die äusserste Verwirrung gerieth, welches auch noch nach ihrem Tode währte. Man kann daher sagen, daß sie nicht nur allein für sich, sondern auch für ihre Nachkommen gesorget.

Catharina erhält sich bey ihrem Ansehen.

Der elende Zustand, worinn das Reich durch die Nachläßigkeit des Königes, und durch die List der verwittweten Königinn gerathen war, gab zu einem Bündnisse Anlaß, welches verschiedene hohe Personen unter sich aufrichteten, die katholische Religion zu beschützen. Das eigentliche Haupt dieses Bündnisses, das in den Geschichten unter dem Namen Liga Sancta bekannt ist, war der Herzog von Guise. Man trug aber die Oberstelle dennoch zum Schein dem Könige an, und weil derselbe solche nicht wohl von sich ableh-

Liga Sancta.

nen konnte: so muste er nicht nur seinen Namen dazu hergeben, sondern sich auch anheischig machen, den Krieg wider die Hugenotten zu erneuren. Er stellte zu dem Ende drey Kriegsheere ins Feld, um sie an verschiedenen Orten zugleich anzugreifen, und es scheint, daß man mit einer solchen Macht der Unruhe auf einmal hätte ein Ende machen können. Jedoch die Königinn Catharina, fand den alten Zustand des Reichs ihren Absichten und Vortheilen gemäß, und wollte durchaus nicht, daß die Hugenotten gänzlich sollten unterdrückt werden, damit allemal zwo Parteyen seyn möchten, welche einander die Stange halten könnten. Sie stellte deßfalls dem Könige so viele Gründe für, und überredete ihn endlich, daß er mit den Hugenotten einen Frieden schloß. Nach getroffenen Frieden reisete Catharina nach Guienne, und stellte sich, als wenn sie diese Reise bloß zu dem Ende anträte, um die Friedenstractaten aufs genaueste in Erfüllung zu bringen, und zugleich ihre Tochter Margareta, ihrem Gemahl dem König von Navarra zuzuführen. Eigentlich aber suchte sie unter den Hugenotten Uneinigkeit zu stiften, damit sie über die eine Partey sowol als über die andre den Meister spielen möchte. Der König von Navarra empfing seine Gemahlinn sehr kaltsinnig, und sahe sie mehr wie eine Schwester des Königs, als wie seine eigne Gemahlinn an, weil ihre Vermählung wider beyder Neigung gestiftet wor-

worden. Er machte sich aber dennoch ihre damalige Gegenwart zu nutze. Die verwittwete Königinn hatte verschiedene Hofdamen bey sich, um durch deren Hülfe sowol den König von Navarra, als andre hugenottische Herren ins Netz zu ziehen. Margareta aber suchte auf der andern Seite verschiedene Hofbedienten, welche Catharina mitgebracht hatte, auf eben dieselbe Art zu fangen, und verrückte dadurch die Anschläge der alten listigen Königinn dermassen, daß diese sich gezwungen sahe, den Hugenotten mehr einzuräumen, als sie im Anfange willens gewesen. Die Tochter bewies also hierdurch, daß sie ihrer Mutter vollkommen nachahme, und eben so listig, wie diese sey.

Kaum waren zehn Monathe nach diesem Frieden verstrichen, so arbeitete die Königinn schon wieder an einem neuen Krieg, weil sie besorgte, daß der König sonst kaltsinnig gegen sie werden möchte. Sie suchte ihn demnach in einer beständigen Unruhe zu erhalten, damit er ihrer Hülfe und Unterhandlung stets benöthiget seyn möchte. Wenn man die Absichten der Königinn nicht genau überlegt, so muß man sie nothwendig einer Wankelmüthigkeit beschuldigen, weil ihre ganze Aufführung darinn bestand, daß sie Kriege und Feindseligkeiten anstiftete, und solche auch gleich wieder beylegte. Aber eine beständige Herrschsucht war die Quelle dieser Unbeständigkeit. Dadurch wurden alle ihre Anschläge

veranlasset, und darauf gründeten sich Krieg, Friede, Stillstand, Bündnisse, und die Aufhebung derselben. Zu diesem neuen Kriege hetzte sie die Hugenotten heimlich selbst auf, und hielt bey ihrer Tochter der Königinn Margareta so lange an, bis ihr dieselbe versprach, ihren Gemahl, den König von Navarra, in den Harnisch zu bringen. Dieses geschahe auch, Margareta bediente sich zu dem Ende einiger artigen und liebenswürdigen Hofdamen, und wuste bereits vorher, daß der König denselben nicht widerstehen konnte. Der Krieg ward also beschlossen, und führt daher den Namen, Krieg der Verliebten, Guerre des amoureux. Er war aber von keiner langen Dauer. Denn in dem folgenden Jahre ward wieder ein neuer Friede geschlossen.

Guerre des amoureux.

Inzwischen nahm die so genannte heilige Ligue, deren Haupt der Herzog von Guise war, immer mehr und mehr Ueberhand. Und da dieses Bündniß durch Spanien unterstützt ward, so konnte der König demselben nicht länger widerstehen. Er war daher gezwungen, mit dem Könige von Navarra und den Hugenotten eine geheime Freundschaft zu unterhalten, um gegen diese anwachsende mächtige Partey einen Rückhalt zu haben. Die Königinn übernahm abermals bey diesen Umständen das Amt einer Unterhändlerinn, und beredete den König, zur Beruhigung der guisischen Partey, die bekannte Verordnung, oder das

das insgemein also genannte Edict vom Julius, auszufertigen, wodurch den Hugenotten befohlen ward, innerhalb sechs Monathen das Reich zu räumen.

Edict vom Julius.

Hierauf ward der König von Navarra nebst dem Prinzen von Conde zugleich, von dem Pabst Sixtus dem fünften, in den Bann gethan. Aber diese liessen deswegen den Muth nicht sinken, sondern setzten den Krieg mit grossem Eifer fort. Der König Henrich war bey allen diesen Umständen ganz gleichgültig, und man konnte nicht sagen, welche Partey ihm am meisten zuwider war. Daher fiel es der Königinn nicht schwer, wie sie es ihrem Vortheil gemäß zu seyn erachtete, einen neuen Tractat zwischen beyden Königen zu veranlassen, der auch 1585 zu Stande kam. Niemals hat ein Regent so viele Friedenstractaten geschlossen. Man könnte der Königinn dieses zum Ruhme nachsagen, wenn sie nicht allemal selbst die Kriege angestiftet hätte. Wie man aber demjenigen keinen besondern Dank schuldig ist, der uns wieder aus dem Wasser zieht, wenn er uns selbst vorher hineingestossen; so hatte Frankreich eben so wenig Ursache, dieser Königinn für ihre Friedensunterhandlungen zu danken. Denn sie legte niemals eine Zwistigkeit bey, ohne eine neue wieder zu erregen. Sie dämpfte niemals ein Feuer, ohne ein neues wieder anzuzünden. Ihr Regiment war also, daß ich mich dieses Gleichnisses bediene, einem Kegelspiel ähnlich,

Unendliche List der Königinn Catharina.

 wo

wo man die Kegel niederwirft, um sie wieder aufzusetzen, und aufsetzt, um sie wieder umzuwerfen.

Wohllust des französischen Hofes.

Nachdem der Friede also aufs neue geschlossen war, so suchte sie beyden Königen durch prächtige Gastmale und durch tanzen ein Vergnügen zu machen, welches nebst der Herrschsucht ihre vornehmste Leidenschaft war. Daher ist auch das tanzen niemals so allgemein in Frankreich, als zu ihrer Zeit gewesen, und man tanzte damals am Hofe sogar nach den Psalmen Davids. Die Königinn sagte zwar, es geschehe bloß zu dem Ende, um ihre Kinder und andre hohe Standespersonen am Hofe zu belustigen, weil das Gemüth durch nichts so sehr, als durch Musik und tanzen erfrischt und aufgemuntert würde. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß sie dem Könige, der ohnedem zu dergleichen wohllüstigen Leben von Natur geneigt war, durch solche Lustbarkeiten einen Widerwillen und Abscheu für ernsthafte Dinge beybringen wollen, damit derselbe ihr die Regierung allein überlassen möchte. In was für einer Absicht aber auch dieses von ihr geschehen seyn mag, so ist es gewiß, daß in keinem Reiche zu einer Zeit so viel getanzt, und so viele Friedenstractaten geschlossen worden, als unter ihrer Regierung. Die Provinzen richteten sich nach dem Beyspiel des Hofes, und man hörte und sahe in dem ganzen Reiche nichts anders, als tanzen, spielen, und Maskeraden. Die Geistlichen eifer=

eiferten zwar dagegen, sie verwarfen aber doch eigentlich das tanzen an sich selbst nicht, sondern straften nur, daß die Rechtgläubigen oder Orthodoxen mit den Hugenotten tanzten, sie richteten aber dadurch nichts aus. Denn die meisten hielten dafür, wenn es keine Sünde sey zu tanzen, so sey es auch der Orthodoxie nicht entgegen, mit den Ketzern zu tanzen.

Wie der Hof der Wohllust einzig und allein nachhieng, und der König dadurch mehr und mehr in Verachtung gerieth, so nahm der Herzog von Guise an Ansehen zu, und die Römischkatholischen sahen ihn als den einzigen an, welcher die Religion und den Staat beschützen könnte. Ja dieses gieng endlich so weit, daß Paris und die vornehmsten Städte in Frankreich sich seinem Schutz unterwarfen, und der König gar nach Chartres fliehen muste. Da nun auf solche Art das guisische Haus, und die heilige Ligue allenthalben den Meister spielte, und die Königinn endlich sich selbst und den König in Gefahr sahe, so wandte sie alle ihre Gedanken darauf, diese mächtige Partey zu unterdrücken. Dieses konnte nicht durch Macht geschehen, deswegen bediente sie sich der List, und lud den Herzog von Guise mit ungemein freundlichen und schmeichelnden Worten zu einer Unterredung mit dem Könige ein. Der Herzog, welcher sich auf ihre Zusage verließ, kam nach Chartres, wo ihn der König mit vielen Ehren-

renbezeugungen empfing, und zum Großmeister der französischen Gendarmerie erklärte. Kurz darauf aber ward er ermordet, worüber jedermann erstaunte, weil er einer der vornehmsten Herren zu den damaligen Zeiten war. Dieser Mord geschahe 1588. Die vernünftigsten muthmaßten gleich, daß eine grosse Unruhe daraus entstehen dürfte, und der König selbst schien dieses zu befürchten. Er begab sich deswegen zu der verwittweten Königinn, um ihr von diesem Mord Nachricht zu geben, und sagte, **Madame, nun bin ich erstlich König.** Man sagt, daß die Königinn gefragt, ob er auch die gehörigen Anstalten vorgekehrt, um dem Unglücke, welches daraus entstehen könnte, vorzubeugen, und wie der König solches bejahet, so habe die Königinn darauf geantwortet, **Ich will wünschen, daß es zu eurem Vortheil ausfallen möge.** Hieraus sollte man fast schliessen, daß dieser Mord ohn ihr Vorwissen geschehen sey. Jedoch andre, unter denen auch Miron, der Leibarzt des Königes ist, redet hiervon in dem Berichte, den er von dem Tode des Herzogs abgestattet, als von einer Sache, die vorher mit der Königinn Catharina überlegt worden.

Der Herzog von Guise wird ermordet.

In dem folgenden Jahr starb diese berühmte Königinn aus Gram, doch nicht so sehr über ihre begangenen Sünden, als vielmehr über die Kaltsinnigkeit ihres Sohnes, wel-

Tod der Catharina.

welcher sie zuletzt nicht mehr bey seinen Unternehmungen zu Rathe zog. Dieß allein war hinlänglich, dieser ehrgeitzigen Fürstinn das Leben zu rauben. Denn ob sie gleich bereits ein hohes Alter von siebzig Jahren erreicht hatte, so war dennoch die Lust zu regieren, bey ihr noch nicht erstorben. Man meint auch, daß folgende Begebenheit sehr viel zu ihrem Tode beygetragen habe. Sie besuchte den Cardinal von Bourbon in seiner Krankheit, von dem sie aber mit diesen Worten angeredet ward: **Ist es wahr, Madame, daß ihr uns alle auf die Schlachtbank liefern wollet?** worüber sie sich heftig geärgert.

Streitige Urtheile über diese Königinn.

Die Nachrichten, welche man von dieser Königinn aufgezeichnet findet, streiten so sehr miteinander, daß es auch nach dem Ausspruch des P. Daniel noch nicht ausgemacht ist, ob sie unter den tugendhaften oder tadelnswürdigen Prinzeßinnen einen Platz verdiene. Ein jeder gesteht, daß sie eine grosse Fähigkeit in Regierungssachen besessen. Man kann auch nicht läugnen, daß sie von der Natur mit einer grossen Einsicht und mit einer reifen Urtheilskraft begabt gewesen, und eben so wenig kann man ihr beredtes, freygebiges, prächtiges und majestätisches Wesen, wodurch sie sich im geheimen Rathe ein gewisses Ansehen, und im Umgange eine grosse Ehrfurcht zu erwerben wuste, im Zweifel ziehen. Diese Eigenschaften werden ihr von allen einhellig beygelegt. Andre aber beschuldigen diese Königinn,

niginn, daß sie gar keine Religion gehabt, daß sie der Zauberey ergeben gewesen, und eine Herrschsucht ohne Grenzen besessen, welche zu vergnügen, sie unter der Regierung dreyer Könige sowol die Religion als auch die Wohlfarth des Staats aufgeopfert. Dieses wird jedoch von einigen gelaügnet, welche vielmehr behaupten, daß sie fest bey der römischkatholischen Religion beharret, und daß die Gunst, welche sie zu verschiedenenmalen den Hugenotten erwiesen, eine Wirkung ihrer Staatsklugheit gewesen, da sie bisweilen etwas fahren lassen, um nicht das ganze zu verlieren. Die andern Laster, welche man ihr Schuld giebt, halten ihre Freunde für blosse hugenottische Verläumdungen, wodurch dieselben den Hof verhaßt zu machen suchten, wovon die damals so häufig herausgegebenen Schandschriften ein Zeugniß ablegten. Sie gestehen, daß diese Königinn eine grosse Begierde zu herrschen gehabt, sie sagen aber auch zugleich, daß Catharina dieses als ein ihr zustehendes Recht zu den Zeiten der beyden ersten Könige billig fordern können. Der dritte König aber, sey ihr so hoch verbunden gewesen, daß er sie ohne ungerecht zu seyn, nicht von der Regierung ausschliessen können.

Bedenken des P. Daniels.

Der grosse französische Geschichtschreiber, P. Daniel eröfnet hierüber sein Bedenken auf folgende Art: Die Königinn war stets geneigt, Frieden zu schliessen, und ließ sich zu dem Ende auch bisweilen harte Bedingungen gefallen.

len. Sie konnte während der Minderjährigkeit der beyden ersten Könige nichts vernünftigers thun, als die beyden streitigen Parteyen in einem Gleichgewicht zu erhalten, und zu verhindern, daß keine von beyden der Regierung gefährlich werden möchte. Deswegen unterhielt sie mit den Häuptern beyder Parteyen ein Verständniß, um sich bald der einen, und bald der andern zu bedienen. Der Brief, den sie zum Vortheil der Hugenotten an den Pabst abgehen lassen, ist kein Beweis von ihrer Kaltsinnigkeit in der Religion, sondern zeigt vielmehr ihre hierbey gehegte Absicht an, die Hugenotten durch eine solche Mäßigung wieder mit der römischen Kirche zu vereinigen. Was die Zauberey betrift, deren man sie beschuldiget, so kann man nicht läugnen, daß sie der Astrologie ergeben gewesen, welche man in ihrem Vaterlande hochschätzte. Wenn man aber daraus ein Bündniß mit dem Teufel herleiten will, so handelt man ungereimt und thöricht.

Solches wird untersucht.

So redet dieser schlaue Jesuit von der Catharina von Medicis. Man kann aber darüber verschiedene Anmerkungen machen. Die vielen Friedenstractaten, welche sie geschlossen, können nicht als Merkmaale ihrer Friedfertigkeit angeführet werden. Denn da ihre Geschichte zeigt, daß sie eben so oft Krieg angestiftet, als Frieden geschlossen, so erhellt daraus, daß ihre eigne Hoheit und die Erhaltung ihres Ansehens der einzige und wahre

Grund

Grund sowol des einen, als des andern gewesen. Eben dieselbe Anmerkung kann man auch über ihre Aufführung machen, da sie die streitigen Parteyen in einem Gleichgewichte zu erhalten bemühet gewesen. Denn sie suchte durch die Regel, Diuide et Impera, oder da sie den Samen der Uneinigkeit ausstreuete, ihr Regiment zu befestigen, welches sie, wenn das Reich entweder eines durchgängigen Friedens genossen, oder auch in einen allgemeinen Krieg wäre verwickelt worden, unfehlbar eingebüsset hätte. Unser Geschichtschreiber mag auch ihre Aufführung gegen die Hugenotten so künstlich entschuldigen, als er immer will, so kann doch niemand, der ihre Geschichte mit einem unpartheyischen Gemüthe lieset, hierinn dem P. Daniel beyfallen, und glauben, daß dieses die eigentliche Absicht der Königinn gewesen. Man kann vielmehr das Gegentheil behaupten, daß sie sich mit Freuden für die Religion würde erklärt haben, welche ihrem Vortheil am gemässesten gewesen. Wegen des Lasters der Zauberey, welches man ihr vorwirft, bin ich mit dem P. Daniel vollkommen einig, und man geht unstreitig zu weit, wenn man sie eines mit dem Teufel aufgerichteten Bündnisses beschuldiget. Inzwischen macht sich doch derjenige sehr verdächtig, der täglich mit Nativitätstellern, und solchen Leuten umgeht, die zukünftige Dinge vorher sagen wollen, und solche Künste ausüben, die durch göttliche und menschliche Gesetze

ver-

verboten worden. So war der Hof zu den Zeiten der Königinn Catharina beschaffen. Alles war mit Sterndeutern und Wahrsagern angefüllet. In andern Dingen sahe es eben so schlecht aus. Spielen, tanzen, Maskeraden, und andre Arten der Wohllust und Ausschweifungen, hatten so sehr überhand genommen, daß der französische Hof weder vorher noch nach diesen Zeiten jemals so unordentlich gewesen. Es war dieses um so vielweniger zu entschuldigen, weil die damaligen Umstände mit weit grösserm Rechte Fast- und Bettage als wohllüstige Feste erforderten. Es fällt derowegen sehr schwer, die Königinn sowol hierinn, als in andern Stücken, die man ihr zur Last legt, zu entschuldigen. Zusagen und eydliche Versicherungen wurden nicht im geringsten geachtet, ja ihre Falschheit und Verstellung war so groß, daß sich niemand mehr im geringsten auf ihr Versprechen verließ. Und wenn man dieser Königinn auch sonst nicht das geringste vorzuwerfen wüste, so befleckt doch das parisische Blutbad ihre Ehre auf eine ganz unauslöschliche Art, und zwar um so viel mehr, weil die Königinn sich um nichts weniger, als um die Religion bekümmerte. Man sagt, daß die Schriften des Machiavells ihr Hauptbuch gewesen, und daß sie solche ihren Söhnen vorlesen lassen. Insonderheit gefiel ihr die schädliche Schrift von den Regenten, welche man das Evangelium der Königinn nannte, und die ihr Kanz-

ler Morvilliers beständig in Händen hatte. Man meint, daß Catharina durch Lesung derselben zu mancher bösen That verleitet worden.

Ungeachtet aller dieser Fehler hatte Catharina dennoch auch grosse Eigenschaften. Sie war freygebig, beredt, munter und hurtig in ihren Anschlägen, und kann unter die grossen Geister der damaligen Zeiten gerechnet werden. Was man insonderheit an ihr rühmen und als etwas edelmüthiges ansehen muß, war die Geduld, womit sie die bittersten Beschimpfungen anhörte, die man gegen sie ausschüttete, sie suchte sich auch nicht an denen zu rächen, welche allerhand Schandschriften auf ihre Persohn und Regierung verfertigten. Brantome erzählt davon verschiedene Beyspiele. Er sagt, daß sie die bittersten Satyren, welche man auf sie verfertiget, gelesen, mit Verachtung angesehen, darüber gelacht, und die Verfasser derselben Plaudermäuler (bavards et donneurs de billevesees) genannt habe. Dieser Worte pflegte sie sich insgemein zu bedienen. Wie sie einmal hörte, daß die Hugenotten eine Kanone mit sich führten, welche sie die verwittwete Königinn nannten, so wollte sie die Ursache dieser Benennung wissen. Wie sie endlich sehr lange bey einem vornehmen Herrn darum angehalten hatte, so antwortete derselbe: Man nennt diese Kanone deswegen also, weil sie grösser und weiter ist, als die andern.

Beyspiele von ihrer Kaltsinnigkeit.

Es

Es scheint, daß man dadurch ihre Unkeuschheit anzeigen wollen. Man findet aber nicht, daß sie in der Historie derselben beschuldiget worden. Es war ihr diese Antwort auch nicht empfindlich, sondern sie lachte vielmehr darüber. Costar erwehnt in seinen Briefen ihrer Aufführung, welche sie gegen einige Soldaten blicken ließ, die harte Worte gegen sie ausstiessen. Obgleich Catharina von Medicis, wie er sagt, in einem Lande geboren worden, wo man sagt, daß GOtt sich die Rache vorbehalten, weil man daran das gröste Vergnügen findet, (parce que c'est le morceau friand) so war sie doch stets geneigter zu verzeihen, als zu strafen. Wie sie hörte, daß einige Soldaten nahe bey ihrer Carosse allerhand garstige Schimpfwörter gegen sie ausstiessen, ohne sich im geringsten für ihre Gegenwart zu scheuen, oder die Stimme zu mässigen, so ließ sie es allein dabey bewenden, daß sie aus dem Wagen sahe, und zu den Soldaten sagte, **Höret Kameraten, wo ihr nicht ein wenig an die Seite gehet, wenn ihr übel von mir reden wollt, so will ich es in die Wege richten, daß ihr nicht nach eurer Bequemlichkeit, wie vorher, speisen sollet.**

Man findet bey dieser Königinn eine Vermischung

Kurz, diese Königinn hatte viele Tugenden, aber weit mehrere Fehler, ja man findet so viele Fehler bey ihr, daß wenn man ihre Tugenden und Laster mit einander vergleicht, so

von Tugenden und Lastern.

so überwiegen die letzten die ersten sehr weit, und zeigen, daß ihr Leben nicht, wie der französische Geschichtschreiber behauptet, als ein Problema könne angesehen werden. Das parisische Blutbad befleckt ihr Leben auf eine so abscheuliche Art, daß man ihre Ehre in diesem Stücke auf keine Art retten kann, und es ist eine That, welche weder von den Gottesgelehrten, noch von den Politicis kann entschuldiget werden. Von den erstern erkühnt sich niemand, diese That zu beschönigen. Die andern aber dürften vielleicht suchen, dieser Handlung sowol als andern Verfolgungen eine gewisse Farbe zu geben. Sie sagen, das grosse und mächtige Frankreich war ein matter und kraftloser Körper, und konnte den schwächern Nachbarn keinen Widerstand thun, so lange in dem Kern des Landes so viele Misvergnügte vorhanden waren, welche mit fremden Völkern in Bündniß stunden, und bey unruhigen und gefährlichen Zeiten den Harnisch anlegten. Niemand kann mit Grund läugnen, daß der Thron niemals recht fest gestanden, und daß Frankreich seiner Größe, seines Reichthums, und der Menge der Einwohner ungeachtet, stets schwach und ohnmächtig gewesen, so lange es in zwo Parteyen getheilet war. Man kann daher die Unterdrückung der Hugenotten, als ein Meisterstück des Richelieu ansehen. Denn von der Zeit an hat Frankreich sich erst in seiner Stärke gezeigt, und in Europa ein so grosses Ansehen

hen erhalten. Diese Ursachen scheinen einigen Grund zu haben, ob sie gleich bey einer genauern Untersuchung dennoch nicht für hinlänglich können angesehen werden; denn der Streit, das Misvergnügen, und die Uneinigkeit, welche im Reiche herrschten, entstunden nicht aus dem Unterscheid in der Religion, sondern von den Verfolgungen. Wenn derowegen Richelieu und nach ihm Ludwig der vierzehnte, an statt die Reformirten zu unterdrücken und auszurotten, ihnen eine beständige und unumstößliche Religionsfreyheit eingeräumt, und sie auf eben dieselbe Art wie die andern Unterthanen gehalten hätte, so würden alle diese Unordnungen von selbst aufgehört, und Frankreich die vielen arbeitsamen und tüchtigen Einwohner behalten haben, deren es sich auf einmal beraubte. Sollte jemand zweifeln, daß solches mit Nutzen und Vortheil geschehen könne, der darf nur auf Holland und andre Staaten ein Auge werfen, wo alle Einwohner, zu welcher Religion sie sich auch sonst bekennen, einen gleichen Eifer für die Regierung, und eine gleiche Liebe für das Vaterland blicken lassen.



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Es erhellet aus den Geschichten dieser beyden Fürstinnen, daß sie einander in den meisten Stücken ähnlich gewesen. Die erste war eine regierende Kayserinn, und hat zur Zeit ihres Sohnes dem Regiment mit einer unumschränkten Gewalt vorgestanden. Die andre war eine regierende Königinn, und saß stets am Ruder, da ihre drey Söhne nach einander den Titel eines Königes führten. Sie waren beyde in einem hohen Grad ehrgeitzig und listig. Der Ehrgeitz aber äusserte sich doch stärker bey der erstern als bey der letztern, denn dieselbe opferte alles auf, Ehre, Keuschheit, Religion, ihren guten Namen und Ruhm, und was sonst nur möglich war, um sich den Weg zur Hoheit zu bahnen, und sich im Ansehen zu erhalten. Und wenn gewaltsame Mittel nicht helfen wollten: so muste Frau Lokusta, oder andre in der Chymie und Botanik wohlerfahrne Weiber, hierinn Hülfe leisten. Man findet nicht, daß Catharina von Medicis sich solcher Mittel bedienet habe, sondern dieselbe suchte vielmehr durch List und künstliche Staatsgriffe ihre Regierung zu befestigen. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß Frau Lokusta, wenn sie zu den neuern Zeiten gelebt hätte, auch einigen Verdienst an dem französischen Hofe dürfte gehabt haben, weil Catharina von Medicis in diesem Stücke eben so wenig gewissenhaft scheint gewesen zu seyn, als Agrippina. Die vielen Nativitätsteller, Wahrsager und andre Leute von dieser Art, welche sie unterhielt, geben eini-

einigermassen zu erkennen, daß dergleichen Dinge können gebräuchlich gewesen, und nur auf eine mehr verborgne Art ausgeübt worden seyn, indem das neue Italien, woselbst sie gleichsam, als in einer Schule erzogen worden, die Mißethaten verdeckter, als das alte, auszuüben weiß.

Sie waren beyde listig, und konnten sich ungemein verstellen, wenn sie einen Vortheil dadurch zu erhalten wusten. Jedoch, da Agrippina von Natur frech, hitzig und stolz war: so konnte sie diese Kunst nicht mit so gutem Erfolg ausüben, als Catharina, welche die Scheltworte und Vorwürfe kaltsinnig anhörte, und also gefährlicher als Agrippina war. Man kann aber doch von der Staatsklugheit dieser beyden Fürstinnen sagen, daß solche nicht ächt gewesen, weil sie nicht mit gehöriger Behutsamkeit ausgeübt ward, und daher auch nur, wie aus ihren Geschichten erhellet, auf eine Zeitlang Nutzen leistete.

Ob man gleich über die Liebeshändel der Catharina allerhand Satyren gemacht: so findet man doch, bey zuverläßigen Geschichtschreibern, nichts von ihrer Unkeuschheit aufgezeichnet, und am allerwenigsten kann man sagen, daß sie in diesem Stücke der Agrippina ähnlich gewesen. Diese letztere war im Gegentheil von verschiedenen Lastern frey, welche die erste ohne Scheu ausübte. Man kann inzwischen dennoch nicht genau und zuverläßig von der Gemüthsbeschaffenheit dieser beyden Fürstinnen urtheilen. Denn es ist glaublich, daß Agrippina, wenn sie in der christlichen Religion wäre erzogen worden, und einen mächtigen Pabst an der Seite, und eine eifrige Clerisey auf dem Halse gehabt hätte, sich nicht

dürfte erkühnet haben, so viele Mißethaten zu begehen. Es ist gleichfalls glaublich, daß Catharina von Medicis, wenn sie zu den heidnischen Zeiten gelebt hätte, wo die hohe Obrigkeit niemanden wegen ihrer Handlungen Rechenschaft geben durfte, vielleicht noch mehrere Unthaten betrieben hätte. Wenn sie also weniger gesündiget, als Agrippina: so muß man solches mehr der Religion, worin sie erzogen worden, als ihrem eigenen Naturell zuschreiben. Dieses muß man allemal sorgfältig beobachten, so oft man eine Vergleichung zwischen heidnischen und christlichen Regenten anstellet. Es ist unläugbar, daß die christliche Religion diesen Nutzen mit sich gebracht, daß die Menschen dadurch, wo nicht tugendhafter, dennoch zum mindesten weniger lasterhaft und böse gemacht worden. Wenn man demnach allein die natürliche Gemüthsbeschaffenheit dieser beyden Personen in Erwegung zieht: so läßt sich freylich von beyden Seiten darüber streiten, welche von ihnen die meisten bösen Neigungen gehabt. Wenn man aber nach ihren Handlungen und bösen Thaten urtheilen will: so übertrift Agrippina die Catharina sehr weit, und es scheint daher unbillig zu seyn, die französische Königinn mit der römischen Kayserinn in eine Classe zu setzen. Das einzige Ruhmwürdige, was Agrippina vor der Königinn in Frankreich voraus hat, besteht darinn, daß sie suchte ihrem Sohn die herrlichste Erziehung zu geben, deswegen sie demselben auch zweene tugendhafte und vernünftige Römer, den Seneca und Burrhus zu Lehrmeistern setzte. Catharina aber sahe es gerne, daß ihre Söhne in Wohllust und Unwissenheit aufwuchsen; wiewol man doch auch zugleich gestehen muß, daß Agrippina

pina dadurch nicht eben gesucht, ihrem Sohn zu einem löblichen Regenten zu machen, sondern ihm nur eine Ehrerbietigkeit gegen seine Mutter einzuprägen. Wenn ihre Absicht gewesen wäre, aus ihrem Sohn einen tugendhaften Regenten zu bilden: so würde sie ihm in ihrem Leben nicht so viele böse Beyspiele gegeben haben. Man sieht daher auch, daß Nero eine vollkommne Kopey dieses Originals geworden, und daß er mehr dem Leben seiner Mutter nachgeahmt, als den Vermahnungen seiner Lehrmeister Gehör gegeben. Jedoch, mit so vielen Lastern auch Agrippina mag befleckt gewesen seyn: so hat sie doch keine Missethat begangen, welche mit dem parisischen Blutbad könnte in Vergleichung gestellet werden. Denn obgleich Catharina solches nicht einzig und allein anstiftete: so hatte sie doch Theil daran, und gab ihre Einwilligung dazu; und in dieser Absicht wird man mich entschuldigen, daß ich diese beyden Fürstinnen mit einander zusammen gesetzt, und unter ihnen eine Vergleichung angestellt habe. Diese einzige abscheuliche That der Catharina, hält allen Mißethaten der römischen Agrippina das Gewichte, wo man nicht sagen will, daß ein blinder Religionseifer daran Schuld gewesen, welches aber auch nicht wohl seyn kann. Denn man sieht aus der ganzen Geschichte der Catharina, daß sie sich um nichts weniger, als um die Religion bekümmert, und daß sie sich derselben nur bloß zu dem Ende bedient, ihr Ansehen zu befestigen, und ihren bösen Thaten eine Farbe zu geben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Cleopatra und Anna Bullen.

Einleitung.

Die Jäger bedienen sich verschiedener Mittel, wilde Thiere zu fangen. Die Vogelsteller brauchen allerhand Netze, die Vögel zu bestricken, und im Kriege werden mancherley Maschinen erfordert, eine Festung zu bestürmen und einzunehmen. Die ersten geben sich Mühe, die Eigenschaften der Thiere und Vögel zu erforschen, und müssen sich darnach richten, wenn sie einen glücklichen Fang thun wollen. Im letztern Fall giebt man auf die Lage der Städte und auf die Beschaf-

Verschiedene streitige Mit-

fen-

fenheit der Festungen Achtung, und nach diesen Umständen werden sowol die Maschinen angebracht, als auch die andern Zurüstungen zur Belagerung der Festung eingerichtet. Denn die Mittel, welche bey gewissen Fällen die besten und nützlichsten sind, leisten bey einer andern Gelegenheit einen sehr geringen oder gar keinen Nutzen. Bald erheischen die Umstände, daß man gerade zu gehen muß, bald muß man einen Umschweif nehmen, bald muß man Sturm laufen, und bald die Festungswerke untergraben. Ein Arzt verordnet einem Schweizer und einem Italiener nicht einerley Arzneyen, und ein Ackersmann bauet das eine Feld nicht auf eben dieselbe Art wie das andre. Der eine erforscht die Natur des Kranken, und der andre die Beschaffenheit des Erdreichs. Es werden verschiedene, und bisweilen mit einander streitige, Mittel erfordert, um einerley Sachen zu erlangen, und eben dasselbe Ziel zu treffen.

tel um eine Sache zu erhalten.

Auch diejenigen müssen diese Regeln beobachten, welche sich bemühen, die Liebe und Zuneigung einer Person zu gewinnen. Es werden verschiedene, ja bisweilen einander entgegen gesetzte Maschi-

Wie auch, um sich die Liebe und Zuneigung einer Person zu erwerben.

schinen erfordert, die Herzen zu bestürmen und einzunehmen. Einige werden durch Freundlichkeit und schmeicheln, andre durch eine verstellte Kaltsinnigkeit gewonnen. Ein geübtes Frauenzimmer weiß dieses aus der Erfahrung, und übt dasselbe auch täglich mit gutem Erfolg aus. Man erforscht das Temperament der Personen, worauf man zielt, darnach werden die Maschinen eingerichtet, und man nimt verschiedene Gestalten an, nachdem es die Umstände erfordern. Merkt eine erfahrne und geübte Jungfrau oder Wittwe, daß die Mannsperson, nach welcher sie trachtet, durch ein freundliches und freyes Wesen zu gewinnen sey: so ist sie einer Sirene ähnlich, und sucht ihn durch süsse Worte und reizende Ausdrücke an sich zu locken. Merkt sie aber, daß dieses nicht helfen will, und daß sie nur dadurch bey ihrem Liebhaber einen Eckel verursacht: so bedient sie sich eines verdrießlichen Thons, und ernsthafter Worte. Denn das Herz manches jungen Freyers wird nicht anders als durch das Eiß der Geliebten in Glut gesetzt, und nur durch das Feuer derselben wieder abgekühlet. Wenn man das Ge-

Gesicht zu ihm wendet, so kehrt er den Rücken, wendet man ihn aber den Rücken, so wendet er das Gesicht wieder her. Und weil die Sache so beschaffen ist: so wird der Sieg erfochten, wenn man bald gerade zu geht, bald aber wieder fliehet, oder auf tartarische Art ficht. Deswegen versieht sich ein wohlerfahrnes Frauenzimmer mit einem Zeughaus, worinn verschiedene Arten des Gewehrs befindlich sind, um sich, nach Beschaffenheit der Umstände, bald des einen und bald des andern zu bedienen. So wie ein Krämer sich mit allerhand Waaren versiehet, und den einen Käufer durch Zucker, den andern durch Eßig, den dritten durch Salz, den vierten durch Pfeffer zu seiner Bude lockt, und also der täglichen Nahrung versichert seyn kann. Weil man so viele Sinne als Köpfe antrift, so muß man verschiedene Mittel brauchen, die Herzen der Menschen zu gewinnen, und deswegen als ein Proteus allerhand Gestalten annehmen, und als ein Cameleon sich bald in einer rothen, bald in einer grauen, bald in einer schwarzen, und bald in einer blauen Kleidung sehen lassen. Man erzählt

Ein Freyer muß allerhand Gestalten an sich nehmen.

erzählt von dem Alcibiades, daß er auf seinen Reisen bald wohllüstig, bald eingezogen, bald freundlich, bald ehrbar, bald schlecht, bald prächtig gekleidet gewesen, weil er sich alle Leute, mit denen er umgehen muste, dadurch zu verbinden suchte. Auf solche Art muß auch ein Mensch, welcher sich die Gunst andrer Leute erwerben will, die Natur aller Thiere annehmen. Bald muß er stumm seyn, wie ein Fisch, bald plauderhaft, wie eine Alster, bald sauer, wie eine Katze, bald freundlich, wie ein Mops, bald ehrbar, wie ein Bär, bald spashaft, wie ein Affe, bald muß er Sturm laufen, und bald wieder fliehen; bald muß er gerade zugehen, und bald allerhand Umschweiffe machen, bald muß er gleich sein Angesicht bloß geben, bald der Unsichtbaren in der Comödie gleich seyn, und dasselbe verdeckt halten. Wie man einen Franzosen durch Harmonien, einen Italiäner durch Dissonanzen, einen Spanier durch Adagio, und einen Polacken durch Presto locken kann, so muß ein Musikant, welcher alle und jede durch seine Musik reitzen und einnehmen will, sich auf alle Thöne und Tacte gefaßt

faßt machen. Denn was dem einen Appetit erweckt, das verursacht dem andern einen Eckel. Worüber dieser lacht, darüber weint jener, und was den einen munter macht, dabey gähnt der andre. Es ist ein schlechter Reuter, welcher nur auf einem Pferde zu reiten weiß, und der Künstler ist in seiner Kunst nicht vollkommen, der nur auf einer Linie tanzen kann.

Beyspiel dieses Satzes aus den folgenden Geschichten.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß dieses sich wirklich also verhält; und die Geschichte der beyden Königinnen, welche gleich folgen werden, erläutern diese Sache ungemein. Man kann daraus sehen, daß zwo Personen durch zwey einander entgegen gesetzte Mittel ins Netz gebracht worden. Wenn Cleopatra sich so kaltsinnig wie Anna Bullen stellen wollen: so hätte sie vielleicht den Antonius für den Kopf gestossen, und ihre Absicht nicht erreicht; und wenn Anna Bullen gleich gekommen wäre, da sie gerufen ward: so dürfte sie vielleicht niemals Königinn in England geworden seyn. Cleopatra hatte sich das Temperament des Antonius bekannt gemacht, und richtete sich nach demselben. Sie machte deswegen nicht viele Umstän-

de,

de, sondern übergab ihm die Festung, gleich nach der ersten Aufforderung. Und durch eben dasselbe Mittel, wodurch sie den Antonius zuerst bestrickte, suchte sie ihn auch in ihrem Netze zu behalten. Anna Bullen aber, welche entweder selbst das Gemüth Henrichs des Achten erforscht, oder durch ihre Mutter die Nachricht erhalten, daß dieser Herr durch Kaltsinnigkeit könnte entzündet werden, stellte sich, als wenn ihre Jungfrauschaft ihr lieber als das Leben sey. Sie machte ihm einen jeden Schritt streitig, sie ließ ihn fünf Jahre die Person eines Buhlers vorstellen, sie verwarf alles Anbieten, und wollte durchaus keine Capitulation eingehen, wo solche nicht in diesen Worten bestünde, Aut Caesar aut nihil, entweder Königinn oder nichts. Durch diese verstellte Keuschheit erreichte sie ihren Endzweck, uud ward regierende Königinn in England. Denn die Hitze des Königes, welche bey einem andern durch eine solche Aufführung dürfte abgenommen haben, gerieth dadurch in volle Gluth, so daß er alles eingehen muste, was sie verlangte.

Anna

Anna Bullen ist es indessen nicht allein, die dadurch zur Hoheit gelangt ist, daß sie ihre wahre Meynung verhehlet, und durch eine verstellte Kaltsinnigkeit die Herzen in Brand gesetzt. Die Kunst ist weit älter, und man findet davon sehr viele Beyspiele in den Geschichten. Diese Wissenschaft ist auch noch in vollem Flor, und Herr Richardson hat sich gewiß geirrt, wenn er durch seine Pamela das Frauenzimmer unsrer Zeiten in einer ihnen vorher unbekannten Wissenschaft unterrichten wollen. Eine jede Frauensperson, von welchem Stande dieselbe auch seyn mag, kann eine Pamela vorstellen, wenn es die Noth erfordert. Man bedarf keine neue geschriebene Unterweisung mehr zu dem Ende, und es ist glaublich, daß diese Wissenschaft ohne Regeln beständig wird fortgepflanzt werden. Der Fehler, den Anna Bullen begieng, bestand darinn, daß sie die Regel nicht stets beobachtete, bey welcher sie sich bisher so wohl befunden. Sie nahm die Maske zu geschwinde ab, und verursachte durch eine gar zu grosse Freundlichkeit, welche fast einer Leichtfertigkeit

ähnlich war, daß die Hitze wieder in dem Herzen erlosch, welches sie durch Kaltsinnigkeit ehedem in Brand gesetzt hatte. Es ist wahrscheinlich, so weit man aus der Gemüthsbeschaffenheit Henrichs des achten urtheilen kann, daß, wenn sie in dem Ehestande eben eine so kaltsinnige Aufführung, als vor ihrer Verlobung hätte blicken lassen, sodann die Liebe des Königs bey anwachsenden Jahren, eher würde gestiegen seyn, als abgenommen haben. Dieses mag zur Einleitung genug seyn. Nun will ich die Geschichte dieser Königinnen selbst beschreiben.



Cleo=

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Cleopatra.

Der ägyptische König Ptolomäus Auletes, welcher im Jahr 3953 nach Erschaffung der Welt, und im ein und funfzigsten Jahr vor Christi Geburt mit Tode abgieng, hinterließ zween Söhne und zwo Töchter. In seinem Testamente verordnete er seinen ältesten Sohn und seine älteste Tochter zu seinen Nachfolgern, und befohl zugleich, daß sie sich, nach der in dem königlichen ägyptischen Hause hergebrachten Gewohnheit, mit einander vermählen, und zugleich regieren, auch, weil sie beyde noch jung waren, währender Minderjährigkeit unter der Vormundschaft des römischen Senats stehen sollten. Der Sohn führte eben denselben Namen Ptolomäus, wie seine Vorfahren, die Tochter aber, welche bekannter geworden, und deren Geschichte hier kürzlich soll angeführt werden, hieß Cleopatra.

Cleopatra und Ptolomäus regieren zugleich.

Kaum aber war der Vater mit Tode abgegangen: so ward Cleopatra durch die beyden Minister des jungen Ptolomäus, den Photinus,

Cleopatra wird von der Regierung

ausge- schlossen.

cinus, welcher ihn erzogen hatte, und den Achilles, welcher dem Kriegsheere vorgesetzt war, von der Regierung ausgeschlossen. Hierdurch ward Cleopatra gezwungen, sich nach Syrien und Palästina zu begeben, um daselbst Truppen zu sammlen, und dadurch ihr Recht zu der Regierung zu behaupten. Weil Ptolomäus damals nur dreyzehn Jahr alt war: so regierten die beyden bereits angeführten Minister, unter seinem Namen, mit einer unumschränkten Gewalt. Kaum war dieser Krieg angegangen, welchen die Schwester mit dem Bruder führte: so nahm der grosse Pompejus, nach der mit dem Cäsar gehaltenen unglücklichen Schlacht, seine Zuflucht nach Aegypten, wo er aber von diesen beyden bösen Männern, die sich dadurch bey dem Cäsar beliebt zu machen suchten, umgebracht ward. Hierdurch glaubten sie sowol ihr eignes Ansehen, als auch die Macht des jungen Ptolomäus befestiget zu haben. Jedoch, die Sache fiel ganz anders aus, als sie sich jemals vorstellen können.

Cäsar verfolgte den flüchtigen Pompejus, und wie er erfuhr, daß er die Flucht nach Alexandrien genommen: so begab er sich mit einer geringen Macht auch dahin. Bey seiner Ankunft erhielt er von dem Tode des Pompejus, und von der Verwirrung Nachricht, worinn das ägyptische Reich durch den unter den königlichen Kindern entstandenen Streit gerathen war. Er faßte gleich den Entschluß,

diese

diese Unruhe zu dämpfen, und nach der Ursache zu forschen, wie auch zu untersuchen, welche Partey von beyden unrecht hätte. Dieses Vorhaben aber bewafnete die beyden königlichen Minister gegen ihn. Denn diese wandten für, es sey dem Reiche schimpflich, sich dem Ausspruch und der Herrschaft eines fremden zu unterwerfen. Cäsar aber glaubte, daß ihm dieses im Namen des römischen Senats, dessen Vormundschaft die königlichen Kinder anvertrauet worden, mit allem Recht zustünde. Cleopatra, welche sich auf ihre Schönheit verließ, gab dem Cäsar Nachricht, daß sie sich seinem Ausspruche unterwerfen, auch in eigner Person erscheinen wollte, ihre Sache zu vertheidigen. Sie fuhr deswegen in einem kleinen Schiffgen nach Alexandria, und langte daselbst um Mitternacht an. Weil sie sich aber von niemanden wollte sehen lassen, ehe sie den Cäsar gesprochen, und zugleich merkte, daß es nicht möglich sey, in die Stadt zu kommen, ohne erkannt zu werden, so ließ sie sich in einige Kleider wickeln, und von dem Apollodorus als ein Packet gerade aufs Schloß in das Zimmer des Cäsars tragen. Cäsar urtheilte aus dieser Erfindung, daß sie einen grossen Verstand besitzen müste, und weil sie überdem von einer seltnen und ungemeinen Schönheit war, so hatte beydes eine solche Wirkung, daß sie alles erhielt, was sie verlangte.

Und nimt ihre Zuflucht zu dem Cäsar.

Welcher sie wieder auf den Thron setzt.

An dem folgenden Tage ließ Cäsar den Ptolomäus zu sich rufen, und drung darauf, daß er dem letzten Willen seines Vaters eine Genüge leisten, und seine Schwester von der Regierung nicht ausschliessen sollte. Weil aber Ptolomäus merkte, daß Cäsar bereits von seiner Schwester eingenommen war, und dieselbe sich auf dem Schlosse aufhielte, so gieng er ganz erbittert von ihm, riß die Krone mitten auf der Gasse vom Kopf, schlug sie in Stücken, und schrie, daß er verrathen sey. Dieses war der Ursprung des folgenden Krieges, worinn Cäsar zwar im Anfange in grosse Gefahr gerieth, endlich aber doch bekannter massen die Oberhand behielt, daß Ptolomäus Leben und Regierung darüber einbüßte.

Sie wird schwanger von dem Cäsar.

Wie Cäsar ganz Aegypten zum Gehorsam gebracht hatte, so gab er der Cleopatra und ihrem andern Bruder, der auch Ptolomäus hieß, die Krone, und befohl, daß sie beyde gemeinschaftlich regieren sollten. Weil aber Ptolomäus damals nur elf Jahre zurück gelegt hatte: so war es eben so gut, als wenn Cleopatra allein zur regierenden Königinn wäre erklärt worden. Die Liebe, welche Cäsar zu ihr gefaßt hatte, gieng so weit, daß sie vor der Abreise desselben schwanger, und hierauf mit einem Sohn entbunden ward, der nach dem Cäsar den Namen Cäsarion erhielte. Sie brachten ganze Nächte mit allerhand Festen und Lustbarkeiten zu. Cäsar hatte beschlossen, sie mit nach Rom zu nehmen, und

sich

sich mit ihr zu vermählen. Aus welcher Ursache er auch bey einer Versamlung des Volks ein Gesetz vorzutragen willens war, vermöge dessen es einem jeden römischen Bürger freystehen sollte, sich mit was für einer Person er wollte, zu verheyrathen, und so viele Weiber zu nehmen, als er Lust hätte. Marius Cinna, ein Fürsprecher des Volks, bezeugte nach dem Tode des Cäsars, daß derselbe bereits eine Rede ganz ausgearbeitet, welche zu dem Ende hätte sollen gehalten werden. Man sieht daraus, wie sehr Cleopatra diesen grossen Held eingenommen, welcher, ob er gleich das Frauenzimmer liebte, dennoch kein Sklave desselben war.

Cäsar verließ Aegypten sehr ungerne, weil er die Cleopatra zurücke lassen muste. Indessen übertrug er ihr die Regierung, und gab ihr zum Schein ihren Bruder zum Mitregenten, welcher damals aber, wie ich bereits gesagt habe, noch sehr jung war. Sie führte daher das Regiment allein währender Minderjährigkeit dieses Herrn, bis derselbe funfzehn Jahr erreichte. Wie aber die Zeit vorhanden war, daß er an der Regierung Theil nehmen sollte, so räumte sie ihn mit Gift aus dem Wege, und regierte auf solche Art allein in Aegypten. Wie dieses geschahe, so ward Cäsar in Rom auf dem Rathhause ermordet. Nach seinem Tode wurden die bürgerlichen Kriege erneuert, worinn Octavius und Antonius die Oberhand behielten, die sich zugleich

Sie räumt ihren Bruder aus dem Wege und regiert allein.

vorgenommen hatten, den Tod des Cäsars zu rächen. Die römischen Länder wurden also unter diesen beyden Herren getheilt, und Antonius erhielt die gegen Morgen liegenden Staaten, worunter auch Aegypten begriffen war. Wie derselbe nach Asien kam, um allerhand neue Einrichtungen in seinen Ländern zu machen, und erfuhr, daß einige Statthalter der Cleopatra in dem vorigen Kriege seinen Feinden Hülfstruppen zugesandt hätten: so ließ er die Cleopatra nach Cilicien fordern, um sich deßfalls zu verantworten. Cleopatra verließ sich auf ihre Schönheit, wodurch sie den Cäsar eingenommen hatte, und zweifelte gar nicht, auch den Antonius in ihr Netz zu bringen. Sie hofte dieses um so viel gewisser, weil sie von dem ersten geliebt worden, da sie noch sehr jung gewesen. Nun aber hatte sie bereits fünf und zwanzig Jahre erreicht, und zugleich eine grössere Geschicklichkeit und Erfahrung in diesem Stücke erworben: Sie ließ deswegen allerhand reiche und kostbare Geschenke zubereiten, und sammlete eine grosse Summe Geldes, hauptsächlich aber war sie auf prächtige Kleider bedacht. Am meisten verließ sie sich auf den Schmuck, welcher in ihrer eignen Schönheit und Artigkeit bestand, und wovon sie muthmaßte, daß sie dadurch weit mehr, als durch ihre Pracht und Geschenke ausrichten würde.

Ihre Anstalten den Antonius in ihr Netz zu ziehen.

Wie sie auf dem Wege begriffen war, so erhielt sie verschiedene Briefe von dem Antonius,

nius, ihre Reise zu beschleunigen; sie lachte aber nur darüber, und übereilte sich nicht. Wie sie endlich durch Pamphilien gekommen war: so begab sie sich auf den Fluß Cydnus, worauf sie bis Tarsus in Cilicien fuhr. Das Hintertheil ihres Schiffs glänzte von Gold, die Segel waren von Purpur, und die Ruder mit Silber beschlagen. Mitten auf der Decke des Schiffs stand ein von Gold gewirktes Zelt, worinn sie als die Venus in den prächtigsten Kleidern saß, und mit ihren schönsten Hofdamen umgeben war, von denen einige Meernymphen, andre die Gratien vorstellten. An statt der Trompeten hörte man nur eine sanfte Musik von Flöten, Lauten, und andern angenehm klingenden Instrumenten, welche verliebte Stücke spielten; und da die Ruderknechte so abgerichtet waren, daß sie den Takt halten musten: so ward diese Musik dadurch noch so viel lieblicher und angenehmer. Auf dem Schiff zündete man stets wohlriechendes Räuchwerk an, welches sich über den Fluß bis ans Ufer ausbreitete, wo sehr viele Zuschauer an beyden Seiten des Flusses versammlet waren, ihre Ankunft anzusehen.

Sobald man in Tarsus erfuhr, daß sie ankam, so giengen alle Einwohner derselben entgegen. Antonius hielt eben zu der Zeit Gericht, er ward aber in kurzer Zeit von allen verlassen. Man sagte damals auch durchgehends, daß eine verkleidete Venus zum Nutzen Asiens angekommen sey, um sich mit dem

Ihre erste Zusammenkunft.

Bacchus zu vermählen. Sobald sie ans Land gestiegen war, ließ ihr Antonius wegen ihrer Ankunft Glück wünschen, und sie zu einem Gastmaal einladen. Sie ließ aber antworten, daß sie sich die Ehre ausbäte, ihn zuerst zu bewirthen, und daß sie ihn am Ufer unter ihren Zelten erwarten würde. Antonius nahm diese Einladung an, und fand alles aufs prächtigste und kostbarste zugerichtet. Er lud die Cleopatra an dem folgenden Tage zu sich ein, und sparete nichts, alles aufs köstlichste anzuordnen. Er muste aber dennoch der grossen Unkosten ungeachtet, die er anwandte, gestehen, daß alles nur sehr schlecht sey, wenn man es mit dem, was man bey der Cleopatra gefunden, vergliche. Sie rückte ihm dieses selbst scherzweise, jedoch mit einer solchen Artigkeit vor, daß er nicht empfindlich darüber werden konnte. Denn ihr Umgang war so reitzend, daß sie alle Menschen zu gewinnen, ja gleichsam zu bezaubern vermögend war. Und dadurch wuste sie eben sowol, wie durch ihre Schönheit, die Herzen in volle Gluth zu setzen. Man sagt, daß Antonius durch nichts so sehr, als durch ihre Sprache eingenommen worden, welche unbeschreiblich süß und angenehm gewesen.

Diese so vergnügte Zusammenkunft verursachte, daß die Klagen und Beschwerungen gar nicht erörtert wurden, welche man gegen die Cleopatra vorgebracht hatte. Denn sie nahm den Antonius gleich so sehr ein, daß er ihr

ihr nichts versagen konnte. Und damals war es, da er auf ihr Verlangen ihre Schwester, die Arsinoä hinrichten ließ, damit ihr dieselbe nicht weiter im Wege seyn möchte. Man sahe alle Tage nichts als Feste und prächtige Gastmaale. Antonius ward bey einem solchen Gastmaale über die Kostbarkeit, die man allenthalben entdeckte, und über die Menge der goldnen Gefässe, die aufs künstlichste ausgearbeitet, und mit Edelsteinen geziert waren, ganz ausser sich gesetzt. Sie aber sagte, daß dieses nur etwas geringes sey, und daß sie ihm alles miteinander schenke. An dem folgenden Tage stellte sie ein Gastmaal an, welches noch prächtiger war. Antonius hatte nach seiner Gewohnheit sehr viele Gäste, welche alle vornehme Standespersonen waren, mitgebracht. Denen schenkte sie alle goldne und silberne Gefässe, mit denen die Tafel besetzt war. Man meint, daß sie bey diesem Gastmaal die unschäzbare Perle geschmolzen, davon in den Geschichten geredet wird. Man erzählt diese Historie folgendergestalt. Cleopatra hatte öfters über die Gastmaale des Antonius gescherzt, und gesagt, daß solche weder kostbar, noch wohl angerichtet wären. Wie sie nun einmal von dem Antonius gefragt ward, was daran fehlte, so sagte sie, sie wolle ein Gastmaal anrichten, welches einige Tonnen Goldes kosten sollte. (Sexcenties Sestertium) Antonius aber lachte darüber, und hielt dieses für unmöglich. Man gieng darauf eine Wette ein,

Anfang der Liebe zwischen dem Antonius und der Cleopatra.

Prächtiges Gastmaal der Cleopatra.

ein, und das Gastmaal ward an dem folgenden Tage angeordnet. Solches war der eingeführten Gewohnheit nach zwar sehr prächtig, es war aber doch nichts vorhanden, woraus man eine so grosse Kostbarkeit hätte schliessen können. Wie dieses Antonius merkte, so rechnete er kurz nach, was dieses Gastmaal etwa könnte gekostet haben, und sagte, daß es noch lange nicht zwo Tonnen Goldes ausmachte. Cleopatra bat ihn, nur eine kleine Geduld zu haben, weil er nur den Anfang gesehen hätte. Man brachte darauf einen andern Tisch ins Zimmer, worauf nichts als ein Gefäß mit Weineßig befindlich war. Antonius ward darüber bestürzt, und konnte nicht begreifen, was dieses bedeuten sollte, bis Cleopatra von ihrem einen Ohre eine Perle von unschätzbaren Werth nahm, und solche in den Weineßig warf. Wie solche darinn geschmolzen war, so trank sie den Eßig auf die Gesundheit des Antonius aus. Sie war im Begrif, dieses auch mit der andern Perle zu thun, welche von einem eben so unschätzbaren Preise war. Aber Planchus hielt sie zurücke, und sagte, daß sie die Wette gewonnen, und Antonius verlohren habe.

Auf solche Art bezauberte diese listige Königinn den Antonius dergestalt, daß er sich selbst ganz darüber vergaß, und alle Gelegenheit versäumte, sich gegen seine Feinde in gute Verfassung zu setzen. Denn an statt seine gewöhnliche Hurtigkeit blicken zu lassen, blieb er

er zu Alexandrien bey der Cleopatra, wo er sich täglich in allen Arten der Wohllust herum welzte, wovon man unter andern folgendes Beyspiel erzählt. Ein Fremder kam einmal in die Küche des Antonius, wo er wahrnahm, daß ein ganzes wildes Schwein auf einmal gebraten, und eine grosse Menge andrer Speisen zubereitet ward. Er erkundigte sich bey dem Koche, ob man so viele Gäste erwartete. Der Koch antwortete, es würden nur zwölf Personen kommen. Weil man aber nicht wüste, wenn und zu welcher Zeit, auch was Antonius speisen wollte: so müste man immer viele Mahlzeiten in Bereitschaft halten.

Beyspiel der äusserſten Wohllust.

Cleopatra bemühete sich insonderheit, zu verhindern, daß Antonius ihr nicht aus dem Augen kommen sollte, und bediente sich deswegen aller nur erdenklichen Mittel, ihn in ihren Fesseln zu behalten. Sie war stets in seiner Gesellschaft, sowol bey allen Festen, als auch auf der Jagd, und verließ ihn sogar auch nicht, wenn er sein Kriegsheer musterte. Wie er sich einmal mit Fischen erlustigte, aber keinen Fang thun konnte: so ward er sehr verdrießlich darüber, insonderheit da es in Gegenwart der Königinn geschahe. Er gab deswegen einigen Fischern Befehl, daß sie heimlich unter dem Wasser einige grosse Fische an dem Angel befestigen sollten, welches auch geschahe, und Antonius zog darauf zwey bis dreymal einen grossen Fisch aus dem Wasser. Die kluge Königinn merkte diesen Possen alsobald, und

ließ

ließ zu einer andern Zeit, da man sich abermals mit der Fischerey erlustigen wollte, heimlich an des Antonius Angel einen gesalzenen todten Fisch fest machen, welcher Fang zu einem grossen Gelächter und zu vielem Scherz Anlaß gab. Damit aber Antonius darüber keinen Unwillen schöpfen möchte, so sagte sie zu ihm: Laßt die kleinen Könige sich mit solchen Fischereyen beschäftigen. Euch ist es weit anständiger, Städte, Länder und Königreiche zu fischen.

Cleopatra liebt die Künste und Wissenschaften.

Cleopatra aber ließ sich doch, der Wohllust ungeachtet, welcher sie ergeben war, die Ausbreitung der Künste und Wissenschaften sehr angelegen seyn. An statt der unschätzbaren alexandrinischen Bibliothek, welche vor einigen Jahren durch eine unglückliche Feuersbrunst in die Asche gelegt worden, stiftete sie eine neue, zu deren Vermehrung Antonius sehr viel beytrug, indem er derselben alle Bibliotheken einverleibte, die er in Pergamus angetroffen, worinn über 200000 Stück Bücher befindlich waren. Dieses geschahe indessen von der Cleopatra, nicht so sehr aus Hochmuth, als vielmehr ihres eignen Nutzens halber. Denn sie liebte, und las gute Bücher mit grossem Eifer und mit einem ungemeinen Vergnügen. Sie war auch in verschiedenen Wissenschaften, insonderheit in Sprachen sehr geübt, und hatte es in dem letztern Stücke so weit gebracht, daß sie mit den Aethiopiern,

Ebrä=

Ebräern, Troglodyten, Arabern, Syrern, Medern und Parthern, und zwar mit einem jeden in seiner Landessprache reden konnte. Hierinn übertraf sie alle ihre Vorfahren in Aegypten.

Vermählung des Antonius mit der Octavia.

Es schien, als wenn die zwischen ihr und dem Antonius gestiftete Vertraulichkeit durch die Ehe desselben mit der Octavia, einer Schwester des Cäsars, die damals zu Stande kam, würde aufgehoben werden. Denn Antonius ward dadurch gemüßiget, sie auf eine Zeitlang zu verlassen. Damit er aber dennoch die Cleopatra einigermassen zufrieden stellen möchte: so schenkte er ihr Phönicien, Syrien, die Insel Cyprus, und einen Theil von Cilicien, wozu er nachher noch einen Theil von Judäa und Arabien fügte. Die Römer aber wurden darüber schwürig, und sahen dieses Verfahren als eine der Republik erwiesene Schmach an. Antonius nahm hierauf noch verschiedene Feldzüge gegen die Parther für. Man merkte aber aus allen Umständen, daß Cleopatra ihn gar zu stark gefesselt hatte. Denn bloß um ihres Umgangs und ihrer Gesellschaft zu geniessen, gieng er mitten im Winter zu der unbequemsten Zeit, mit dem grösten Schaden und Verlust des Kriegsheeres wieder zurücke.

Eifersucht der Cleopatra über diese Vermählung.

Seine neue Gemahlinn, Octavia, brach zu eben derselben Zeit von Rom auf, um ihm entgegen zu gehen, und war bereits zu Athen angekommen. Diese Dame besaß grosse Eigen-

genschaften, und deswegen befürchtete Cleopatra, daß dieselbe den Antonius ganz einnehmen, und also von ihr abwendig machen möchte. Um solches zu verhindern, stellte sie sich ganz verzweifelnd an, und gab für, daß sie sich tod hungern wollte. So oft sie von dem Antonius besucht ward, so stellte sie sich furchtsam und erschrocken, und wenn er von ihr gieng, so schien sie verzagt und niedergeschlagen zu seyn. Bisweilen waren ihre Augen voller Thränen, gleich darauf aber trocknete sie solche wieder ab, damit Antonius gleichsam ihre Schwachheit nicht merken sollte. Weil aber derselbe die Ursache ihrer Betrübniß leicht entdeckte, und für ihr Leben sehr besorgt war, so schrieb er an die Octavia, daß sie so lange zu Athen bleiben möchte, bis er selbst dahin kommen würde, weil er im Begriffe sey, einen neuen Feldzug anzutreten. Er rüstete sich damals auch wirklich, den Krieg gegen die Parther zu erneuren.

Octavia merkte sowol aus diesem Briefe als aus der übrigen Aufführung des Antonius, daß derselbe ganz kaltsinnig gegen sie geworden, und reisete deswegen nach Rom zurück, wo sie doch in dem Hause des Antonius einkehrte, ob sich gleich ihr Bruder Octavius dagegen setzte, welcher wegen dieses Verfahrens weit mehr als sie, auf den Antonius erbittert worden. Octavia war eine von den tugendhaftesten römischen Damen zu den damaligen Zeiten, und ihr untadelhaftes

Leben,

Leben, ihre Gedult und Standhaftigkeit, hätten in dem Gemüthe des Antonius billig eben so viele Liebe und Hochachtung, als die Aufführung der Cleopatra, Verachtung und Kaltsinnigkeit, erwecken sollen.

Wie Cleopatra diesesmal die Ankunft der Octavia gehindert hatte, so sparte sie keine Mühe und Kunst, den Antonius in ihren Fesseln zu behalten. Bald vergoß sie Thränen, bald war sie freundlich, bald rückte sie ihm allerhand Dinge für, bald drohete sie, und vergaß auch nicht, sich diejenigen durch Geschenke geneigt und ganz eigen zu machen, welche Antonius seiner Vertraulichkeit und Freundschaft würdigte. Diese unterliessen also nicht dem Wunsch der Cleopatra gemäß zu handeln, und dem Antonius vorzustellen, daß er ohne grausam und unbillig zu seyn, die ägyptische Königinn in einem solchen Zustande nicht verlassen könnte, indem er dadurch derjenigen unfehlbar das Leben rauben würde, welche ihn doch höher als ihr eignes Leben schätzte. Durch solche Vorstellungen, welche täglich wiederhohlt, und mit neuen vermehrt wurden, ließ sich Antonius leicht bereden, in Alexandrien zu bleiben, und seinen Zug bis auf das Frühjahr auszusetzen. Er konnte sich auch nicht anders als mit grosser Mühe, entschliessen, Aegypten zu verlassen, und sich von seiner geliebten Cleopatra zu scheiden, welche ihm auf diesem Wege bis an den Euphrat das Geleite gab.

Wie er sich des Königreichs Armenien bemächtiget hatte, so kehrte er nach Alexandrien zurücke, und hielt daselbst einen triumphirenden Einzug. Er hatte den gefangnen armenischen König bey sich, welchen er der Cleopatra darstellte. Hierauf setzten sie die alte Lebensart wieder fort. Ehe Antonius einen neuen Zug vornahm, ließ er die Cleopatra mit grosser Pracht krönen, und erklärte dieselbe nebst dem Sohne, den sie mit dem Julius Cäsar erzeugt hatte, zur Königinn von Aegypten, Cyprus, Lybien und Cölosyrien. Den beyden Prinzen aber, welche er selbst mit ihr gezeugt hatte, legte er den Titel, Könige der Könige bey. Dem ältesten ward zugleich Armenien, Medien und Parthien zugetheilt, wenn er sich des letztern Reichs würde bemächtiget haben. Der jüngste aber erhielt Syrien, Phönicien, und Cilicien. Wie dieses geschehen war, so rüstete er sich zu dem beschlossenen Kriege gegen die Parther. Von diesem Kriege, dessen unglücklicher Ausgang sattsam bekannt ist, will ich nicht weitläuftig reden. Ich übergehe hier gleichfalls die Ursache der letzten grossen Uneinigkeit, welche zwischen ihm und dem Octavius ausbrach, und zugleich verursachte, daß Antonius sich von der Schwester des Octavius schiede, wodurch Cleopatra von einer gefährlichen Mitwerberinn befreyet ward. Ich will vielmehr, ohne mich in diese Begebenheiten einzulassen, nur von den grossen bürgerlichen Kriegen reden, wodurch Antonius und

Die Liebe des Antonius zu der Cleopatra wird vermehrt.

und Cleopatra sowol des Regiments, als auch des Lebens beraubt wurden. Nachdem man von beyden Seiten grosse Zurüstungen vorgekehrt, und eine starke Macht zu Wasser und Lande zusammengebracht hatte, so ward endlich das wichtige actische Seetreffen gehalten, welches dieser Streitigkeit auf einmal ein Ende machte. Man fochte anfangs mit grosser Tapferkeit auf beyden Seiten, bis endlich Cleopatra, die dem Seetreffen in eigner Person beywohnte, und durch das entsetzliche Geräusch, welches der Streit verursachte, in Furcht gesetzt ward, mit ihren sechzig ägyptischen Schiffen die Flucht nahm, und sich nach Peloponesus wandte. Wie Antonius dieses merkte, so vergaß er sich selbst, und folgte ihr eilends nach, wodurch also Octavius einen vollkommenen Sieg erhielt, der ihm sonst noch hätte können streitig gemacht werden. Antonius ließ sich in der Flucht auf ein grosses Schiff bringen, worauf Cleopatra befindlich war, und setzte sich daselbst auf das Vordertheil des Schiffs. Er stützte den Kopf mit beyden Händen, und seine Ellbogen auf die Knie. Zorn, Scham und Verzweifelung hatten sein Gemüth dergestalt eingenommen, daß er lange Zeit ganz unbeweglich, wie eine Säule, war, und in solchem Zustande drey Tage lang sitzen blieb. Endlich stieg er ans Land, jedoch ohne die Cleopatra zu sehen oder zu sprechen. Aber sie sahen sich doch nachher wieder, und setzten ihr ehemaliges Leben wieder fort.

Krieg des Antonius mit dem Octavius.

Anfang des Unglücks, welches Antonius und Cleopatra wiederfuhr.

Cleopatra gieng hierauf gerades Weges nach Alexandrien. Antonius aber begab sich nach Lybien, wo er ein grosses Kriegsheer hinterlassen hatte, die Grenzen zu beschützen. Hier vernahm er, daß der Anführer desselben sich für die Partey des Octavius erklärt, und ward dadurch so sehr bestürzt, daß er sich in der Verzweifelung selbst das Leben würde genommen haben, wenn ihn seine Freunde nicht mit genauer Noth davon zurücke gehalten hätten. Es war also nichts weiter für ihn übrig, als daß er der Cleopatra folgte, welche bereits zu Alexandrien angekommen war.

Cleopatra besorgte, daß sich die Einwohner in Alexandrien, wegern möchten, sie in den Hafen einzulassen, wenn sie ihre Niederlage und Flucht erfahren sollten. Deswegen ließ sie ihre Schiffe mit Kronen auszieren, damit die Einwohner glauben möchten, daß sie als eine Ueberwinderin zurück käme. Sobald sie in der Stadt angelangt war, so ließ sie alle vornehme Herren umbringen, welche ihr verdächtig schienen, damit sie keinen Aufstand erregen möchten. Antonius langte eben an, wie sie mit diesem blutigen Vorhaben beschäftiget war. Weil es ihr niemals an allerhand Erfindungen fehlte, so gerieth sie auf einen sonderbaren Einfall, um zu verhindern, daß sie nicht in die Hände des Octavius fallen möchte. Sie nahm sich deswegen für, alle ihre Schiffe aus dem mittelländischen Meere durch die schmale Landenge oder den Isthmum nach

dem

dem rothen Meere zu versetzen, und zugleich dadurch ihre Schätze nach den andern Schiffen in Sicherheit zu bringen, welche sie auf jener Seite liegen hatte. Dazu aber ward nothwendig erfordert, daß sie einen Canal durch die schmale Landenge, die ungefehr zwanzig Meilen lang ist, muste graben lassen. Dieses sahe sie doch nicht als eine Unmöglichkeit an. Weil aber die Araber alle Schiffe verbrannten, die an jener Seite lagen, so muste sie von ihrem Vorhaben abstehen.

Aufführung des Antonius und der Cleopatra in ihrem Unglück.

Weil ihr also diese Hofnung fehl schlug, so war sie nach dem Zeugniß des Plutarchs und andrer Geschichtschreiber einzig und allein darauf bedacht, die Gunst des Octavius zu gewinnen, und demselben den Antonius aufzuopfern, den sie nun nicht weiter nöthig hatte, woraus man die Falschheit dieser Königinn abnehmen, und zugleich erkennen kann, daß sie bey allen Umständen ihren Vortheil und Nutzen einzig und allein vor Augen gehabt. Dieses Vorhaben verhehlte sie aber aufs äusserste, und gab vielmehr dem Antonius den Rath, an den Octavius Gesandten zu schicken, um mit demselben wegen eines Friedens zu handeln. Sie fertigte zugleich auch in ihrem eignen Namen Gesandten ab, welche geheimen Befehl hatten, auf ihren Vortheil insonderheit bedacht zu seyn. Jedoch Octavius wollte die Gesandten des Antonius gar nicht anhören, diejenigen aber, welche Cleopatra an ihn abgeordnet, ließ er mit einer freundli-

chen Antwort wieder von sich, weil er die Absicht hatte, sich sowol der Person der Cleopatra, als auch ihres Reichthums zu bemächtigen. Ihrer Person suchte er deswegen habhaft zu werden, um dadurch seinen bevorstehenden Triumph desto prächtiger zu machen. Ihr Reichthum aber sollte ihn in den Stand setzen, die grossen Schulden abzutragen, worinn er durch diesen Krieg gerathen war. Aus diesen Ursachen stellte er sich freundlich gegen die Cleopatra, und suchte dieselbe zu überreden, daß sie ihm den Antonius überliefern möchte.

Antonius hatte sich nach seiner Zurückkunft von Lybien in ein nicht weit von dem Nilstrom gelegenes Landhaus, nebst zween von seinen allervertrautesten Freunden begeben. Jedoch es währte nicht lange, so nahm die Liebe abermals überhand, und er reisete daher wieder nach Alexandrien, wo er seine vorige unordentliche Lebensart fortsetzte, und aufs neue Gesandten an den Octavius abfertigte, welche denselben bitten musten, daß er der Cleopatra und ihren Kindern Aegypten lassen, dem Antonius aber das Leben schenken und erlauben möchte, seine übrige Zeit als eine Privatperson in Athen zuzubringen. Aber diese letzte Gesandschaft war von eben einer so schlechten Wirkung als die erste. Deßfalls ließ Antonius alle Hofnung fahren, und gerieth völlig in Verzweifelung. Damit er aber dennoch das Gemüth wieder einigermassen auf-

aufmuntern möchte, so ergab er sich allen Arten der Wohllust, und man sahe täglich nichts anders, als Fressen und Sauffen. Ja er und Cleopatra stritten recht mit einander, wer von ihnen beyden die prächtigsten Gastmaale anrichten könnte.

Verzweifelnder Anschlag der Cleopatra.

Die Königinn aber sahe inzwischen sehr wohl ein, was diese Sache mit der Zeit für ein Ende nehmen würde. Deswegen sammlete sie allerhand Arten von Gift, um zu erfahren, welche Art des Gifts den leichtesten Tod nach sich ziehe. Sie ließ damit allerhand Versuche an solchen Gefangnen machen, die ohnedem bereits zum Tode verdammt waren. Sie merkte also, daß das Gift, wodurch die Menschen am schnellsten sturben, auch die grösten Schmerzen erwecke, daß aber im Gegentheil ein nicht so starkes Gift, einen zwar gelinden aber auch zugleich langsamen Tod verursache. Hierauf machte sie einen Versuch mit giftigen Thieren, und ließ verschiedene Arten von Schlangen solchen zum Tode verurtheilten Menschen ansetzen. Man stellte alle Tage in ihrer Gegenwart dergleichen Versuche an. Endlich bemerkte sie, daß die Schlange Aspis die einzige sey, welche keine Pein oder Verzuckungen verursache, indem man durch den Stich derselben allein betäubt ward, und endlich ganz sanft einschlief. Wenn man diejenigen anrührte, die von dieser Schlange gestochen waren, und zum Aufstehen ermahnte, so wurden sie ungehalten, als

wenn man jemanden aus einem süssen Schlummer aufweckt. Dieses Gift war es also, welches sie aus allen andern erwählte.

Nichts destoweniger sagt man doch, daß sie bey dem Entschluß beharret, den Antonius aufzuopfern, wenn sie sich selbst dabey einigen Vortheil erwerben könnte. Damit derselbe aber nicht den geringsten Verdacht wegen ihrer Untreue schöpfen möchte, so ließ sie eine grössere Liebe gegen denselben blicken, als sie ihm sonst jemals bewiesen hatte. Sie feyerte deswegen ihren eignen Geburtstag nur in der Stille, und mit sehr wenigem Gepränge, den Geburtstag des Antonius aber begieng sie mit einer solchen ausserordentlichen Pracht, daß viele eingeladene Personen, welche arm hingekommen waren, reich wieder zurück giengen.

Octavius hielt es für rathsam, seinen Sieg zu verfolgen, ehe Antonius und Cleopotra neue Kräfte sammlen möchten. Er ließ sich deswegen im Frühjahr bey Pelusium sehen, welches der Schlüssel von Aegypten war. Diese Festung ward ihm ohne Schwerdschlag, und wie man meint, auf geheimen Befehl der Cleopatra übergeben. Wie sich das Gerüchte davon in Alexandrien ausbreitete, so übergab sie dem Antonius, um denselben allen Argwohn zu benehmen, die Frau und Kinder des Commendanten der Festung, um damit nach seinem Willen zu verfahren. Cleopatra hatte nahe an dem Tempel der Isis über-

überaus prächtige Begräbnisse angelegt. Dahin ließ sie ihren köstlichsten Hausrath, ihr Gold, Silber, und Elfenbein, ihre Edelsteine, und eine grosse Menge wohlriechender Kräuter bringen, gleichsam als wenn sie sich daselbst mit ihrem ganzen Schatze verbrennen wollte. Wie Octavius davon Nachricht erhielte, und besorgte, daß sie in der Verzweifelung hierzu schreiten möchte, so ließ er ihr alle Tage bald durch diesen, bald durch jenen zu erkennen geben, daß sie sich nicht fürchten sollte, weil er gesonnen sey, ihr alle Gnade zu erzeigen. Inzwischen aber näherte er sich der Stadt immer mehr und mehr.

Antonius und Cleopatra werden belagert.

Wie er endlich daselbst anlangte: so schlug er sein Lager bey Hippodromus auf, und machte sich Hoffnung, wegen des heimlichen Verständnisses mit der Cleopatra, worauf er sich mehr, als auf sein Kriegsheer, verließ, ohne Verzug Meister von der Stadt zu werden. Diese List der Cleopatra war dem Antonius unbekannt. Er legte auch den Nachrichten, die man ihm davon ertheilte, keinen Glauben bey, und machte alles vielmehr zu einem tapfern Wiederstand fertig. Er that einen starken Ausfall aus der Stadt, und nachdem er sehr viele von den Belägerern erschlagen: so trieb er sie mit Verlust wieder nach ihrem Lager, und kam also, als ein Sieger, zurücke. Jedoch, dieses war auch die letzte tapfere That, welche er verrichtete. Denn anstatt, daß er sich diesen Vortheil hätte zu Nutze machen, und auf

Letzte mannhafte That des Antonius.

das Betragen der Cleopatra Acht geben sollen: so verfügte er sich bewafnet zu ihr, warf sich zu ihren Füssen, und küßete ihre Hände. Das ganze Schloß ward darauf mit einem Freudengeschrey angefüllet, recht als wenn die Belagerung bereits aufgehoben worden. Cleopatra, welche ihn nur sicher zu machen suchte, richtete gleich ein kostbares Gastmaal an, womit sie den übrigen Theil des Tages und einen Theil der Nacht zubrachten. An dem folgenden Tage setzte sich Antonius für, den Octavius zu Wasser und Lande anzugreifen. Er stellte sein Kriegsheer auf einige Höhen der Stadt, und begab sich selbst an einen andern Ort, um die Flotte zu sehen, welche eben auslief, die Schiffe des Octavius anzugreifen. Er muste aber mit Entsetzen sehen, daß sich der Admiral der Cleopatra, so bald er sich dem Feinde näherte, demselben, nebst der ganzen Flotte, ergab. Hierdurch wurden ihm die Augen geöfnet, daß er die Untreue der Cleopatra merkte. Er eilte daher auch in der grösten Wuth nach dem Schlosse, um sich an ihr zu rächen. Sie aber hatte sich bereits wegbegeben, denn weil sie dieses vorher sahe, und den Zorn des Antonius befürchtete: so hielte sie sich in den Begräbnißen der ägyptischen Könige auf, welche mit Mauren befestiget waren. Sie ließ hierauf dem Antonius wissen, daß sie sich selbst umgebracht hätte. Und da derselbe leichtgläubig war, und sich nicht die Zeit ließ, zu untersuchen, ob diese Zeitung richtig

Seine Seemacht wird dem Octavius übergeben.

tig

tig sey oder nicht: so gieng er in sein Zimmer, und erstach sich mit seinem eignen Schwerdte. Kurz vorher, ehe er den Geist aufgab, kam einer von seiner Leibwache zu ihm, und brachte ihm die Nachricht, daß Cleopatra annoch lebe. Er vergönnte daher, daß man seine Wunden verbinden durfte, und ließ sich an den Ort bringen, wo Cleopatra sich eingeschlossen hatte. Cleopatra wollte, aus Furcht überfallen zu werden, nicht zugeben, daß man die Pforten öfnen sollte, um ihn durch dieselben hineinzubringen, sondern warf aus den Fenstern Ketten und Seile herab, wodurch sie ihn, durch Hülfe ihrer Hofdamen, die sie bey sich hatte, hinauf zog. Kein Anblick hat wol leicht kläglicher seyn können. Antonius ward hinauf gezogen, welcher ganz mit Blut bedeckt, und auf dessen Gesicht der Tod bereits abgemalet war, der aber dennoch seine Augen auf Cleopatra wandte, und derselben noch die Hand zum Abschied reichte. An der andern Seite aber stand Cleopatra, und zog ihn mit eignen Händen zu sich.

Antonius entleibt sich selbst.

Sobald sie ihn hinaufgewunden hatte: so zerriß sie ihre Kleider, schlug sich für die Brust, trocknete das Blut von seinem Gesicht und von seinen Kleidern, und nannte ihn ihren Herrn und Gemahl. Antonius, welcher durch diese Liebkosungen wieder etwas ermuntert ward, und die Königinn in diesen betrübten Umständen sahe, sagte, um sie zu trösten, daß er vergnügt stürbe, da er in ihren Armen den Geist auf-

Kläglicher Zustand des Antonius und der Cleopatra.

aufgeben könnte. Uebrigens schäme er, als ein Römer, sich nicht, von einem andern Römer überwunden zu seyn. Er ermahnte sie hierauf, ihr eignes Leben und ihr Reich zu retten, wenn solches ohne Verlust ihrer Ehre geschehen könnte, zugleich warnte er sie für die Verräther, die an ihrem eignen Hofe und in der Folge des Cäsars wären. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so starb er.

Zu eben derselben Zeit langte der von dem Octavius abgeschickte Proculejus an. Octavius konnte sich der Thränen nicht enthalten, wie man ihm von diesen Begebenheiten Nachricht gab, und das blutige Schwerdt des Antonius darreichte. Proculejus hatte vor allen Dingen gemessenen Befehl, sich der Person der Cleopatra zu bemächtigen, und sie, wo es nur immer möglich wäre, lebendig in seine Gewalt zu bringen. Sie aber wollte sich durchaus nicht in seine Hände liefern, und ließ ihm allein zu, daß er mit ihr ausserhalb des Begräbnißes sprechen durfte, und hörte also seinen Vortrag durch eine Spalte in der Thüre an. Sie redeten lange mit einander. Sie begehrte stets das Reich für ihre Kinder. Er aber ermahnte sie, daß sie sich nur nicht betrüben, sondern zu dem Octavius ein Vertrauen fassen möchte.

Nachdem er sich diesen Ort, so gut als möglich bekannt gemacht hatte, so gieng er von ihr, um dem Octavius von seiner Verrichtung Nachricht zu geben. Dieser fertigte hierauf

den

den Gallus in eben demselben Geschäfte ab, welcher ebenfalls mit ihr durch die Spalte sprach, und mit Fleiß die Unterredung lange fortsetzte. Inzwischen brachte Proculejus eine Leiter an die Mauer an, und kam durch eben dasselbe Fenster hinein, durch welches Antonius war hineingebracht worden. Er stieg hierauf bey der Pforte herunter, wo die Cleopatra mit dem Gallus redete. Wie ihn eine von den eingeschlossenen Damen zuerst erblickte, rief sie aus: O unglückselige Cleopatra, nun bist du in die Hände deiner Feinde gerathen! Cleopatra wandte sich bey diesem Geschrey um, und da sie den Proculejus sahe, wollte sie sich mit einem Dolche umbringen, welchen sie stets an ihrem Kleide hängen hatte. Aber Proculejus lief hinzu, nahm sie in die Arme, und sagte zu ihr, daß sie übel gegen sich selbst und gegen den Cäsar handelte, indem sie ihm dadurch die Gelegenheit benehmen würde, seine Gnade und Güte gegen sie an den Tag zu legen. Hierauf riß er ihr den Dolch aus der Hand, und durchsuchte ihre Kleider, ob sie auch Gift in denselben verborgen hätte.

Cleopatra fällt in die Hände des Octavius.

Cäsar schickte hierauf seinen Freygelassenen, den Epaphroditus ab, mit dem Befehl, sie genau zu bewachen. Er ließ sie auch durch den Proculejus befragen, was sie von ihm verlangte. Hierauf rückte er gegen Alexandrien, wo er die Pforten offen, und die Einwohner in der äussersten Verwirrung fand,

weil

weil dieselben nicht wusten, was sie für ein Schicksaal zu erwarten hätten. Er ließ sie aber bey seiner Ankunft seiner Gnade versichern, worüber die Furcht aufhörte. Inzwischen hatte Proculejus das Verlangen der Königinn ausgeforschet, und erfahren, daß sie nichts anders als die Freyheit begehrte, den Leib des Antonius zu begraben, welches ihr auch vergönnet ward. Sie ließ also ein prächtiges Leichenbegängniß veranstalten, und setzte seinen Leib, nachdem derselbe vorher war balsamiret worden, in das Begräbniß der ägyptischen Könige nieder. Alles dieses scheint die Untreue zu wiederlegen, deren man sie, in Absicht auf den Antonius, beschuldiget. Es kann auch wol seyn, daß alles aus einem blossen Mißtrauen hergekommen, wo man nicht glauben will, daß das betrübte Ende des Antonius die bereits erkaltete Liebe wieder angefeuert.

Ihre Unterredung mit dem Octavius.

So bald die ersten Trauertage vorbey waren: so besuchte Cäsar die Cleopatra in ihrem Zimmer. Sie lag auf einem Bette ohne allen Zierrath. Ihre Haare waren in Unordnung, ihre Augen voller Thränen, ihre Stimme war zitternd, und ihre Brust von den Wunden blutig, welche sie sich selbst gegeben hatte. Nichts destoweniger schienen doch Stralen einer ungemeinen Schönheit herfür, und ob sie gleich halb todt war: so hofte sie doch, diesen Herrn eben so sehr zu bezaubern, wie sie den Julius Cäsar und den Antonius eingenommen

hatte.

hatte. Sobald sie den Octavius sahe, so warf sie sich aus dem Bette zu seinen Füssen; und weil das Zimmer allenthalben mit den Bildnissen des Julius Cäsars angefüllet war: so zeigte sie ihm dieselben, und sagte zugleich, daß dieses die Abbildungen des Mannes wären, dessen Erbe und Nachfolger er in der römischen Herrschaft sey, und von dem ihr das ägyptische Reich geschenkt worden. Hierauf zog sie einige Liebesbriefe hervor, welche Julius Cäsar an sie abgelassen hatte, und las ihm dieselben vor. Sie konnte aber durch alle diese Umstände dennoch den Octavius nicht in ihr Netz ziehen, denn er lies es allein dabey bewenden, daß er sie tröstete, und sie seiner Gnade versicherte. Cleopatra merkte diese Kaltsinnigkeit gleich, und hielt solche für ein übles Zeichen; sie verbarg aber doch ihren Gram, und dankte ihm für seine geneigte Versicherungen. Sie sagte darauf, daß sie ihm zur Erkenntlichkeit alle Schätze in Aegypten überliefern wollte. Sie zeigte und übergab ihm auch wirklich alle Oerter, wo die Schätze verwahrt lagen. Jedoch einer von ihren Schatzmeistern, Namens Seleucus, welcher eben zugegen war, rückte ihr vor, daß sie nicht alles angezeigt, sondern einen Theil des kostbarsten verschwiegen hätte. Cleopatra aber ward durch die unverschämte Aufführung dieses Menschen gegen seine eigne Fürstinn, so sehr erbittert, daß sie ihm verschiedene Schläge ins Gesicht gab. Hierauf wandte sie sich zu

dem

dem Octavius, und sagte: Ist es nicht eine Schande, da ihr selbst mich mit eurer Gegenwart beehret, und in meinen betrübten Umständen tröstet, daß meine eigne Bedienten mich anklagen dürfen, weil ich einigen Weiberschmuck zurücke gehalten, nicht zu dem Ende, mich desselben zu bedienen, sondern eure Schwester Octavia und eure Gemahlinn, Livia damit zu beschenken, auf daß ich durch deren Fürsprache Gnade und eine desto gelindere Begegnung erhalten möge.

Ausfall derselben.

Cäsar freuete sich über diese Rede, weil er daraus schloß, daß sie noch nicht willens sey, zu sterben. Er sagte deswegen, daß sie nach eignem Gefallen mit den Edelgesteinen verfahren möchte, welche sie zurück behalten hätte, und nachdem er sie nochmals seiner Huld und Güte versichert, so gieng er von ihr.

Cleopatra zweifelte aber nun nicht weiter daran, daß Cäsar sie im Triumph zu Rom aufführen würde, und daher entschloß sie sich viel lieber gleich zu sterben, als sich einer solchen Schmach zu unterwerfen. Sie wuste wohl, daß sie von denen, welche man ihr zur Aufwartung gegeben hatte, sehr genau bewacht ward, sie merkte aber auch, daß die Zeit nur kurz, und die Reise des Cäsars nicht

weit

weit mehr hinausgesetzt sey. Deswegen eilte sie, ihr Vorhaben auszuführen. Wie sie Erlaubniß erhalten hatte, ihr Schicksaal bey dem Grabe des Antonius zu beweinen, und solches auch von ihr mit grosser Wehmuth geschehen war, so badete sie sich, und gieng hierauf zur Tafel, nachdem sie bereits vorher Befehl gegeben, ihr eine prächtige Mahlzeit anzurichten. Wie sie gespeiset hatte, so schrieb sie einen Brief an den Cäsar, und wies hierauf alle Leute von sich, ausgenommen zwo Hofdamen, welche sie bey sich behielte. Alsdenn schloß sie die Thüren zu, und legte sich aufs Bette, und begehrte einen Korb, worinn einige Feigen waren, die ihr von einem Bauren gebracht worden. Sie setzte den Korb bey dem Bette, im Augenblick darauf aber sahe man sie gleichsam schlummern, welches die Wirkung von dem Stiche der Schlange Aspis war. Dieselbe lag unter der Frucht versteckt, und hatte sie im Arm gestochen, den sie zu dem Ende ausstreckte. Das Gift war gleich zum Herzen gedrungen, und also gab sie ohne Schmerzen, und ohne, daß es fast jemand merkte, ihren Geist auf. Ihre Aufwärter hatten zwar Befehl, keinen Menschen, oder auch sonst das geringste hinein zu lassen, wo nicht alles vorher aufs genaueste untersucht worden. Aber ein verkleideter Bauer, welcher ein treuer Bedienter der Cleopatra war, spielte seine Rolle so gut, daß man ihn, ohne Bedenken zu der Königinn hinein gehen ließ.

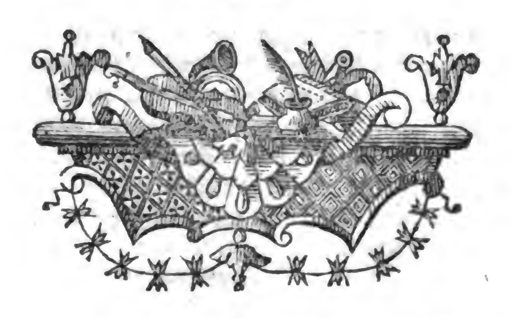
Sie faßt den Entschluß sich umzubringen.

Ihr Tod.

Octavius konnte aus dem Briefe der Cleopatra zur Gnüge abnehmen, daß sie etwas gefährliches im Sinne haben müste, weil sie darinn unter andern begehrte, daß ihr Leib in das Grab des Antonius möchte eingesenkt werden. Deswegen fertigte er sogleich zweene Bedienten ab, diesen Vorsatz zu hindern. Sie hatte aber bereits den Geist aufgegeben, wie diese ankamen. So starb diese berühmte Königinn in dem 39 Jahr ihres Alters, und in dem 22 ihrer Regierung. Sie wird in den Geschichten recht scheuslich abgemahlt, und man hält insgemein dafür, daß alle Laster, als Unkeuschheit, Falschheit, Ungerechtigkeit, Wohllust, Blutgierigkeit und ein unersättlicher Ehrgeitz in ihrer Person vereiniget gewesen. Sie war aber hingegen von der Natur mit einer vortreflichen Leibesgestalt und mit einer grossen Scharfsinnigkeit begabt, und man wuste nicht, ob man mehr ihre Schönheit oder ihren natürlichen Verstand bewundern sollte, woran sie alle ihre Vorfahren übertraf. Was am meisten zu ihrem Ruhme gereicht, war die Liebe zu den freyen Künsten, worinn sie es vielleicht weiter, als irgends ein andres Frauenzimmer zu ihren Zeiten gebracht hatte. Es ist glaublich, daß sie, wenn sie nicht zu solchen gar zu sehr verderbten Zeiten gelebt hätte, auch einen bessern Namen dürfte hinterlassen haben. Aber der ägyptische Hof war so unordentlich, und die vorigen Regenten hatten so böse Beyspiele hin-

Ihre Abbildung.

hinterlassen, daß man nichts anders als etwas höchstlasterhaftes von ihren Nachfolgern erwarten konnte. Die Falschheit, welche sie gegen den Antonius in seinem Unglück bewies, befleckt ihr Leben und ihren Ruhm am meisten, ob es gleich nach meiner Einsicht, noch ungewiß ist, ob sie an den Verrätherenen ihrer Bedienten und Befehlshaber Theil gehabt. Ihr liebreicher Abschied, den sie mit dem Antonius genommen, und ihr gewaltsamer Tod, scheinen diesen Verdacht auszutilgen. Es ist eben so wenig wahrscheinlich, daß Cäsar Octavius den Vorsatz gehabt, sie im Triumph *aufzuführen*, wenn sie es vorher mit ihm überlegt, den Antonius zu verrathen, und ihm das ganze Reich ohne Schwerdschlag zu übergeben. Es scheint, daß der sonst scharfsinnige Plutarch nicht allemal die Eigenschaften der Personen genau genug erforscht, und daß er also nebst andern in diesem Stücke gefehlt habe.



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Anna Bullen.

Herkunft der Annen Bullen.

Diese Fürstinn ist nach der Rechnung des Camdens 1507 aus einem vornehmen Hause geboren worden. Ihr Vater, der Ritter Thomas Bullen, hatte eine Tochter des Herzogs von Norfolk zur Gemahlinn, mit welcher er Anna Bullen zeugte. Dieser Ritter ward zweymal als Ambassadeur nach Frankreich geschickt, und zwar zuerst 1515, und hiernächst zum andernmal 1527. Im Anfange ward er Vicomte von Rochefort, und ferner Graf von Ormond. Er nahm seine Tochter Anna, da sie nur sieben Jahr alt war, mit nach Frankreich, und in dem folgenden Jahr trat sie bey der Königinn in Frankreich, der Gemahlinn Franciscus des Ersten, in Dienste, ob man gleich nicht eigentlich weiß, worinn ihre Aufwartung bestanden. Es ist leicht zu schliessen, daß man bey einem solchem Alter keine sonderlichen Dienste von ihr wird haben erwarten können, und daher ist es glaublich, daß die Königinn von Frankreich dieselbe allein wegen ihrer Schönheit und Artigkeit an ihrem Hofe behalten.

Streitige Nachrichten, wegen

Wegen ihrer Aufführung an dem französischen Hofe, stimmen die Nachrichten nicht mit

mit einander überein. Der berühmte englische Skribent Sanderus, dem viele nachher hierinn gefolgt sind, redet von ihrer Herkunft und Aufführung folgendergestalt. Er sagt: Der König Henrich der Achte hatte sich in ihre Mutter verliebt, welche eine Tochter des Herzogs von Norfolk war, und schickte ihren Gemahl, den Ritter, bloß deswegen als einen Gesandten nach Frankreich, damit er desto freyer mit ihr umgehen könnte. Wie derselbe nach zwey Jahren wieder zurück kam, und seine Frau schwanger fand: so wollte er sich unverzüglich von ihr scheiden lassen, welches aber nicht geschahe, weil der König ihm wissen ließ, daß er der Vater des Kindes sey, und daß er solches verschweigen möchte. Das Kind, welches durch diesen unerlaubten Umgang erzeuget ward, war diese Anna Bullen, welche der Ritter Thomas, ob sie gleich eine Tochter des Königs Henrich des Achten war, dennoch als sein eigen Kind erziehen ließ. Eben dieser Sanderus sagt ferner: Anna Bullen trieb bereits in dem funfzehnten Jahr ihres Alters mit den Bedienten ihres Vaters Unzucht, bis sie von demselben endlich nach Frankreich geschickt ward. Hier hielt sie sich eine Zeitlang in vornehmen Häusern auf, bis sie zuletzt nach Hofe kam. Ihre Aufführung aber war so unordentlich und ausschweifend, daß man sie la Haquenee d'Angleterre nannte: Und da sie auch mit dem Könige Franciscus in genauere Bekanntschaft gerieth: so gab man ihr

ihrer Aufführung in der Jugend.

den Namen la Mule du Roy. Bey ihrer Zurückkunft nach England, ward sie von der Königinn in ihre Dienste aufgenommen, wo sie die Kaltsinnigkeit des Königs gegen die Königinn Catharina merkte, und sich dieselbe so wohl zu Nutze zu machen wuste, daß sie auch den König dadurch in ihr Netz zog. Weil sie aber des Königs Gemüth kannte, und merkte, daß seine Liebe durch ihre Kaltsinnigkeit würde vermehrt werden: so stellte sie sich keusch und kaltsinnig, welches auch die Wirkung hatte, daß der König den Entschluß faßte, sich mit ihr zu vermählen, so bald er nur von der Königinn würde seyn geschieden worden.

Auf solche Art erzählt Sanderus diese Sache. Jedoch andre vernünftige Skribenten haben bey dieser Erzählung sehr viele Anmerkungen gemacht: Theils kann dasjenige, was er beybringt, nicht erwiesen werden. Denn das Buch des Rastalls, welches Sanderus unter dem Titel, Leben des Thomas Morus, angeführt, hat sonst niemand, als er allein, jemals gesehen. Theils streiten auch verschiedene Umstände, die er erzählt, sowol mit der Zeit, als mit dem Alter der Anna Bullen. Das einzige, welches in dieser Erzählung Grund haben kann, ist dieses, daß sie sich kaltsinnig gegen den König gestellt, und denselben dadurch angetrieben, sich mit ihr zu vermählen. Denn es ist wahrscheinlich, daß er im Anfange nicht willens gewesen, die Sache

che so weit zu treiben. Uebrigens verdienet alles, was Sanderus von ihrer unordentlichen Lebensart in Frankreich und England beybringt, nicht den geringsten Glauben. Man hat vielmehr die gröste Ursache zu muthmassen, daß sie sich wohl aufgeführt, weil sie sonst bey zwoen so tugendhaften Prinzeßinnen unmöglich so wohl hätte können gelitten seyn.

Burnet berichtet, daß die Königinn in Frankreich die Anna Bullen einige Jahre bey sich behalten, und daß sie nach dem Tode dieser Königinn, die übrige Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich, bey der Herzoginn von Alencon, einer Schwester Franciscus des Ersten, zugebracht habe. Daß gleich nach ihrer Zurückkunft kein Liebesverständniß zwischen ihr und dem Könige Henrich gewesen, sondern daß der Grund dazu lange nachher geleget worden, als der König bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich von der Königinn Catharina zu scheiden, erhellet auch daraus, weil Anna Bullen damals mit dem Mylord Percey, einem Sohne des Grafen von Northumberland, verlobt war. In dem Jahre 1528 merkte man die ersten Spuren von der Liebe des Königs. Denn in diesem Jahre hat man zweene Briefe von ihr, die sie an den Cardinal Wolsey geschrieben, woraus man sieht, daß der König nicht allein den Entschluß gefasst, sich mit ihr zu vermählen, sondern daß der Cardinal auch Nachricht davon gehabt habe. In dem ersten Briefe findet man diese

Anfang der Liebe des Königs Henrichs gegen Anna Bullen.

 Worte:

Worte: Ich weiß, Mylord, was ihr euch meinethalben für Mühe gegeben. Daher erfordert auch die Dankbarkeit, daß ich euch mehr, als sonst eine Person in der Welt liebe. In dem andern Briefe wiederholt sie eben dieselben Worte, und meldet zugleich, daß sie der Ankunft des päbstlichen Legaten mit Schmerzen entgegen sähe. Denn diesen erwartete man damals, um von demselben die verlangte Ehescheidung des Königs und der Königinn zu erhalten.

Wie man diese Trennung am eifrigsten trieb, und der päbstliche Legat nebst dem Cardinal Wolsey darüber ein Urtheil fällen sollte, so hatte der König die Anna Bullen entfernen lassen, damit man sich nicht an ihrer Gegenwart ärgern möchte. Aber im Jahre 1529 ward sie wieder zurück gerufen, wie man merkte, daß die Unterhandlung wegen der Ehescheidung nicht nach Wunsch ausfallen würde. Einige Skribenten wollen behaupten, daß Anna Bullen über diese Entfernung so misvergnügt geworden, daß sie sich auch nicht weiter am Hofe habe wollen sehen lassen; ja sie wäre kaum durch die Drohungen ihres Vaters dahin zu bereden gewesen, daß sie wieder zum Könige gegangen sey. Burnet aber sagt, daß er davon nichts aufgezeichnet gefunden. Man bemerkt allein, daß die Gewogenheit, welche sie vorher gegen den Cardinal Wolsey getragen, in einen bittern

Haß

Haß verwandelt worden, welches den darauf erfolgten Fall dieses Cardinals nicht wenig befördert.

Wo ja ein Misverständniß zwischen dem Könige und ihr entstanden, so wurden sie doch nun wenigstens wieder vollkommen mit einander ausgesöhnt. Und es traf auch hier ein, was bey dergleichen Zufällen insgemein zu geschehen pflegt. Ihre Entfernung und verstellte Kaltsinnigkeit erhitzte den König desto mehr, und es scheint, daß Anna Bullen diese Kunst vollkommen verstanden. Daß noch einige Jahre verstrichen, ehe der König zu der wirklichen Vermählung schritte, rührte bloß daher, weil er noch immer hofte, durch einen ordentlichen Ausspruch von der Königinn Catharina geschieden zu werden. Inzwischen bahnte er der Anna Bullen den Weg stuffenweise zum Thron. Im Jahr 1532 ließ er sie zu einer Marquise von Pembrock erklären, und kurz darauf vermählte er sich mit ihr. Und weil sie erst einige Zeit nach der Vermählung schwanger ward, so schloß man daraus, daß sie in der vorhergegangenen langen Zeit dem Könige niemals die äusserste Gunst zugestanden habe.

Der König vermählt sich mit ihr.

Im Jahr 1533 brachte sie eine Prinzeßinn zur Welt, die den Namen Elisabeth erhielt, und eben diejenige Fürstinn ist, die nachher mit so grossem Ruhme in England regiert hat. Sie ward gleich nach ihrer Geburt zu einer Prinzeßinn von Wallis erklärt, ob

Geburt der Prinzeßinn

Elisabeth.

ob man gleich dem Könige vorstellte, daß dieses zu früh sey, weil annoch ein Prinz nachfolgen könnte, dem dieser Titel zukäme. Weil aber seiner andern Tochter der Prinzeßinn Maria, welche er mit der Königinn Catharina erzeugt hatte, ehedem eben dieser Titel beygelegt worden, so verlangte er, daß Elisabeth denselben auch führen sollte.

Anfang des Unglücks der Königinn Anna Bullen.

Henrich der achte lebte also eine Zeitlang in einer vergnügten Ehe mit seiner neuen Gemahlinn, der Königinn Anna bis 1536, da die grosse Veränderung vorgieng, welche in den Geschichten so sehr bekannt ist. Man führt insgemein zwo Ursachen an, welche dazu Gelegenheit gegeben haben. Da nämlich der König theils eine neue Liebe zu einer Hofdame der Königinn, der Jane Seymour gefaßt, theils auch auf die Königinn wegen ihrer Untreue eifersüchtig geworden. Es ist wahrscheinlich, daß das letztere eine Folge des erstern gewesen, und daß man die Königinn nicht der Untreue würde beschuldiget haben, wenn eine neue Liebe nicht dazu Anlaß gegeben hätte. Denn sobald die Feinde der Königinn merkten, daß sie nicht mehr so heftig als vorher von dem Könige geliebt ward, so trugen sie kein Bedenken, dieselbe auf alle Art bey dem Könige verdächtig zu machen; Und sie fuhren hierinn um so viel ungescheuter fort, da sie wahrnahmen, daß der König diese Beschuldigungen gerne hörte. So viel ist gewiß, daß der König die Königinn lange nicht

nicht mehr so heftig als zu den vorigen Zeiten liebte. Vielleicht rührte solches daher, weil er bereits seine Begierde durch den langen Besitz desjenigen Gutes gestillt hatte, nach welchem er ehedem mit so vieler Sehnsucht strebte. Vielleicht aber mochte ihm auch die gar zu freye Aufführung der Königinn Anlaß zum Mistrauen gegeben haben, wodurch zugleich bey ihm eine Eifersucht erweckt worden, die er entweder nicht überwinden wollen, oder auch aus dem Sinne zu schlagen nicht vermögend gewesen.

Ursach ihres Falles.

Die Königinn liebte ihren Bruder, den Mylord Rochefort ungemein. Sie haßte aber seine Gemahlinn, weil dieselbe sich mit ihrem Manne nicht vertragen konnte, und überdem verschiedene böse Neigungen hatte. Diese Dame suchte sich deßfalls zu rächen, und war die erste, welche dem Könige widrige Gedanken gegen die Königinn beybrachte, und vorgab, daß dieselbe mit ihrem Bruder, dem Lord Rochefort, auf eine unerlaubte Art umgienge. Der König, dessen Herz bereits durch Jane Seymour eingenommen war, hörte diese Beschuldigung mit Vergnügen an, weil er dadurch ein bequemes Mittel erhielt, seinen Endzweck zu erreichen. Sobald dieses die andern Feinde der Königinn merkten, so unterliessen sie nicht, Oel ins Feuer zu giessen; und erzählten allerhand Historien von der Königinn und ihren Bedienten. Die Feinde der Reformation waren auch die vornehm-

sten und bittersten Feinde der Königinn, weil sie glaubten, daß der König bloß auf ihr Anstiften mit dem Pabst zerfallen sey. Zum wenigsten hielten sie dafür, daß die Königinn dazu Anlaß gegeben. Sie merkten überdem, daß, so lange Anna Bullen lebte, an keinem Vergleich mit dem römischen Stuhl zu denken sey, und hoften daher, daß nach ihrem Tode viel eher ein Mittel könnte ausfündig gemacht werden, den König mit dem Pabst wieder auszusöhnen. Der Herzog von Norfolk trug ein grosses Verlangen, die römische Religion wieder auf den vorigen Fuß gesetzt zu sehen. Er durfte sich solches aber bey dem Könige nicht merken lassen. Sein Eifer, den er in diesem Stücke bewies, sein Ansehen und sein ungemeiner Ruhm, worinn er bey Hofe stand, verursachten, daß man ihn als das Haupt der römischen Partey ansahe. Und man meynt auch, daß er zu dem Fall der Königinn am meisten beygetragen habe.

Es mag indessen durch ihn oder durch andre geschehen seyn: so merkt man, daß der König, durch die Nachrichten, welche er von der Aufführung der Königinn erhielt, zu einer heftigen Eifersucht angereizet worden, und man darf sich um so viel weniger darüber wundern, weil er von Natur hitzig und ungeduldig war.

Beschuldigungen, welche man der Königinn

Man beschuldigte die Königinn, daß sie mit dem Norris, Smeton, Weston und Berreton, ihren Hofjunkern und Bedienten auf eine unzuläßige und vertraute Art umgienge.

Man

Man muß gestehen, daß sie einige freye Geberden an sich hatte, worauf der König nicht so genau Acht gab, so lange er noch kein Mißtrauen gegen sie gefaßt hatte. Wie er aber erstlich anfieng, eifersüchtig zu werden: so ward er dadurch noch mehr in seiner Meynung bestärket. Man darf auch nicht zweifeln, daß ihre Feinde, so bald sie wahrgenommen, daß der König willig war, alles anzuhören, was sie ihm vorbrachten, ihre Worte und Geberden aufs gehäßigste werden ausgelegt haben. Die Eifersucht des Königes äusserte sich aber am deutlichsten bey einem zu Greenwich gehaltenen Caroußel, von welchem er mit einem brennenden Zorn weggieng, ohne daß jemand die Ursache dieses Eifers errathen konnte. Man meynt, daß er daselbst einige Umstände wahrgenommen, welche ihn in seinem Mißtrauen bestärkt, und die von niemand, als von ihm allein, beobachtet worden. Sanderus sagt, daß die Königinn ein Schnupftuch fallen lassen, welches einer von denen aufgehoben, die man eines unzuläßigen Umgangs mit ihr beschuldigte, und damit sein Angesicht abgetrocknet habe. Dieser Skribent aber verdient in diesem Stücke keinen Glauben, weil kein einziger sonst dieses Umstandes gedenkt. Es mag indessen die Sache beschaffen gewesen seyn wie sie will: so ließ der König, so bald er nur von dem Caroußel zurückgekommen war, den Mylord Rochefort, Norris, Smeton, Weston und Berreton in Verhaft nehmen. Zu eben der-

zur Last gelegt.

Die Königinn wird in Verhaft genommen.

derselben Zeit ward auch die Königinn in ihrem Zimmer eingeschlossen, und an dem folgenden Tage nach dem Towr in London gebracht. Ihre Feinde wusten es auch dahin zu bringen, daß der Erzbischof von Canterbury Befehl erhielt, sich in seinem Pallast inne zu halten, damit derselbe keine Gelegenheit haben möchte, zu ihrem Vortheil, mit dem Könige zu reden.

Man darf sich nicht wundern, daß die Königinn durch diese Begebenheit ganz verwirrt worden, und daß sie, weil ihr niemand einen guten Rath ertheilte, den Fallstricken nicht entgehen können, die man ihr gelegt hatte. Wie man sie zum Verhör brachte: so leugnete sie, jemals eine Untreue gegen den König begangen zu haben. Wie man ihr aber einbildete, daß sie von Norris, Smeton, Weston und Berreton selbst beschuldiget worden: so erkühnte sie sich nicht, gewisse Dinge zu leugnen, die unter ihnen vorgegangen waren. Was den Norris betraf: so bekannte sie, daß sie ihm einmal stark zugeredet habe, seine eheliche Verbindung mit seiner verlobten Braut zu vollziehen; und da er geantwortet, daß er eben nicht damit eile; so habe sie darauf versetzt: sie merke wol, daß er hoffte, noch mit ihr selbst, nach dem Tode des Königs, Hochzeit zu halten. Hieraus scheint zu erhellen, daß eine grosse Vertraulichkeit unter ihnen müsse gewesen seyn. Denn sonst kann man nicht begreiffen, wie eine Königinn auf

Ihr Bekenntniß.

eine

eine solche Art mit ihrem Bedienten sollte haben reden können.

Wegen des Musikanten Smetons bekannte sie, daß er niemals österer, als zweymal in ihrem Zimmer gewesen. Wie sie ihn zum letztenmal daselbst gesehen: so habe sie ihn gefragt: warum er so betrübt sey? worauf er die Kühnheit gehabt zu antworten: Meine Betrübniß kann niemals so groß seyn, daß solche nicht durch einen Blick von Ew. Majestät könnte vertrieben werden. Endlich gestand sie auch, daß Weston sich die Freyheit genommen, ihr zu eröfnen, daß er sie liebe.

Bedenken darüber.

Dieses Bekenntniß scheint von grossem Gewichte zu seyn. Man kann aber nicht wissen, ob das Protocoll, woraus man dasselbe genommen, in allen Stücken richtig gewesen. Dieses kann man mit Gewißheit behaupten, daß sie mit einem Könige in Streit verwickelt war, dem die Eifersucht die Waffen in die Hände gegeben, und welcher bereits zu einer andern Person eine feurige Liebe gefaßt hatte. Es kann daher gar leicht geschehen seyn, daß, wenn gleich das Protocoll nicht verfälscht worden, dennoch diejenigen, welche zu diesem Verhör bestellt gewesen, den Worten eine solche Meynung beygelegt, die dem Vorhaben des Königes gemäß war, und daß sie also mehr auf die Deutung, welche sie mit den Worten verknüpften, als auf die Worte selbst, gesehen haben.

Gegen

Gegen den Lord Rochefort ward keine andre Beschuldigung vorgebracht, als daß man einmal wahrgenommen, daß er sich über das Bette der Königinn gelegt hätte. Wie alle diese Männer nach einander zum Verhör gebracht wurden: so antwortete Norris, daß er glaube, die Königinn sey unschuldig, und bey dieser Aussage verharrete er auch bis an seinen Tod. Smeton gestand endlich, daß er dreymal bey der Königinn geschlafen habe, aber sie wurden nicht beyde gegen einander verhört. Er ward auch noch vorher verurtheilt, ehe man über die Königinn ein Urtheil fällete, damit er nicht zu einem Zeugen könnte gebraucht werden. Dieses scheint die Schuld der Königinn sehr zu vermindern. Denn es ist nicht glaublich, daß man aus freyen Stücken ein solches Zeugniß sollte verworfen haben, wenn man dasselbe von einigem Gewichte befunden hätte. Es scheint aber vielmehr, daß man besorgt, Smeton möchte seine Worte wieder zurück ziehen, oder die Königinn möchte ihn zum Lügner machen, wenn man sie beyde gegen einander verhörte. Die andern beriefen sich alle auf ihre Unschuld. Aber dieses war vergebens. Denn sie wurden alle zum Tode verdammet und hingerichtet.

Nachricht, welche Rapin von ihrem Proceß und dem über sie gefällten Urtheil giebt.

Drey Tage nachher stellte man die Königinn und ihren Bruder, den Mylord Rochefort, für das Gericht. Man beschuldigte die Königinn, daß sie mit ihrem Bruder und noch vier andern Personen einen unerlaubten

und

und strafbaren Umgang gehabt, und daß sie den König umbringen wollen. Sie bezeugten zwar beyde, daß sie unschuldig wären, sie wurden aber dennoch zum Tode verdammt, ob man gleich der letzten Beschuldigung nicht weiter erwehnte, weil sie an sich selbst ungereimt war. Das Urtheil war folgendergestallt eingerichtet: Mylord Rochefort sollte enthauptet, und sein Leib in vier Theile getheilet werden; die Königinn aber sollte nach dem Gutbefinden des Königs entweder lebendig verbrannt, oder auch enthauptet werden. Hiermit endigt Rapin seine Erzählung von dieser unglückseligen Königinn. Weil aber dieser Skribent in der Hauptsache trocken und mager ist, und verschiedene Dinge ausgelassen hat, welche eine wahrhafte Abbildung von dieser Königinn machen: so will ich diesen Mangel aus dem Burnet und andern Skribenten ersetzen.

Burnets ausführlichere Nachricht von dieser Sache.

Die unglückselige Königinn befand sich gleich nachher, da man sie in Verhaft genommen hatte, in einem bedaurenswürdigen Zustande, weil sie sich auf die Zuneigung des Königes weiter keine Rechnung machen konnte, und Gefahr lief, Ehre und Leben einzubüssen. Sie schien im Anfange über diese Veränderung nicht sonderlich bekümmert zu seyn, und sagte daher mit lachen, sie glaubte, daß der König ihr nur eine Furcht einjagen wollte. So bald sie aber merkte, daß es Ernst war, so begehrte sie in ihrem Zimmer das Nacht-

mahl zu nehmen, und ließ dabey eine grosse Andacht, und eine völlige Ergebung in den göttlichen Willen blicken. Nichts destoweniger versetzte diese schleunige Veränderung die Königinn in einen solchen Zustand, welchen die Anwesenden vielleicht nicht merkten. Aber die Briefe, welche sie an den König und an die Minister abließ, geben sehr deutlich zu erkennen, daß ihr Gehirn zu gewissen Zeiten verrückt, und die Königinn des Gebrauchs ihrer Vernunft nicht allemal mächtig gewesen. Man bemerkte überdem an ihr, daß sie sich bisweilen sehr andächtig bezeugte, und ganze Ströme von Thränen vergoß, unmittelbar darauf aber ihre Traurigkeit in Scherz und Lachen verwandelte.

Sobald sie erfuhr, daß diejenigen, welche nebst ihr beschuldiget waren, nach dem Towr gebracht worden: so urtheilte sie gleich, daß sie weiter nichts hoffen könnte, und daß man sie ebenfalls auch dahin bringen würde, welches auch an dem andern Tage ihres Arrestes, geschahe. Wie sie nahe an dem Revier war, worüber sie sollte geführt werden, so traf sie einige vornehme Herren an, welche ihr die Ursache ihres Falles zu erkennen gaben. Sie berief sich auf ihre Unschuld, und verlangte mit dem Konige zu reden. Dieses aber war es eben, welches man ihr durchaus nicht verstatten wollte. Wie sie in den Towr gekommen war, so fiel sie auf die Knie, und rief GOtt zum Zeugen ihrer Unschuld an.

Man

Man verordnete, daß ihre Anverwandtin, die Frau Bollen, sich bey ihr in ihrem Schlafgemach aufhalten muste, welche der Königinn heimlich feind war. Diese Dame munterte die Königinn auf, von allerhand Dingen zu reden, um dadurch wegen dieser oder jener Sache ein Bekenntniß von ihr heraus zu locken; und säumte sodann nicht, dem Könige von allem, was geredet worden, unverzüglich Nachricht zu geben. Es scheint, daß die Königinn damals verschiedenes gesprochen, welches zu einem Verdacht Anlaß geben konnte. Weil sie aber in dieser Verwirrung selbst nicht wuste, was sie that, so konnte man auch auf ihre Worte nicht bauen.

Ihre Verwirrung des Verstandes.

Wie man ihr sagte, daß sie von dem Norris und dem Musikanten Smeton der Untreue gegen den König beschuldiget worden: so fiel sie auf die Knie, und rief mit Thränen aus: HErr JEsu, erbarme dich über mich! gleich darauf aber brach sie in ein lautes Gelächter aus. Sobald dieser Anstoß überstanden war: so begehrte sie, daß man das Sacrament bey ihr lassen möchte, damit sie ihre Andacht dadurch unterhalten könnte. Sie sagte ferner zu dem Gouverneur des Kasteels, daß sie jederzeit eine treue Gemahlinn des Königes gewesen, und daß sie von allen Beschuldigungen frey sey, die man ihr vorgeworfen habe. Hierauf fieng sie an, laut zu schreyen: O Norris! hast du mich beschuldiget?

Nun bist du auch gefangen, wie ich. Wir müssen beyde sterben. Und Smeton ebenfalls. Wie sie dieses gesagt hatte: so besorgte sie, daß man sie in ein schlimmes Gefängniß bringen möchte. Sie beklagte daher das Unglück, welches ihr und ihrer Mutter begegnete, und erkundigte sich, ob sie ohne Recht und Urtheil sterben sollte. Man ertheilte ihr darauf die Antwort: Weil dem geringsten Unterthan niemals die Gerechtigkeit versagt würde: so hätte sie um so viel weniger Ursache daran zu zweifeln. Der Fall dieser unglückseligen Königinn verursachte, daß der ganze Hof ihr alsobald den Rücken wandte, und die Jane Seymour anbetete, welche der König wieder auf den Thron erheben wollte. Der einzige Erzbischof Cranmer, wollte oder konnte die Beschuldigungen nicht glauben, womit man die Königinn belegte, weil er ihr verbunden war, und überdem von ihrer Tugend und Unschuld sehr vortheilhafte Begriffe hegte. Er wagte es daher, einen Brief an den König abzulassen, worinn er dieselbe zu entschuldigen suchte, ob er gleich hierinn ungemein behutsam verfuhr, um den hitzigen König nicht zu erzürnen. Aber der Brief hatte keine Wirkung. Denn die Eifersucht, und die neue Liebe hatten den König dergestalt eingenommen, daß alle Vorstellungen vergebens waren. Die Sache hatte also ihren Fortgang, und die vier Personen, welche ich bereits

reits angeführt habe, wurden zum Tode verurtheilet.

Das Verhör, welches endlich über die Königinn und ihren Bruder, den Mylord Rochefort gehalten ward, wird mit folgenden Umständen erzählt. Nachdem sie beyde für Gericht geführt, und die Puncten, deren man sie beschuldigte, verlesen worden, so hob die Königinn ihre Hände gen Himmel, und läugnete alles, was man ihr vorwarf. Ihr Bruder that eben dasselbe, und hierauf antwortete sie mit grosser Gemüthsfassung, auf die vorgelesenen Beschuldigungen. Der Musikant Smeton war der einzige, welcher wirklich etwas bekannt hatte. Ich habe aber bereits gezeigt, daß man sich seines Zeugnisses nicht bedienen, und ihn mit der Königinn zugleich für Gericht stellen wollte. Das einzige also, was man anführen konnte, um die Königinn für schuldig zu erklären, war die Aussage einer bereits verstorbenen Frauen, welche diese Beschuldigung von dem unerlaubten Umgange der Königinn mit ihrem Bruder mit einem Eyde bestätiget hatte. Auf diesen Eyd gründete man demnach das Urtheil, daß Mylord Rochefort enthauptet, und die Königinn gleichfalls ihren Kopf verlieren, oder auch verbrannt werden sollte.

So hart auch dieses Urtheil war, so konnte dennoch der König dadurch nicht zufrieden gestellet werden. Er wollte auch durch einen richterlichen Ausspruch seine Ver-

mählung mit der Königinn vernichtet, und die junge Prinzeßinn Elisabeth für ein unrechtmäßiges Kind erklärt wissen. Um dieses ins Werk zu setzen, führte man ihre alte Verbindung mit dem Mylord Percey an. Weil man aber hiermit nicht durchkommen, und keinen Beweis von einer wirklich vollzogenen Verbindung aufbringen konnte, so suchte man die Königinn theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, daß sie beym Leben sollte erhalten werden, zu bewegen, solche Verbindung zu gestehen, welches diese unglückselige Prinzeßinn auch in ihrer Verwirrung that; und öffentlich gestand, daß die mit dem Könige eingegangene Vermählung in dieser Absicht unrechtmäßig und ungültig sey. Auf dieses Geständniß gründete man nachgehends das Urtheil, wodurch die Ehe des Königs mit der Königinn völlig aufgehoben ward.

Diese beyden Urtheile stritten offenbar mit einander; und eines von beyden muste nothwendig falsch seyn. War die Ehe des Königs und der Königinn ungültig, so kann man die Königinn nicht beschuldigen, daß sie die Ehe gebrochen habe, weil sie keine Gemahlinn des Königs Henrich des achten war. War aber die Vermählung gültig, so war die Ehescheidung unrechtmäßig. Man sieht also daraus, daß der König sich durchaus von ihr scheiden wollen, auf welche Art es auch immer geschehen mochte.

Zwey

Zwey Tage nachher, als dieses geschehen war, machte man zur Hinrichtung der Königinn Anstalt. Sie überlegte den Abend vorher alles sehr genau, was sie in ihrem ganzen Leben begangen hatte, und da sie sich erinnerte, daß sie sich gar zu hart gegen die Prinzeßinn Maria, welche aus der erstern Ehe des Königes erzeugt war, bewiesen hatte, so ließ sie die Gemahlinn des Commendanten zu sich rufen, und bat dieselbe, daß sie sich auf einen Stuhl niederlassen möchte. Sodann fiel sie für dieselbe auf die Knie, und begehrte von ihr mit thränenden Augen, daß sie sich zu der Prinzeßinn Maria begeben, für dieselbe eben so, wie sie itzt thue, niederknien, und in ihrem Namen bitten sollte, daß dieselbe ihr um GOttes willen das harte Verfahren vergeben möge, welches sie bisher gegen die Prinzeßinn bewiesen. Und wie dieses geschehen war, so gab sie sich einigermassen zufrieden, und sagte, daß sie einen Stein vom Herzen abgewälzet hätte. Maria aber ließ sich doch durch diese Reue eben nicht sonderlich bewegen, denn die Folge der Geschichte zeigt, daß sie das Unrecht niemals vergessen können, welches ihr ehedem ihrer Meinung nach, erwiesen worden.

Einige Umstände, vor der Hinrichtung der Königinn.

Burnet sagt, daß man aus dieser Zärtlichkeit des Gewissens, welche die Königinn in diesem Stücke blicken ließ, das von keiner so grossen Wichtigkeit als die andern war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen könne, daß wenn sie sich grösserer Laster bewust gewesen

wäre, so würde sie solche nicht in den letzten Augenblicken ihres Lebens geläugnet, und ihre Unschuld nicht mit solchem Eifer vertheidiget haben. Man kann aber dagegen einwenden, daß der Fehler, welchen sie in Absicht auf die Prinzeßinn Maria begangen, nichts schimpfliches bey sich habe, dahingegen die andern Dinge, deren man sie beschuldigte, ihre Ehre betrafen. Zu geschweigen, daß ihr viel daran gelegen war, die Prinzeßinn Maria zu besänftigen, damit dieselbe sich nicht an ihrer Tochter, der Elisabeth rächen möchte, wie dennoch nachher geschahe. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um dadurch die milden Gedanken zu schwächen, welche man etwa von dieser Königinn haben möchte, sondern ich will nur bloß dadurch zeigen, daß man aus diesem Umstande ihre Unschuld nicht beweisen könne. In dem letzten Briefe, welchen sie an den König abgehen ließ, dankte sie demselben für die vielen Wohlthaten, welche er ihr erwiesen. Sie bedient sich unter andern auch dieser Ausdrücke, daß der König sie aus einem geringen Stande auf den Thron erhoben, und da er ihr auf der Welt keine höhere Ehrenstelle einräumen können, so habe er ihr nun eine Stelle unter den Heiligen im Himmel geben wollen. Sie endigte diesen Brief dadurch, daß sie nochmals ihre Unschuld bezeugte, und seiner Sorgfalt die mit ihm erzeugte Tochter Elisabeth aufs nachdrücklichste übergab.

Die

Die letzte Unterredung, welche sie mit dem Commendanten des Kasteels hielte, ist sehr seltsam. Sie ließ denselben zu sich rufen, um ihm zu eröfnen, daß sie sehr betrübt darüber sey, daß ihre Hinrichtung nicht eher als des Nachmittags geschehen sollte, weil sie nichts so sehr, als eine baldige Erlösung wünschte. Sie sagte zugleich, sie habe gehört; daß der Scharfrichter ein geschickter Mann sey, der sein Handwerk verstehe. Sie hätte auch nur einen kleinen Hals, welcher leicht könnte abgehauen werden. Wie sie dieses sagte, so fühlte sie ihren Hals an, und brach in ein lautes Gelächter aus. Diese seltsame Unterredung findet man in einem Briefe, welchen der Commendant des Kasteels damals an einen gewissen Herrn abgelassen hat. Der Brief wird mit diesen Worten beschlossen. Ich habe sehr viele Personen, sowol männlichen als weiblichen Geschlechts hinrichten gesehen, aber niemals habe ich gesehen, daß sich jemand ein solches Vergnügen daraus gemacht, zu sterben, als diese Königinn.

Ihre letzte und seltsame Unterredung mit dem Commendanten des Kasteels.

Den 19 May 1536 ward sie kurz vor Mittag nach dem Richtplatze geführt. Es waren sehr viele vornehme Herren zugegen, um die Vollziehung des Urtheils mit anzusehen. Die Königinn redete nur sehr wenig, und wollte niemanden beschuldigen, daher be-

Ihre Hinrichtung.

berührte sie die Ursache ihrer Verurtheilung gar nicht. Sie sagte allein, daß sie stürbe, weil sie durch die Landesgesetze zum Tode verurtheilet worden. Sie bat GOtt, daß er den König segnen wolle, der ein gnädiger und gelinder Herr sey, und ihr sehr viel gutes erzeigt habe. Hierauf nahm sie von der Versamlung Abschied, und begehrte von den' Zuschauern, daß dieselben für sie beten möchten. Endlich empfohl sie GOtt ihre Seele, und legte den Kopf auf den Block, welcher gleich durch einen geschickten Scharfrichter abgehauen ward, den man deswegen von Calais kommen lassen. Ihr entseelter Körper ward in einer nahe bey dem Kasteel oder dem Towr in London belegenen Kapelle begraben.

Mylord Rochefort und die andern angeklagten Personen wurden hierauf auch hingerichtet, und alle enthauptet. Smeton allein ward gehangen. Man sagte allenthalben, daß er verführt worden, die Königinn zu beschuldigen, und daß man ihm zu einer Vergeltung Gnade versprochen. Man habe aber nachher nicht rathsam befunden, ihn leben zu lassen, weil er mit der Zeit alles hätte offenbaren können. Dem Norris bot man allerhand Vortheile an, wenn er gestehen wollte, daß die Sache, deren man ihn beschuldigte, sich also verhielte. Aber er war unbeweglich. Er sagte vielmehr öffentlich, daß er lieber tausendmal sterben, als nur ein einzigmal jeman-

den

den durch eine falsche Beschuldigung beleidigen wollte.

Burnets Bedenken über diese Königinn.

So starb Anna Bullen, welche verschiedene streitige Urtheile über sich hat müssen ergehen lassen. Burnet redet folgendergestalt von ihr: Anna Bullen war gar zu frey, und es ist daher wahrscheinlich, daß die verurtheilten und hingerichteten Personen durch dieses gar zu freye und muntre Wesen verführt worden, unbedachtsame Unterredungen mit ihr zu halten. Denn man kann sonst nicht begreiffen, wie dieselben sich hätten unterstehen dürfen, einer regierenden Königinn eine Liebeserklärung zu thun, wenn sie nicht durch ihre freyen Reden, und durch ihre Aufführung selbst dazu Gelegenheit gegeben hätte. Einige haben geglaubt, daß eine solche unanständige und freye Aufführung bloß als eine Wirkung ihres aufgeräumten Gemüths anzusehen sey, ohne daß solche von weiteren Folgen gewesen, daß sie also sich selbst ihr Unglück zugezogen, ohne es jedoch verschuldet zu haben. Einige haben den König einer Grausamkeit und Tyranney beschuldiget, weil er eine Königinn auf eine so schmälige Art hinrichten lassen, von deren Keuschheit er in den fünf Jahren, die vor ihrer Vermählung vorhergegangen, so viele Proben gehabt. Andre aber haben den König in diesem Stücke entschuldigen wollen.

So

Gedanken des Verfassers von dieser Sache.

So urtheilet dieser berühmte Geschichtschreiber von dieser Sache. Mich dünkt, daß man ohne partheyisch zu seyn behaupten kann, daß der König nach solchen Merkmaalen und Beweisen Ursache haben können, einer Königinn, die er aus dem Staube erhoben, mit Verachtung und Kaltsinnigkeit zu begegnen. Ja daß er auch vielleicht wirklich Grund haben können, sie wegen einer ihm bewiesenen Untreue in Verdacht zu ziehen. Wenn er derselben also seinen weitern Umgang entzogen, und ihr den Hof verbieten lassen, so hätte dieses Verfahren ganz wohl können entschuldiget werden. Daß sie in den fünf Jahren, welche vor ihrer Vermählung vorhergegangen, so grosse Proben einer strengen Keuschheit gegeben, solches ist nicht hinlänglich, das nachher gegen sie gefaßte Mistrauen auszulöschen. Der König konnte vielmehr daraus abnehmen, daß sie die Kunst gewußt, sich zu verstellen, um ihn desto eher ins Netz zu ziehen, und sich den Weg zum Thron desto gewisser zu bahnen. Aber die Königinn des Landes, auf einen blossen, obgleich wohlgegründeten Argwohn öffentlich durch die Hand des Scharfrichters hinrichten zu lassen, das ist eine That, welche niemals und auf keine Art kann entschuldiget werden. Was man dem Könige am meisten bey dieser Sache vorrücken kann, ist die Unordnung des Processes, die neue Liebe, welche er zu der Jane Seymour gefaßt, und die Eilfertigkeit, welche er

er in der Vollziehung seiner Vermählung mit derselben blicken ließ, die gleich an dem Tage nach der Hinrichtung der beschuldigten Königinn erfolgte. Denn diese Aufführung hat die Sache Henrichs des achten sehr verschlimmert, und den Vertheidigern der Anna Bullen Gelegenheit gegeben, ihre Unschuld durch wichtige Gründe zu vertheidigen.



Ver=

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Nachdem ich also das merkwürdigste aus den Geschichten dieser beyden Königinnen beygebracht: so ist annoch übrig, daß ich zeige, in welchen Stücken sie einander ähnlich gewesen, und in welchen Umständen sie nicht mit einander überein gestimmt haben. Was die Geburt betrift: so kann Anna Bullen mit der Cleopatra nicht verglichen werden, weil die letzte aus einem alten und mächtigen königlichen Hause herstammte, die erste aber sich nur einer blossen adelichen Herkunft rühmen konnte. In Absicht auf die Gemüthsgaben war der Unterscheid gleichfalls sehr merklich. Die Cleopatra kann man unter die grossen Geister der damaligen Zeiten rechnen. Ihr natürlicher Verstand war durch die Wissenschaften, und eine herrliche Erziehung geschärft. Sie war nicht nur in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit wohl geübt, sondern redete auch verschiedene Sprachen. Anna Bullen scheint im Gegentheil gar nicht aufgeklärt, sondern vielmehr, wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt, eine einfältige Gans gewesen zu seyn. Und man muß also die List, welche sie blicken ließ, den König Henrich ins Netz zu ziehen, vielmehr der Unterweisung ihrer Mutter, als ihrer eignen Klugheit zuschreiben. In der Leibesgestalt hat Cleopatra gleichfalls den Vorzug. Denn ob sie gleich beyde schön waren: so ward doch die ägyptische Königinn als ein Meisterstück der Natur angesehen, da hingegen noch sehr viele andre

andre der Anna Bullen an Schönheit ähnlich waren.

So sehr aber die erste die andre an Tugenden und andern Vorzügen übertrift: so sehr übergeht sie dieselbe auch in Absicht auf die Laster. Beyde werden der Unkeuschheit beschuldiget. Cleopatra kann unter die unkeuschesten Weiber gerechnet werden, die in den Geschichten zu finden sind. Die Aufführung der Anna Bullen aber ist zweydeutig. Die Urtheile, welche man über ihr Verhalten an dem französischen Hofe gefället, sind von verschiedenen unparteyischen Skribenten unrichtig befunden worden. Und es ist noch nicht ausgemacht, ob die Beschuldigung, daß sie die ihrem Gemahl geschworne Treue in ihrem Ehestande gebrochen, gegründet gewesen. Man bemerkt aber dennoch, dieser Ungleichheit ungeachtet, verschiedene Dinge, worinn sie einander ähnlich gewesen. Beyde wurden wegen ihrer vortreflichen Leibesgestalt und Schönheit zu dem grösten Glücke, und zur höchsten Stuffe erhoben, deren man hier auf der Welt fähig ist. Cleopatra wäre nicht eine regierende Königinn über Aegypten und so viele andre Länder geworden, wenn sie nicht durch ihre ungemeine Schönheit den Antonius bezaubert, und Anna Bullen wäre ohne eben dieses Mittel nimmermehr die Gemahlinn eines grossen Königes geworden. Die Schönheit war das Netz, wodurch der Fang geschahe, ob gleich dasselbe nicht auf einerley Art gestellt ward. Die erste lockte ihren Liebhaber, indem sie ihr Angesicht bloß gab, und sich in allen Reizungen zeigte; die andre verdoppelte die Liebe des Königs, da sie ihr Angesicht verbarg, und ihm stets den Rücken wandte. Die streitige Aufführung beyder Königinnen hatte doch

doch eine gleiche Wirkung, weil sie gegen Liebhaber von verschiedenen Gesinnungen muste eingerichtet werden, da ein jeder auf eine besondere Art wollte gewonnen seyn. Beyde erlangten also durch verschiedene Wege einen Endzweck. Man kann daher nicht sagen, welche von beyden in diesem Stücke die gröste Fähigkeit blicken lassen, und nach welcher sich das Frauenzimmer, welches sich auf eben dieser Farth befindet, als nach einem Kompaß, am sichersten richten könne. Es ist wahrscheinlich, daß Cleopatra, wenn ihr Liebhaber wie Henrich der Achte gesinnet gewesen, sich eben so wild wie Anna Bullen würde bezeugt haben, und daß die letzte, wenn sie den Antonius gewinnen wollen, eben so frey, wie Cleopatra, würde gewesen seyn. Wenn man aber glaubt, daß sie beyde eine gleiche Fähigkeit blicken lassen, sich den Sieg zu erwerben: so muß man dennoch gestehen, daß Cleopatra sich den erlangten Vortheil besser zu Nutze zu machen gewust habe. Denn sie bediente sich eben desselben Mittels, den Antonius in ihrem Netze zu behalten, welches sie ehedem angewandt, ihn zu bestricken. Anna Bullen aber vergaß die Anweisung ihrer Mutter gar zu bald. Daher brachen die Glieder, aus denen die Kette mit so vieler Kunst zusammengesetzt war, das Thier kam wieder auf freyen Fuß, und rächete seine Gefangenschaft durch den Untergang derjenigen, die ihn ins Netz gezogen hatte. Man kann daher auch von ihr sagen, was die Carthaginenser von dem Hannibal urtheilten, daß er zwar zu siegen wisse, aber nicht gelernt habe, die Früchte des Sieges einzuerndten.

Es ist noch ein Umstand übrig, worinn diese beyden Königinnen einander ähnlich sind, und weßfalls sie mit einigem Rechte haben können hier zusammen gefügt werden. Solcher betrift das betrübte Ende, welches beyde genommen haben. Denn die erste tödtete sich selbst aus Verzweifelung, und die andre ward durch die Hand des Scharfrichters hingerichtet. Man kann das Ende dieser beyden Fürstinnen, und insonderheit der Anna Bullen nicht ohne Bewegung lesen; dieselbe verdiente ihrer Frömmigkeit und angenehmen Umgangs halber mehr Liebe als Haß, und konnte daher auch keine andre Feinde haben, als welche ihr Glück beneideten. Da sich im Gegentheil Cleopatra wegen ihres Hochmuths, wegen ihrer Grausamkeit und Falschheit bey vielen verhaßt gemacht hatte.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Sigbritt und Chioßa.

Einleitung.

Die Alten haben unstreitig recht, wenn sie behaupten, daß die Geburt uns zu Menschen, die Unterweisung aber und eine kluge Erziehung zu vernünftigen Menschen mache; so wie man durch die Gesetze ein Bürger, durch den Unterricht aber ein nützlicher Bürger wird. Natura nos homines, ſed doctrina reddit humanos, vt Lex Ciues, ſed ſchola ciuiles. Der Mensch ist einem rohen und noch nicht ausgearbeiteten Marmor ähnlich, den man schleiffen und zubereiten, und zu den Gestalten, die man ihm geben will, bequem ma-

Nothwendigkeit der Unterweisung in allerhand Künsten und Wissenschaften.

machen muß. Die gesunde Vernunft zeigt die Nothwendigkeit, einer guten Erziehung, und überführt zugleich diejenigen ihres Irrthums, welche glauben, daß die Studien und Wissenschaften einen sehr geringen, oder gar keinen Nutzen schaffen. Die Erfahrung giebt gleichfalls zu erkennen, daß wenn man gute Köpfe durch die Unterweisung schärft und aufmuntert, dadurch nicht nur nützliche Glieder, sondern auch solche Männer können hervorgebracht werden, die einer Societät zu einer wahren Zierde gereichen.

Es ist aber dennoch hierbey folgendes zu merken. Obgleich, wenn eine so edle Frucht soll zu Stande gebracht werden, beydes erfordert wird, und die Natur sowol als die Kunst dazu mitwirken muß, so hat dennoch die Natur den grösten Antheil daran, ja man kann sagen, daß dieses fast allein ein Werk der Natur sey, und daß die Kunst hierbey nur die Stelle eines Handlangers vertrete, und der Natur bloß Hülfe leiste. So wenig aus einer untüchtigen Materie, so viel dieselbe auch geschliffen wird, und was man derselben auch für eine

Die Natur übertrift die Kunst.

Gestalt giebt, etwas vollkomnes kann verfertiget werden, so wenig in der Arzneykunst alle vorgeschriebene Mittel helfen, wenn die Natur nicht mit wirket, so wenig in der Musik die Kunst etwas auszurichten vermögend ist, wenn die natürliche Stimme fehlet, so leisten auch Schulen und Unterweisungen einen sehr geringen oder gar keinen Nutzen, wenn die Gaben der Natur mangeln. Alsdenn heißt es mit Recht, Ex nihilo nihil fit. Aus nichts wird nichts. Hierauf gründet sich der widrig und seltsam scheinende Satz des Socrates, welcher in dem ersten Gespräche des Aeschines abgehandelt wird, daß man die Tugend und Geschicklichkeit nicht lehren könne?

Da also die Sache von einer solchen Beschaffenheit ist, so müssen Regenten und andre, welche einer Societät vorgesetzt sind, zwar nicht versäumen, von der Erziehung und Gelehrsamkeit derjenigen Nachricht einzuziehen, welche sie zu dieser oder jener Verrichtung gebrauchen wollen; sie müssen aber hauptsächlich die Gaben erforschen, welche ihnen von der Natur verliehen worden. Vielleicht wendet man ein, daß es sehr schwer

fallen

fallen dürfte, davon zuverläßige Nachricht zu erhalten. Ich habe aber bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeigt, wenn man gewisse Pflanzschulen und Seminaria bloß zu dem Ende aufrichtete, um die Eigenschaften der Jugend zu erforschen, und zu untersuchen, worinn die Stärke eines jeden insonderheit bestehe, so würde ein einziges Seminarium, daß auf solche Art eingerichtet wäre, wenn gleich die Wissenschaften daselbst nicht getrieben würden, dennoch dem Staat weit nützlicher seyn, als hundert andre Schulen. Denn man könnte daraus die herrlichsten Materialien zu Staatsgebäuden entlehnen, und es würde niemals an geschickten Männern fehlen, die Aemter zu besetzen. Mancher Handwerksbursch, welcher auf der Werkstatt sitzt, und arbeitet, kann alle Eigenschaften besitzen, die zu einem grossen General erfordert werden. Weil er aber seine eigne Stärke nicht kennt, und seine Naturgaben auch von andern nicht untersucht worden, so ist und bleibt er ein schlechter Handwerksbursch, oder ein solcher Mensch, von dem man glaubt, daß er weiter nichts nützliches an sich

Nothwendigkeit, die Naturgaben zu erforschen.

habe, als die Hände und Finger, da doch in ihm ein Eugen, ein Marlborough, ein Turenne, ein Conde verborgen, und gleichsam begraben seyn kann. Mancher, dessen tägliche Verrichtung bloß darinn bestehet, daß er in der Kirche Amen sagt, und den Gesang anfängt, und endiget, könnte, wenn man ihn auf einen andern Schauplatz versetzte, der gröste Staatsminister werden, und mancher, der allein dazu gebraucht wird, daß er die Jugend im Schreiben unterrichtet, und selbst glaubt, daß er zu keiner wichtigern Verrichtung tüchtig sey, könnte, wenn man ihn nur eine kurze Zeit übte, ein Orakel in einer Rathsstube werden, und mit grossem Ruhm in einem Gerichte die Oberstelle behaupten. Wer sollte wol nach dem Ausspruche eines sinnreichen Schriftstellers jemals gedacht haben, daß zu der Zeit, da ganz Europa sich für die Macht des österreichischen Hauses fürchtete, in der Sorbonne ein junger Schüler verborgen sey, der den Grund dieser grossen Herrschaft untergraben, und solche zum Wanken bringen würde. Man sieht aber doch, daß dieses in der Person des

Es liegt mancher grosser Geist verborgen.

Car=

Cardinals Richelieu geschehen sey, und wer weiß, wo irgends noch zu diesen Zeiten unter dem Schulstaub ein junger Schulknabe verborgen liegt, der bestimmt ist, eine Ruthe für Frankreich zu werden, noch ehe zwanzig Jahre vergehen.

Regeln, welche die Erforschung der Naturgaben betreffen.

Bey der Untersuchung solcher Naturgaben kann man folgende Regeln in acht nehmen. Wenn man bey einer Person, die weder Erziehung noch Unterweisung genossen, einen starken Begrif, eine grosse Achtsamkeit und Behutsamkeit, ein bey allen plötzlichen und gefährlichen Zufällen gleich gesetztes und unverändertes Wesen, wie auch eine mit Kaltsinnigkeit vermischte Tapferkeit wahrnimt: so kann man sicher glauben, daß in seinem solchen Menschen ein Metall verborgen sey, woraus ein General kann gebildet werden; ja daß er nach der Uebung von einigen Monaten mit weit grösserem Ruhme ein Kriegsheer würde anführen können, als ein andrer, der alle Stuffen durchgegangen. Denn ob ihm gleich einige Dinge fehlen, die aus der Uebung und Erfahrung allein müssen erlernet werden: so besitzt er doch die wich-

tigsten Stücke, welche andre, die von einer Ehrenstelle zur andern erhaben worden, sich niemals erwerben können. Man kann sowol in der Wissenschaft als in der Ausübung derselben erfahren seyn, und dennoch nicht dahin gelangen, daß man sich vor andern hervorthue, wo nicht die Natur den Samen so herrlicher Früchte ausgestreuet. Man kann auch von einem General behaupten, was man von den Dichtern zu sagen pflegt, daß dieselben gebohren, nicht aber durch die Kunst gebildet werden, nascuntur, non fiunt. Es kann ein Kriegsmann alle Wissenschaften besitzen, die man von ihm erfordert. Wenn es ihm aber an Munterkeit und Muth fehlt, solche in Uebung zu bringen, so ist er nur ein schlechter General. Hannibal hörte einmal einen grossen Weltweisen öffentlich von dem Amte und der Pflicht eines Feldherrn reden. Deswegen aber hielte er dennoch diesen Mann nicht für geschickt, ein Kriegsheer anzuführen, und würde also das Commando lieber einem unerfahrnen Bürger oder Bauer anvertrauet haben, bey dem er nicht so viele Wissenschaft, aber eine grössere natürliche Geschicklichkeit

Naturgaben, die zu einem General erfordert werden.

keit wahrgenommen. Einem andern fehlt es oft so wenig an Wissenschaft als an Naturgaben, aber er weiß diese Vorzüge nicht zu allen Zeiten noch bey allen Gelegenheiten recht anzuwenden. Er kann das Amt und die Pflicht eines Generals bis auf den geringsten Umstand kennen, er kann tapfer, und an Erfindungen fruchtbar seyn, er kann einen schnellen Begrif und einen grossen Verstand haben, ja er kann alle Eigenschaften besitzen, die von einem solchen Manne erfordert werden; wenn aber seine Tapferkeit nicht mit Kaltsinnigkeit vermengt ist, wenn er nicht bey einem hitzigen Treffen, und bey einer plötzlich einbrechenden Gefahr bey seiner vorigen Gemüthsfassung beharret, und sich dadurch in seinen gemachten Anordnungen nicht irre machen läst, so ist er nicht zu dieser Stelle aufgelegt. Ein gewisser Kayser machte davon folgende Probe. Es verlangte ein fremder Gesandter Audienz, welcher sich stets mit seiner Klugheit und Tapferkeit sehr groß machte, und andre mit Verachtung ansahe. Der Kayser war damals in der Belagerung einer Stadt begriffen, und ertheilte dem Gesandten

in seinem Zelte eben zu der Zeit Gehör, da die Stadt aufs heftigste sollte angegriffen werden. Der ruhmräthige und grossprecherische Gesandte, aber ward ganz verwirrt in seiner Rede, da die Kugeln anfiengen, ihm um die Ohren zu sausen, und man konnte daraus abnehmen, daß er aller seiner grossen Vorzüge ungeachtet, welche er zu besitzen glaubte, nichts weniger als einen General vorstellen konnte. Denn wenn er gleich auch alle Eigenschaften eines Generals wirklich besessen hätte; so konnte er sich doch derselben nicht zu der Zeit bedienen, da solche am nöthigsten erfordert wurden. Wenn eine Maschine oder eine Uhr nicht eben so richtig bey bösen als bey gutem Wetter geht, so kann man sie nicht als ein Meisterstück ansehen, wenn sie gleich sonst noch so künstlich und sauber ausgearbeitet worden. Und eben so wenig kann man jemanden den Namen eines Generals beylegen, wenn er entweder die dazu erforderlichen Stücke nicht zu allen Zeiten und an allen Orten auszuüben, und anzuwenden vermögend ist, oder wenn ihm auch nur ein einziges von allen fehlet. Denn auf diese Art ist ein

sol-

solcher Mann jenem Commendanten ähnlich, der zwar in dem Kriegswesen eine grosse Erfahrung besaß, aber den Fehler hatte, daß er den Geruch des Pulvers nicht ertragen konnte. Ein vollkommner Feldherr, welcher alle vorher angeführte Eigenschaften besitzt, und solche zu allen Zeiten und bey allen Zufällen in seiner Gewalt hat, ist ein Meisterstück, welches ein ganzes Jahrhundert kaum zuwege zu bringen im Stande ist. Und weil die Natur allein ein solches Meisterstück bildet und hervorbringet, so kann ein Dorf eben so gut als eine Kriegsschule oder als eine Ritterakademie das Land mit einem grossen Feldherrn versehen. Denn die Uebung und Wissenschaften haben hier nur einen geringen Einfluß gegen die natürlichen Eigenschaften, welche in einem starken Begrif, in einer schnellen Entschliessung, in einem gesetzten Muth bey einbrechender Gefahr, und in einer ungemeinen Achtsamkeit bestehen; daß man seine Gedanken auch bey der grösten Hitze einzig und allein darauf zu richten fahig ist, was bey einem Gefechte vorgenommen, unterlassen, verändert und verhütet werden

muß,

muß, ja daß man seine Gedanken so sehr sammlen und zusammen fassen kann, wie von dem Herzog von Alba bey der grösten Hitze des Gefechtes gerühmt wird. Denn da dieser grosse Held von jemanden gefragt ward, ob er das Wunderwerk nicht bemerkt, welches, wie man erzählt, in der Schlacht bey Mühlberg an der Sonne vorgegangen, da solche still gestanden, so antwortete er. **Ich habe nicht darauf acht gegeben, was am Himmel vorgegangen, weil ich in der Schlacht alle meine Gedanken auf Erden nöthig hatte.** Weil also diese Dinge nicht können gelehrt, noch gelernet werden, sondern lediglich Gaben der Natur sind, so handeln die Regenten nicht so gar unrecht, welche bisweilen das Commando eines Kriegsheers solchen Männern anvertrauen, die zwar in den Wissenschaften nicht eben sehr geübt sind, aber dennoch vor andern eine besondre Geschicklichkeit und Neigung zu dem Kriegswesen von sich blicken lassen. Man sieht zugleich hieraus, daß diejenigen irren, welche glauben, daß niemand ein Capitain seyn könne, der nicht vorher Lieutenant gewesen, und daß niemand ein Kriegsheer

an=

anführen könne, der nicht vorher einige Jahre einem Regimente vorgestanden. Denn die Kriegsdisciplin faßt man leicht, aber die andern Eigenschaften, welche weit nöthiger sind, können nicht gelernet werden.

Naturgaben die zu einem Richter erfordert werden.

Eben dasselbe, was ich von einem Kriegsanführer beygebracht habe, kann auch von Richtern und Staatsministern gesagt werden. Wenn man merkt, daß jemand die Eigenschaft hat, daß er gleich begreifen kann, was beyde Theile zur Vertheidigung ihrer Sache beybringen, wenn jemand gleich den Grund einer Sache einzusehen, und bündige Beweise von der geschminkten Beredsamkeit eines Sachwalters zu unterscheiden vermögend ist: So kann man denselben ohne Bedenken von dem Pfluge nehmen, und gleich zu einem Beysitzer in einem Gerichte erklären. Es kann zwar niemand nach einem Gesetze urtheilen, als wer dasselbe gelesen hat. Jedoch, ein solcher Mensch, der die eben angeführten Naturgaben besitzt, ist allemal im Stande, wenn man ihm den Artikel im Gesetze zeigt, nach welchem soll gesprochen werden, ein besseres und mehr gegründe-

tes Urtheil zu fällen, als der älteste Richter, der die Beschaffenheit der Sache nicht einsieht, und den Grund derselben nicht fassen kann. Man erzählt, daß ein gewisser Richter, weil es ihm an Wissenschaft und Beredsamkeit fehlte, nicht im Stande gewesen, selbst seine Stimme zu ertheilen, sondern daß er es jederzeit dabey bewenden lassen, daß er sich bald auf dieses und bald auf jenes Beysitzers Stimme und Bedenken bezogen. Die Fähigkeit dieses Mannes war also eine Zeitlang zweydeutig. Wie man aber endlich merkte, daß er stets demjenigen beyfiel, der seine Meynung am gründlichsten eröfnet: so ward er für einen vernünftigen und klugen Richter gehalten, und sein blosser Wink zog mehrere Stimmen nach sich, als die gelehrten und geschmückten Vota der übrigen Beysitzer.

Naturgaben die zu einem Staatsmanne erfordert werden.

Wenn man ferner wahrnimt, daß jemand verschwiegen, bescheiden, verschlagen, bedachtsam und in der Kunst ein Meister ist, die Fehler an andern zu bemerken und seine eigne zu verbergen: so kann man denselben als einen solchen Mann ansehen, der von Natur zu einem Staats-

Staatsmanne gebildet worden. Wenn ein solcher Mann gleich nichts gelernt: so kann derselbe doch durch eine kurze Unterweisung, zur Regierung eines Staats, viel geschickter gemacht werden, als ein andrer, der alle Aemter stuffenweise durchgegangen. Hier gilt eben das Urtheil, was Democritus von dem Protagoras fällete. Wie derselbe noch ein junger Knabe war: so trug er einmal eine grosse Last mit grosser Hurtigkeit über die Gasse. Democritus sahe dieses mit Verwunderung an, und rief den Knaben zu sich. Wie er merkte, mit welcher Kunst das Holz, welches Protagoras trug, zusammen gelegt war, so erkundigte er sich bey ihm, von wem diese Erfindung herrühre. Der Knabe antwortete, daß er es selbst gethan habe. Democritus bat denselben hierauf, die Stücke von einander zu lösen, und wieder zusammen zu setzen, welches er auch mit grosser Hurtigkeit that. Hieraus nahm Democritus ab, daß etwas grosses in diesem Knaben verborgen sey, und daß er mit der Zeit ein grosser Mathematicus werden könnte. Er irrte auch in diesem Urtheil nicht, denn Protago-

ras

ras ward einer von den grösten Welt-weisen der damaligen Zeiten.

Verschiedene Beyspiele, welche diesen Satz bestätigen.

Obgleich dieser Satz seltsam und widrig scheinet, so kann er doch durch unzählige Beyspiele aus den Geschichten bestätiget werden. Themistocles, welcher niemals in einer Navigations-schule unterrichtet worden, auch niemals die geringste Uebung in der Schif-farth gehabt, ward nach Verlauf einiger Tage der gröste Admiral, den Griechenland jemals aufweisen können. Ob-gleich Cásar nicht mit dem Marius und andern von der untersten Stuffe an gedienet, so ward er doch, in der Geschwindigkeit der gröste Feldherr, der in den Geschichten zu finden ist. Den Kayser Julianus nahm man von der hohen Schule zu Athen, und setzte ihn an die Spitze eines Kriegsheeres, und er übertraf in seinen Probejahren alle alte Generals, die zu seinen Zeiten lebten. Man findet auf der andern Seite, daß Kriegsleute von dem Lager genommen, und gleich in die Staatscabinetter versetzt worden, welche diesen Platz mit grossem Ruhme bekleidet. Es ist noch nicht ausgemacht, ob der Herzog von Marlborough ein grösse-

grösserer General oder Statist gewesen, und ob er sich mehr an der Spitze seines Kriegsheeres, oder bey den Congressen und Staatsversamlungen herfür gethan. Man hielt ihn im Anfange bloß für einen Kriegsmann, weil der Krieg sein Hauptwerk war. Wie man ihn aber einmal brauchte, eine Unterhandlung, welche wichtige Staatssachen betraf, zu Stande zu bringen, so merkte man, daß er in einem Stücke so unentbehrlich war, wie in dem andern. Man hat in diesem, *und in* dem vorigen Jahrhundert gesehen, daß sehr viele Cardinäle und Gottesgelehrte zu den grösten und vornehmsten Staatsministern erhoben worden. Richelieu, welcher Bischof zu Lucon war, ward von dem Altar genommen, und in ein Staatscabinet gesetzt. Es ist bekannt, mit welchem Ansehen er diese Stelle bekleidet, wie er eine lange Zeit gleichsam die Seele der Regierung gewesen, ja daß Frankreich fast zu klein für ihn geschienen. Ein ähnliches Beyspiel hat man an einem andern Geistlichen, dem Alberoni, wahrgenommen, welcher durch seine Fähigkeit in Regierungssachen nicht nur

Spanien, sondern einen grossen Theil von Europa in Bewegung setzte. Und hat man endlich nicht auch noch zu unsern Zeiten solche Exempel, daß verschiedene, welche niemals das geringste von den Institutionen oder Pandecten, von dem Cujacius oder Mevius, von dem Grotius oder Pufendorf gehöret haben, gleich bey ihrem ersten Antritt, und wenn sie zum erstenmal zu hohen Gerichten zugelassen worden, durch ihre gründlichen Stimmen ganze Reihen der übrigen Mitglieder nach sich gezogen haben.

Absicht dieser Abhandlung.

Es darf aber hierbey niemand denken, als wenn ich die Absicht hegte, durch diese Abhandlung die Unterweisung und die Studien zu verwerfen. Ich räume vielmehr den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben ein. Ich habe aber bloß hierdurch zeigen wollen, was die Natur an der Vollkommenheit eines Menschen für einen Antheil habe, und was die Unterweisung und die Erziehung dazu beytragen. Ich habe durch die Beyspiele verschiedener vortreflichen Männer bewiesen, daß die grossen Vollkommenheiten, welche man

bey

bey ihnen angetroffen, allein ihren natürlichen und angebohrnen Eigenschaften können zugeschrieben werden. Ich gestehe aber auch zugleich, daß dieselben, wenn sie einer Unterweisung genossen, und sich in den Wissenschaften geübt hätten, noch einen grössern Grad der Vollkommenheit würden erreicht haben. Meine Absicht ist blos dahin gerichtet, zu zeigen, daß Generale, Staatsmänner und Richter, wie die Dichter und verschiedene Künstler mehr geboren, *als* durch Kunst zubereitet werden, und daß die Regenten nicht so gar unrecht handeln, wenn sie bisweilen gelehrte und wohlgeübte Personen übergehen, und sich an deren statt solcher Männer bedienen, die ungeübt, und in den Wissenschaften nicht erfahren sind, aber dennoch sonderbare und ausnehmende Naturgaben von sich blicken lassen. Ich habe diesen Satz, den ich behauptet, nicht nur durch Gründe, sondern auch durch Beyspiele aus den Geschichten, und durch die tägliche Erfahrung bestätiget. Und daher glaube ich, daß man nach vorhergegangener Untersuchung der Naturgaben sich auch in wichtigen

Beyspiele von der Fähigkeit alter Matronen.

Saatssachen mit Nutzen alter Weiber bedienen könne, obgleich solche unter allen zweybeinigten Creaturen für die unnützesten auf der Welt, ja für so unnütz gehalten werden, daß man sie als die einzige Waare ansieht, worauf man keinen Preis setzen kann. Auf diese allgemeine Meynung gründet sich die Historie von dem Kaufmann, welcher mit dem Satan einen solchen Vergleich aufgerichtet, daß er nach einem glücklichen Handel von etlichen Jahren sich seiner Gewalt übergeben wollte, wo er anders nicht einmal solche Waaren bringen lassen könnte, wofür niemand das geringste geben wollte. Wie der Kaufmann durch den grossen Vortheil, den er in etlichen Jahren erhalten hatte, reich geworden war, so ließ er durch seine Schiffe verschiedene unnütze Waaren bringen. Wie schlecht aber dieselben auch aussahen, so funden sich dennoch immer einige, welche, wiewol um einen geringen Preis verkauft wurden. Deßfalls fiel er endlich darauf, eine Ladung mit alten Weibern zu verschreiben. Diese Ladung war die einzige, worauf niemand das geringste bieten wollte,

und

und dadurch ward er von dem aufgerichteten Bündnisse wieder frey. Es erhellt aus dieser bekannten Fabel, daß man alte Weiber insgemein für die unnützesten Geschöpfe auf der Welt ansiehet. Man hat aber dennoch, dieser fast allgemeinen schlechten Meynung ungeachtet, verschiedene alte Matronen gefunden, welche nicht nur ihren Häusern mit Vernunft vorgestanden, sondern auch mit grossem Ruhme ganze Königreiche und Kayserthümer regiert haben. Wir haben zu unsern Zeiten davon ein wichtiges Beyspiel an der Madame de Maintenon, ohne deren Rath und Gutachten einer der grösten Könige, in der Historie nichts wichtiges vornahm, und nichts beschloß, wo er nicht vorher gesagt: Qu'en direz vous, Madame? Die Geschichte der beyden Frauen, welche gleich folgen werden, und zu dieser Einleitung Gelegenheit gegeben haben, bestätigen meinen Satz gleichfalls. Sigbritt war ehedem eine gemeine und alte Hökerfrau, und saß nachher unter einem muntern und klugen Könige mit dem grösten Ansehen am Ruder. Chioßa war ehedem eine elende Sklavinn gewe-

 sen,

sen, und brachte es so weit, daß ein grosses Kayserthum währender Zeit, daß vier Kayser nacheinander regierten, bloß nach ihrem Wink und Willen beherrscht ward, und daß man sie wegen ihrer grossen Fähigkeit noch in dem achzigsten Jahre ihres Alters zur Regentinn erklärte. Nun will ich mich, ohne von dieser Sache weitläuftiger zu handeln, zu den Geschichten dieser beyden Frauen selbst wenden.



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Sigbritt.

Von dieser bewundernswürdigen Dame könnte sehr viel gesagt werden, wenn sie sich auf einem andern Schauplatze, als hier in Norden gezeigt hätte, wo grosse und merkwürdige Dinge wegen der Nachläßigkeit der Skribenten in Vergessenheit gerathen. Ihr Leben müste sonst nothwendig einen reichen Stof zur Historie ertheilen. Sie war ein gemeines und fremdes Weib, und wuste dennoch nicht nur die gröste Gewalt und Macht in dem ganzen Reiche an sich zu ziehen, sondern erhielt sich auch, alles Hasses und Neides ungeachtet, in diesem hohen Ansehen, so lange Christian der andre in Dännemark herrschte; daß man auch ihren Fall nicht anders, als durch die Entsetzung des Königs von der Regierung bewerkstelligen konnte.

Ursache, woher das Leben dieser Sigbritt nicht vollständig kann beschrieben werden.

Man weiß nicht das geringste von ihrer Herkunft und Erziehung, wie auch von ihren andern Begebenheiten zu sagen, bis sie vermittelst ihrer Tochter dem Könige Christian be-

bekannt ward, da derselbe noch Prinz und Statthalter in Norwegen war. Eben so wenig hat man von ihren Schicksalen erfahren, die sie nachher erlebt, da sie mit dem Könige Christian die Reiche verlassen. Man kann sie daher mit einem Cometen vergleichen, von dem man auch noch nicht eigentlich weiß, woher er kommt, und wohin er gehet.

Anleitung zu ihrem Glücke.

Zum erstenmal wird in der Historie im Jahr 1507 von ihr geredet, da sie zu Bergen in Norwegen in die Bekanntschaft des Prinzen, und zwar bey folgender Gelegenheit gerieth. Der Prinz erfuhr, daß sich in der Stadt Bergen ein sehr schönes und wohlgebildetes Frauenzimmer, Namens Dyweke, aufhielte. Dieselbe war nur arm, und von sehr geringer Herkunft. Denn ihre Mutter war ehedem eine Hökerfrau in Amsterdam gewesen, und hatte daselbst Aepfel und Nüsse verkauft. Damals aber ernährte sie sich dadurch, daß sie in Bergen Wirthschaft trieb. Svaning berichtet, daß Erich Walkendorph, welcher sie nebst der Mutter in Bergen gesehen, dem Prinzen bey seiner Ankunft zu Opslo die ausführlichste Nachricht von ihr gegeben, und die Schönheit derselben so vortheilhaft beschrieben, daß er den Prinzen zu einer heftigen Liebe gereitzt. Wenn diese Sache sich also verhält, so gereicht sie gewiß diesem Erzbischof nicht zur Ehre.

Christian der andre verliebt

Sobald der Prinz in Bergen anlangte, so war er begierig, dieses Frauenzimmer zu sehen,

hen, und damit solches desto füglicher geschehen möchte, so gab er einen Ball auf dem Rathhause, wozu er die vornehmsten der Stadt einlud, und insgeheim auch die Sigbritt nebst ihrer Tochter bitten ließ, dieser Lustbarkeit beyzuwohnen. Der Prinz sahe also die Dywecke zum erstenmal, und da er befand, daß das Urbild völlig mit der ihm gemachten Beschreibung übereinstimmte, so ward er von ihrer Schönheit gleich eingenommen. Im Anfange aber verstellte er sich doch, und forderte zuerst eine andre Jungfer zum Tanze auf, damit niemand etwas davon merken sollte. Endlich kam die Reihe auch an die Dywecke, um welcher willen alle diese Anstalten gemacht worden.

sich in ihre Tochter Dywecke.

Diese Einladung, wie auch die Gnade, mit dem Prinzen nebst dem andern Frauenzimmer der Stadt zu tanzen, ohne daß solches ein Aufsehen erweckt, zeiget sehr deutlich, daß Sigbritt sich nicht in solchen armseligen und elenden Umständen müsse befunden haben, als unsre Skribenten vorgeben; sondern daß sie eine angesehene Bürgersfrau in Bergen müsse gewesen seyn. Daher ist es wahrscheinlich, daß man in ihrer Geschichte vieles vergrössert und erdichtet, weil der dänische Adel wegen ihrer grossen Gewalt einen bittern Haß auf sie geworfen hatte. Es ist auch glaublich, daß das Wirthshaus, welches sie in Bergen gehalten, nicht dem Pöbel, sondern allein vornehmen Personen offen ge-

standen, und aus der genauen Beschreibung, welche der Erzbischof Walkendorph von der Dywecke zu machen wuste, kann man nicht unbillig schliessen, daß er in diesem Hause nicht unbekannt gewesen. Jedoch ich muß die Geschichte der Sigbritt weiter fortsetzen.

Dywecke wird des Prinzen Beyschläferinn.

Wie der Ball geendiget, und es schon spät gegen die Nacht war, so nahm einer nach dem andern Abschied. Dywecke aber blieb nebst ihrer Mutter bis zuletzt. Der Prinz lud sie aufs neue zu einem Ball aufs Schloß ein, und wie sie sich daselbst einstellten, so kam es zu einem nähern Vergleich, dessen vornehmster Artikel war, daß die Jungfer selbige Nacht mit dem Prinzen zu Bette gehen sollte. Wie sich die listige Sigbritt bey diesen Umständen aufgeführt, ob sie ihre Tochter gleich auf den ersten Anfall übergeben, oder ob sie dieselbe unterrichtet, eine Pamela vorzustellen, um die Begierden ihres Buhlers desto stärker anzufeuern, davon meldet die Historie nichts. Hvitfeld sagt allein, daß sie beyde dieselbe Nacht miteinander zu Bette gegangen, und daß dieser Tanz den König Christian endlich dahin gebracht, aus dreyen Reichen zu tanzen. Denn da die Mutter der Dywecke ein verschmiztes Weib war, und einen grossen natürlichen Verstand besaß, so ward sie das Rad, welches alles trieb, da Christian der andre die Regierung antrat.

Nachdem der Prinz sich eine Zeitlang in Bergen aufgehalten, und sich daselbst mit seiner

ner neuen Helena erlustiget hatte, so reisete er nach Opslo zurück, und befohl der Dywecke, daß sie sich mit ihrer Mutter bis auf weitere Ordre in Bergen aufhalten sollte. Bey seiner Ankunft in Opslo ließ er ein Haus von Steinen aufrichten, von dem Svaning, der zur Zeit Christians des dritten in Norwegen war, die Ueberbleibsel gesehen zu haben, bezeuget. Nachdem der Prinz dieses veranstaltet, ließ er sie dahin bringen, und räumte ihnen dieses Haus zur Wohnung ein. Dieser Umgang währte auch so lange, als er Statthalter in Norwegen war.

Sie wird mit ihrer Mutter nach Opslo gebracht.

Im Jahr 1510 ward der Prinz von seinem Vater, dem König Johannes nach Dännemark berufen. Derselbe gehorchte auch diesem Befehl unverzüglich, und verfügte sich gleich nach Dännemark. Weil er aber der Dywecke nicht entrathen konnte, so ertheilte er sowol der Mutter als der Tochter Befehl, ihm mit dem ehesten zu folgen. Ob solches wirklich geschehen sey, kann ich nicht gewiß behaupten, weil die Historie von dieser Reise nichts meldet. Es ist wahrscheinlich, daß der Prinz, bey Lebzeiten seines Vaters in diesem Stücke sehr behutsam verfahren, theils weil er sich für den König fürchtete, theils auch, damit die grosse Partey, woran man damals arbeitete, dadurch nicht leiden möchte. Wenn also Sigbritt mit ihrer Tochter noch zu den Zeiten des Königes Johannes in Kopenhagen angekommen, so müssen sie sich daselbst verborgen

borgen aufgehalten haben. Eben diese Behutsamkeit muß Christian der andre auch noch einige Jahre nach dem Antritte seiner Regierung beobachtet haben, und zwar aus Hochachtung gegen seine Gemahlinn, welche eine Schwester Kaysers Carl des fünften war. Denn man findet in dieser Zeit nicht das geringste von der Sigbritt oder der Dywecke aufgezeichnet bis 1517; da die Historie wieder von ihnen zu reden anfängt. Wenn man dem Svaning Glauben beymessen kann, so haben sie einige Jahre nach dem Beylager des Königs mit der spanischen Prinzeßinn zu Kopenhagen in Armuth und Verachtung gelebet, bis der König ihnen 1517 ein steinernes Haus auf dem amacker Markte bauen lassen, welches hernach der Pallast der Sigbritt ward, und woselbst die wichtigsten Reichssachen beschlossen wurden.

Und ferner nach Kopenhagen.

Man hatte bisher die ausnehmende königliche Gnade, gegen die Sigbritt allein als eine Wirkung der Liebe angesehen, welche der König auf ihre Tochter geworfen. Man kann auch sagen, daß durch diese Liebe der erste Grund dazu gelegt worden. Es scheint aber auch, daß Sigbritt sich mit der Zeit durch ihren natürlichen Verstand, und durch ihre grosse Fähigkeit selbst beliebt gemacht, indem die Gnade des Königs nach dem Todesfall der Dywecke, der 1517 erfolgte, nicht nur fortdauerte, sondern auch noch mehr zunahm. Denn von der Zeit an merkt man erstlich, daß ihr

Dywecke stirbt.

ihr Ansehen in dem Reiche sehr groß gewesen, und daß sie sowol von Hohen als Niedrigen, welche etwas zu suchen hatten, ungemein verehrt worden.

Dywecke fiel in dem bereits angezeigten Jahr plötzlich in eine Krankheit, woran sie auch starb. Weil ihr Tod sich ganz unvermuthet ereignete, so entstand ein allgemeines Gerüchte, daß sie mit Gift vergeben worden. Einige meinten, daß solches auf Anstiften des Reichsraths geschehen sey, um die Königinn von dieser Nebenbuhlerinn zu befreyen. Andre aber hielten dieses für ungegründet, weil die listige und mächtige Mutter dem Rathe weit gefährlicher als die Tochter war, und hatten daher einzig und allein die Anverwandten des vornehmen Edelmanns, Torben Oxe in Verdacht. Denn da dieselben gemerkt, daß Torben Oxe die Dywecke lieb gewonnen, und also besorgen müssen, daß er sie gar heyrathen möchte, so glaubte man, daß sie einem solchen Schimpfe, den ihr Geschlecht dadurch leiden würde, zuvor kommen wollen. Ich übergehe hier sowol das Mistrauen, welches der König selbst gegen diesen Herrn faßte, als auch das Unglück, welches demselben deßfalls begegnete, weil solches nicht eigentlich zu der Historie der Sigbritt gehöret. Diesen Umstand will ich nur allein anführen. Wie Torben Oxe zum Tode verdammt war, so legte nicht nur die Königinn nebst dem ganzen Rathe, sondern auch der päbstliche Legat eine

Für-

Sigbritt erlangt ein grosses Ansehen.

Fürbitte für ihn ein. Der König aber ließ das Urtheil dennoch vollziehen, und die Historie berichtet, daß er in dieser Unerbittlichkeit durch die Sigbritt gestärkt worden, woraus man erkennen kann, daß sie damals schon ein grosses Ansehen gehabt, und nicht sonderlich mitleidig gewesen. Man kann aber sagen, daß sie in diesem Falle mehr eine Staatsklugheit, als eine Grausamkeit bewiesen. Denn weil man sie beschuldigte, daß sie an einer Vermählung zwischen diesem Herrn und ihrer Tochter gearbeitet, so konnte sie nicht für ihn bitten, wo sie nicht diese Beschuldigung selbst wahrscheinlich machen wollte.

Von dieser Zeit an nahm das Ansehen der Sigbritt immer mehr und mehr zu, und Hohe und Niedrige machten ihr die Aufwartung. Ihr Pallast, welcher bey dem Hause des heil. Geistes in Kopenhagen lag, war wie ein Hof, wohin alles zusammen kam, theils um Gnadenbezeugungen zu erhalten, welche sie austheilte, theils auch, um nicht misvergnügt zu scheinen, und dadurch sich ihre Ungnade zuzuziehen, welche kein geringes Unglück war, indem es ihr weder an Macht noch Willen fehlte, die Grossen zu unterdrücken. Ihre vornehmsten Rathgeber waren Hans Mickelsön, Bürgermeister zu Malmöe, Claus Holst, Dietrich Slagheck, Meister Godschalk und andre, welche ihre Befehle mit einem blinden Gehorsam vollzogen, und daher auch bey dem Könige in grossen Gnaden waren.

Sva=

Svaning bezeugt, daß er in seiner Jugend, wie er in die Schule gegangen, die vornehmsten Männer im Winter im schlimsten Wetter und in der heftigsten Kälte vor der zugeschlossenen Thüre der Sigbritt stehen sehen, und bemerkt, daß dieselben in die Hände geschlagen, und mit den Füssen gestampft hätten, um sich gegen die Kälte zu schützen. Dieses erweckte bey den Grossen einen allgemeinen Haß gegen die Sigbritt, sie musten aber denselben unterdrücken, um nicht in ihre, und folglich auch in des Königs Ungnade zu fallen. Sie konnten also nichts weiter thun, als daß sie die Sigbritt heimlich verkleinerten, und damit sie dieselbe bey dem Pöbel recht verhaßt machen möchten, so schrieben sie ihr alle Grausamkeiten zu, die der König ausübte. Es ist aber noch nicht ausgemacht, ob der König nicht darinn mehr seiner eignen Neigung, als dem Rathe der Sigbritt, gefolget; und ob er nicht auf eben dieselbe Art würde regiert haben, wenn gleich Sigbritt niemals da gewesen wäre. Dem sey aber wie ihm wolle, so ward ihr doch die Schuld des harten Regiments, welches der König nachher führte, allein beygemessen.

Sie macht sich allenthalben verhaßt.

Ich lasse mich meines Theils nicht durch den Strom andrer Skribenten hinreissen, welche diese Dame mit den heslichsten Farben abmalen. Ich sehe allein mit einem unpartheyischen Auge ihre Unternehmungen an, und finde, daß bey ihr gute und böse Eigenschaften

Urtheil des Verfassers von der Sigbritt.

ten mit einander vermengt gewesen. Man kann ihr eine grosse Fähigkeit und eine gründliche Einsicht in verschiedene Dinge nicht streitig machen. Denn obgleich viele von ihr getroffene Anstalten, und zwar nicht unbillig getadelt werden, so leuchtet doch Vernunft und Witz aus denselben herfür. Man kann keinen grössern Beweis von ihrer Fähigkeit geben, als daß ein König, der an Einsicht und Begrif der Regierung selbst ganz gewachsen war, ihrem Rathe vor allen andern folgte. Man findet, daß der König sie zu verschiedenen wichtigen Verrichtungen gebraucht, daß sie kurz nach dem Tode der Dywecke die Oberaufsicht über den Zoll im Sunde erhalten, und daß dieser Zoll auf ihr Angeben nach Kopenhagen verlegt worden. Diese Aenderung machte die Stadt Helsignör gegen den König kaltsinnig. Die Hanseestädte beschwerten sich auch darüber, indem sie vorgaben, daß ihnen die kopenhagner Zollstädte gar zu unbequem sey, und die fremden Kaufleute klagten gleichfalls über die Frau Sigbritt, und beschuldigten sie, daß sie von ihr aufgehalten würden; ja um sie desto mehr anzuschwärzen, so gaben sie für, daß sie Zauberey gegen sie brauchte, um ihre Reise aufzuhalten und rückgängig zu machen, und daß ein Stiftsherr in Ripen, Meister Paul, welcher diese Kunst verstünde, ihr hierinn Hülfe leistete. Man sieht daraus, daß dieser Dame aus Haß vieles angedichtet worden. Es scheint übrigens,

daß

daß Sigbritt bey dieser Veränderung eine doppelte Absicht gehabt, und dadurch theils die Aufnahme und den Wohlstand von Kopenhagen befördern, theils aber auch die Einwohner von Helsignör züchtigen wollen, weil dieselben sich wegerten, einigen holländischen Colonien, die man in dieser Stadt zu stiften Willens war, Wohnungen und Plätze einzuräumen. Es ist wahrscheinlich, daß die Königinn in diesem Stücke, und um diese Sache zu befördern mit ihr einig gewesen. Denn sie waren beyde aus den Niederlanden, und bemüheten sich daher auch beyde, holländische Colonien in dem Reiche zu stiften, welches auch zum Theil ins Werk gesetzt ward, da man das kleine Land Amack an einige Holländer überließ, von denen es auch noch bewohnt wird.

Der Haß, den man einmal auf die Sigbritt geworfen hatte, nahm immer mehr und mehr im Reiche zu. Weil sie aber ungemein dreist und von einem unerschrockenen Wesen war, so ließ sie sich dieses gar nicht anfechten; und man kann daher sagen, daß Sigbritt wenn man sie gleich hassen muste, dennoch auch verdiente, bewundert zu werden. Folgendes Beyspiel zeigt sehr deutlich, wie wenig sie sich gefürchtet. Da der päbstliche Legat Arcemboldus durch seine Ablaßkrämerey die Reiche an allen Orten in Contribution gesetzt hatte, und die Regierung aus Furcht vor dem Pabste hierzu stille schwieg, so ließ Sigbritt harte Drohworte gegen den Legaten fallen, und sagte öffentlich,

Ihre Kühnheit.

lich, wenn sie König wäre, so wollte sie den Legaten nebst allen seinen Leuten ersäufen lassen, daß kein einziger mit dem Leben davon kommen sollte. Darüber beschwerte sich auch Arcemboldus folgendergestalt: Unter andern Dingen, die ich hier nicht erzählen will, ist dieses nicht das geringste, daß Mutter Sigbritt (wollte Gott, daß sie mit Wahrheit eine rechte Mutter dieser Reiche heissen möchte) sich öffentlich hat verlauten lassen, der Legat möchte froh seyn, daß ihm nichts ärgers, als die Gefangennehmung wiederfahren wäre. Sie hat auch in sicherer Leute Gegenwart gesagt, wenn sie König wäre, so wollte sie den Legaten mit seinem ganzen Gefolge ersäufen lassen, daß keiner lebendig davon kommen sollte. Die Gefangennehmung, von welcher der Legat hier redet, hatte seinen Bruder den Antonellus Arcemboldus betroffen, womit aber Sigbritt nicht zufrieden war, sondern vielmehr verlangte, daß man zu einem härtern Verfahren gegen den Legaten selbst schreiten sollte. Es leuchtet aus dieser Aufführung eine ungemeine Kühnheit herfür, und es ist daher abzunehmen, daß sie einen Gefallen an der Reformation gehabt, ob man gleich nicht sagen kann, wie weit sie darinn gegangen. Eben so wenig kann man wissen, ob sie sich jemals öffentlich dazu bekannt

kannt habe, weil die Historie nichts davon erwehnt, und die Königinn, bey welcher sie so wol gelitten war, stets bey der römischen Religion beharret.

Sigbritt erhält sich in der Gnade der Königinn.

Man muß sich übrigens wundern, daß diese Frau, welche mit einer solchen Gewalt regierte, sich dennoch in der Gnade der Königinn erhalten können. Solches aber rührte theils daher, weil sie beyde aus den Niederlanden gebürtig waren, theils auch, weil die Frechheit der Sigbritt von einer gewissen natürlichen Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit begleitet ward, die nicht unangenehm war, auch wenn sie harte Worte fallen lies. Zum Beweis dienet folgendes Exempel. Wie die Königinn sehr fruchtbar war, und jährlich Kinder zur Welt brachte, so murrete Frau Sigbritt über diese ungewöhnliche Fruchtbarkeit, und sagte, das Land wäre nicht hinlänglich, so viele Heerkens oder kleine Herrchen zu ernähren. Es scheint, daß die Königinn Elisabeth derselben diese und andre dergleichen Complimenten zu gute gehalten, weil solche insgemein mit einem natürlichen und holländischen freyen Wesen verbunden waren, und eine gewisse Annehmlichkeit bey sich hatten. Zum wenigsten kann man sicher glauben, daß dem Könige ihre Aufführung nicht zuwieder gewesen, weil die Gunst, die er einmal gegen sie gefaßt hatte, immer mehr und mehr zunahm.

Jedoch so sehr die Gnade des Königes gegen die Sigbritt stieg: so sehr vermehrte sich

zugleich der Haß des dänischen Adels gegen dieselbe; und man legte ihr daher allein die Schuld bey, daß der König so hart und strenge regierte, und insonderheit in dem Jahre 1519, wie er den schwedischen Feldzug vornehmen wollte, eine Schatzverordnung herausgab, wie man solches aus den heftigen Klagen Hvitfelds, die er darüber führet, abnehmen kann. Indessen muß dieser Geschichtschreiber dennoch gestehen, daß Sigbritt verschiedene nützliche und gute Anstalten und Verordnungen angegeben, wohin auch unter andern diejenige zu rechnen ist, die der König in diesem Jahr ausgehen ließ, und welche die Schüler in Kopenhagen betraf. Der König verordnete nämlich, daß niemand in die Schulen sollte aufgenommen werden, der sich seinen Unterhalt nicht selbst verschaffen könnte, damit die Stadt nicht mit griechischen und lateinischen Bettlern möchte angefüllt werden. Diese Schüler hatten vorher eine sonderbare Kleidertracht, nämlich einen Mantel, welcher auf der einen Seite offen stand, und es ist glaublich, daß dergleichen Mäntel für die Bürger in Kopenhagen eben kein angenehmer Anblick auf den Gassen gewessen. Denn so viele Mäntel, so viele Bettler. Svaning ist in diesem Stücke mit dem Hvitfeld nicht einig, und meynt nicht, daß die Abschaffung dieser Gewohnheit nützlich gewesen, sondern ziehet desfalls vielmehr heftig auf die Sigbritt los. Er sagt: **Es ist vom ersten Anfange des Christenthums**

Ihre nützliche Anstalten und Anordnungen.

thums an in Dännemark gebräuchlich gewesen, daß armen Schulkindern zugelassen worden, ihr Brod vor den Thüren zu suchen. Solche Schulknaben wurden, ehe man sie in die Schulen aufnahm, zuerst von den Schulmeistern geprüft, ob sie auch Geschicklichkeit zur Erlernung der Wissenschaften besäßen, und wenn sie solche nicht hatten, so wurden sie zu Handwerkern hingewiesen. Diejenigen, welche angenommen wurden, musten alle Mäntel tragen, welche den ganzen Leib bedeckten, ausgenommen den rechten Arm, welcher frey war. Auf dem Kopfe hatten sie eine Mütze mit einem Schwanze, welcher den Nacken herab hieng, und Svaning bezeugt, daß diese Tracht noch zu der Zeit, da er in die Schule gegangen, gebräuchlich gewesen. Die Frau Sigbritt hielt aber dafür, daß diese Mäntel zu nichts anders dienten, als Diebsgriffe darunter zu verbergen, und gab daher dem Könige den Rath, daß er alle solche verdächtige Mäntelträger aus der Stadt jagen, und zugleich verordnen sollte, daß niemand in die Schulen sollte aufgenommen werden, der sich seinen Unterhalt nicht selbst verschaffen könnte. Svaning hält dieses Verbot für etwas sehr gottloses, und sagt, daß die göttliche Rache darauf erfolgt sey. Aber es scheint, daß Frau Sigbritt in diesem Stücke nicht so gar unrecht gehandelt; denn sie hatte vielleicht aus der Erfahrung angemerkt, daß diese Schul-

Eine sonderbare Verordnung wegen der Schulkinder.

knaben in ihren Mänteln ihre rechte Hand zu noch etwas anders gebraucht, als Almosen anzunehmen. Wenigstens war es unanständig, daß in einer königlichen Residenz Stadt die Schulkinder so herum liefen, und den Leuten beschwerlich fielen. Jedoch man tadelte alles, was Sigbritt angab. Ihr vornehmster Rathgeber in diesem und in andern Stücken war Mag. Dieterich Slagheck, welcher vor einiger Zeit durch ihre Vorsprache in des Königes Dienste gekommen war. Dieser Slagheck hatte einen verschlagenen Kopf, und gelangte endlich zu einem solchen Ansehen, daß er und Madame Sigbritt zuletzt allein die Reichssachen unter sich theilten.

Dieterich Slagheck

Kurz darauf erfolgte der schwedische Krieg und das stockholmsche Blutbad, wesfalls der König Christian der andre so viele wiedrige Urtheile hat müssen über sich ergehen lassen. Ob Sigbritt an diesem harten Verfahren Theil gehabt, davon meldet die Historie nichts. Das Stillschweigen der Geschichtschreiber scheint dieselbe davon frenzusprechen, insonderheit da alle übrige genannt werden, welche dem Könige bey dieser Execution mit Rath und That an die Hand gegangen. Die Verbitterung der Grossen in Dännemark gegen die Sigbritt nahm inzwischen immer mehr und mehr überhand. Es getrauete sich aber niemand, öffentlich mit ihr anzubinden, weil sie eben so viel Muth hatte, ihren Feinden die Spitze zu bieten, als Geschicklichkeit, sie heimlich zu unterdrücken.

Man

Man streute allerhand Historien von ihrer Hexerey aus, welches man aus einer Begebenheit siehet, die Svaning von dem jungen Prinzen Johannes anführt. Als derselbe einmal aus Neugierde eine Flasche genommen, welche in ihrem Kammerfenster gestanden, und sehen wollen, was darinnen wäre, die Flasche ihm aber aus der Hand gefallen, und in Stücken zerbrochen sey: so sey der Teufel heraus gesprungen, und man habe darauf ein Sturm und Donnerwetter in der ganzen Stadt gehört. Es war aber zu den damaligen Zeiten nichts gewöhnlicher, als solchen Personen Zauberey beyzumessen, welche eine besondere Geschicklichkeit und Klugheit besassen. Daß der gemeine Mann solchen Dingen Glauben beymißt, darüber darf man sich nicht wundern, aber daß ein kluger Mann, wie Svaning, dergleichen läppische Historien anführt, und sie für wahr ausgibt, ist überaus seltsam.

Ungegründete Fabel von ihrer Zauberey.

Der größte unter ihren Feinden, und für welchen sie sich am meisten zu fürchten hatte, war der Admiral Severin Norby, weil dieser Herr wegen seiner Treue und grossen Verdienste, die er dem Reiche erwiesen hatte, bey dem Könige in grossem Ansehen, und in einer ganz ausnehmenden Hochachtung stand. Und daher hatte sie ihn auch wegen des Zufalls im Verdacht, der ihr in diesem Jahre begegnete, weil sie sich nicht einbilden konnte, daß einige Bauren aus eigenem Antrieb eine so freche That sollten begangen haben. Die Historie verhält

sich folgendergestalt. Wie der König sein Volk bey Soelbierg musterte: so gieng Sigbritt mit einer Bedientinn aus der Stadt, um diese Musterung mit anzusehen, woraus man abnehmen kann, wie geringe der Staat zu den damaligen Zeiten gewesen seyn mag, da eine Dame vom größten Ansehen im Reich aus der Stadt zu Fuß gieng, und nur von einer Magd begleitet ward; welches zu unsern Zeiten eine vornehme Handwerksfrau zu thun sich entsiehet. Als sie sich der St. Jürgenssee näherte, welche aus dem Peblingteiche läuft: so ward sie von zween besofnen Bauren überfallen, die aus Kopenhagen kamen. Wie diese sie erblickten, so sagte der eine zu dem andern: **Nun soll sie unglücklich werden; das ist diejenige, die den König regiert.** Sie wurfen sie hierauf in die See, und giengen weiter nach dem Musterplatze. Der König, welcher vielleicht von einigen, die dieses gesehen, beyzeiten davon benachrichtiget worden, eilte gleich dahin, und fand sie ziemlich von Schlägen zugerichtet, und halb ertrunken, doch ausser Lebensgefahr. Er lies sie also wieder aufheben und in die Stadt fahren. Wie sie aber in die Stadt kam: so stunden einige rothschildsche Soldaten bey dem Thore, und schossen nach ihr. Sie kam aber doch unbeschädigt in ihr Haus. Dieses letzte zeigt, daß an diesem Tage eine Zusammenverschwerung wieder sie im Werk, und die Bauren vielleicht erkauft gewesen, sie ins Wasser zu werfen.

Sie wird in die See geworfen.

Sie wird gerettet.

Der

Der König ließ gleich den beyden Bauren nachsetzen, und dieselben gefangen nach Kopenhagen bringen, wo Sigbritt das Vergnügen hatte, sie hinrichten zu sehen, weil sie ihr Handwerk nicht recht verstanden, und die That nur halb ausgeführet. Sigbritt suchte nachher den Admiral bey dem Könige dieser That halber verdächtig zu machen, sie konnte aber nichts ausrichten, weil dieser Mann in einem gar zu grossen Ansehen stand. Kurz darauf geschahe der gefährliche und allgemeine Aufstand, wodurch der König bekannter massen seine Reiche zu verlassen gezwungen ward. Bey dieser Flucht ließ er die Sigbritt in einen Kasten einschliessen, und in solcher Stellung zu Schiffe bringen, damit sie nicht von dem Pöbel möchte gemißhandelt werden. Man sagt, daß sie den König in diesen Umständen mit folgenden Worten getröstet habe: **Bleibet ihr nicht König in Dännemark: so sollt ihr Bürgermeister in Amsterdam werden.** Dieses wird von unsern Schriftstellern angeführt, ob man gleich Ursache hat daran zu zweifeln, und also auch diese Rede unter die Dinge rechnen kann, welche dieser Dame angedichtet worden. Denn man merkt, daß sie bey allen ihren bösen Eigenschaften, die ihr beygelegt werden, dennoch jederzeit eine grosse Liebe und Neigung zu dem königlichen Hause getragen, und daher ist es unglaublich, daß sie sich in diesen betrübten Umständen einer so hönischen Rede sollte bedient ha-

Sie entfliehet mit dem König.

haben. Es war gewiß ein schlechter Trost für einen König dreyer Reiche, daß ihm das Bürgermeisteramt in Amsterdam versprochen ward, insonderheit da dieses Amt damals noch bey weiten nicht so ansehnlich war, als es heutiges Tages ist; zu geschweigen, daß Sigbritt dazu nichts beytragen konnte.

Hier endigt sich die Geschichte dieser berühmten und wunderswürdigen Dame. Ihre weitern Schicksale sind völlig unbekannt geblieben, und unsre Schriftsteller melden ferner nicht das geringste von ihr. Es ist wahrscheinlich, daß der Kayser Carl, welcher alle Bediente des Königes Christian des andern versorgte, auch ihrer sich werde angenommen haben, wo man nicht sagen will, daß sie in der Zeit, da sie am Ruder gesessen, so viel Geld gesamlet, daß sie fremder Hülfe entrathen können. Dieses ist übrigens merkwürdig, daß sie nebst dem Bürgermeister Hans Mickelsön bey der Uebergabe der Stadt Malmöe in der mit der Stadt getroffenen Capitulation von der königlichen Gnade, die allen übrigen Einwohnern versprochen ward, ausgeschlossen worden, woraus man fast schliessen sollte, daß sie sich noch im Reiche aufgehalten, welches aber doch nicht seyn kann.

Ihre Tugenden und Laster.

Es erhellet aus ihrer kurzen und unvollkommenen Geschichte, daß in ihrer Person gute und böse Eigenschaften, und zwar beyde in einem hohen Grad vereinigt gewesen. Ihre freche und stolze Aufführung zeigt, daß es ihr, wie

wie den meisten ergangen, die aus dem Staube zu grossen Ehren erhoben werden, daß sie sich nicht in ihr Glück zu finden wissen. Denn wenn sie eine gebohrne Prinzeßinn, ja die eigne Mutter des Königes gewesen wäre: so hätte sie sich keiner grössern Gewalt anmassen können. Die höchsten Standespersonen des Reichs musten sich vor ihr bücken, und die Königinn selbst, ja das ganze Königliche Haus durfte ihr nicht wiedersprechen. Ob sie an allen Grausamkeiten, die dem Könige beygelegt werden, und insonderheit an dem stockholmschen Blutbad theil gehabt, kann ich nicht gewiß sagen. Man findet indessen nicht, daß sie sich bemühet habe, ihren alten Liebling, den Dieterich Slagheck, zu retten, da derselbe dieser Sache wegen beschuldiget und hingerichtet ward. Man hat ihr dieses auch nirgends vorgeworfen, ob man gleich sonst ihr hartes Verfahren sehr weitläuftig und sorgfältig bemerket hat. Dieses aber kann man mit dem grösten Rechte an ihr tadeln, daß sie zu ihren Lieblingen und Vertrauten, lauter böse und schädliche Männer erwählet, wenn man allein den Bürgermeister Hans Mickelsön ausnimt, dem alle und jede das Zeugniß eines frommen und tugendhaften Mannes beylegen. Uebrigens kann man von dieser Dame sagen, daß sie grosse Gemüthsgaben und einen durchdringenden Verstand besessen. Dieses erhellet daher, daß ihr viele wichtige Reichssachen, und zwar von einem solchen Könige anvertrauet worden, wel-

welcher selbst grosse Naturgaben hatte. Verschiedene Anstalten, welche sie angegeben, bezeugen solches gleichfalls, indem man bey denselben eine gesunde Vernunft und viele Einsicht wahrnimt. Zu einem Beweise ihrer Fähigkeit kann man auch die Gedanken anführen, die man von ihr hegte, daß sie zaubern könnte. Denn die Hexerey und ein grosser Verstand wurden zu den damaligen Zeiten allemal mit einander vermengt. Die Frechheit und der Troß, den man ihr vorwarf, dürfte bey andern, die nicht so verhaßt gewesen, den Namen der Großmuth und Standhaftigkeit erhalten haben. Denn die Laster und Tugenden erhalten andre Namen, nachdem sie bey mehr oder weniger verhaßten Personen angetroffen werden. Ich meines Theils erkühne mich nicht, die Fehler dieser Dame zu entschuldigen. Ich will dieses nur allein anführen, daß man in ihrer Geschichte verschiedene Dinge antrift, welche, wenn sie nicht können gerühmet wergen, doch bewundert zu werden verdienen. Daß ein junges Frauenzimmer das Herz eines Regenten einnehmen kann, ist etwas ganz natürliches und gewöhnliches. Daß aber eine alte und gemeine Frau sich zu dem höchsten Posten schwinget, und sich auch auf dieser Stuffe gegen so viele Feinde zu erhalten weiß, ist etwas ausserordentliches, wovon man keine andre Ursache angeben kann, als daß sie einen ungemeinen Verstand müsse besessen haben.

den. Und denselben kann man auch dieser Dame nicht absprechen. Ihre grosse Fähigkeit und Liebe zu dem Königlichen Hause war es allein, wodurch sie sich nicht nur den Weg zur Hoheit bahnte, sondern auch in diesem Ansehen zu erhalten wuste.



Chioßa

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Chioßa oder Kiosem, eine türkische Sultaninn.

Von der Herkunft dieser berühmten Dame hat man eben so wenig als von der Abkunft der übrigen Sultaninnen eine ausführliche und gewisse Nachricht, weil sie alle aus dem Sklavenstande zu dieser Ehre erhoben werden. Man findet, daß diese Kiosem oder Chioßa eine Gemahlinn des Kaysers Achmet des Ersten gewesen. Währender Regierung dieses Kaysers wird nicht viel von ihr geredet, aber zu den Zeiten ihrer Kinder und Enkel ist ihr Name sehr berühmt worden, weil sie damals mit einer unumschränkten Gewalt herrschte. Unter der Regierung ihres Sohnes Osmanns, gab sie zum erstenmal zu erkennen, was sie im Schilde führte, da sie bey einem Aufruhr eine Rede an das Kriegsheer hielt, und demselben vorstellte, was für ein Aergerniß und Unglück die beständigen Empörungen dem ottomannischen Reiche zuzögen, dessen Grundveste doch stets ein wohleingerichtetes und ordentliches Kriegsheer gewesen, wie sehr die Christen sich über eine solche Uneinigkeit freueten, und wie sehr dieses allen rechtschaffenen Muselmännern zu Herzen gienge.

Sie kommt unter der Regierung des Kaysers Osmann in Ansehen.

ge. Weil es bisher in der Türkey ungewöhnlich war, ein Frauenzimmer öffentlich zu sehen, geschweige dann, von demselben eine Rede an das Kriegsvolk zu hören: so wurden alle und jede darüber bestürzt, und sahen diese Aufführung als eine unanständige Frechheit an, wodurch die Landesgebräuche übertreten worden. Indessen aber erweckte doch auch diese Aufführung der Sultaninn, insonderheit da sie ihre Rede mit Nachdruck und Zierlichkeit hielte, eine gewisse Art der Bewunderung. Und man merkte mit der Zeit mehr und mehr, daß sie ausnehmende und fast heroische Eigenschaften besaß, wodurch sie sich den Weg zu der grossen Gewalt unter der Regierung ihrer Söhne bahnte, die nach ihrem Rath und Gutbefinden bald auf den Thron erhoben, und bald wieder abgesetzt wurden.

Ihr grosses Ansehen unter dem Ibrahim.

Unter der Regierung ihres einen Sohnes, Amuraths des Vierten, meldet die Historie nicht viel von ihr, weil dieser Kayser selbst ein kluger und geschickter Regent war. Wie aber ihr andrer Sohn, Ibrahim, den Thron bestieg: so führte sie die ganze Regierung. Sie that alles, was sie nur wollte, und nöthigte alle Minister und Bedienten, ihre Befehle zu vollziehen. Sie war kühn, hochmüthig, scharfsinnig, und besaß solche Eigenschaften, die man sehr selten bey einem Frauenzimmer antrift, und wuste sich also nicht nur Furcht, sondern auch Ehrerbietung zu erwerben. Da der Großvezier zu den Zeiten des

bemel-

bemeldeten Ibrahims etwas begangen hatte, welches nicht nach ihrem Willen war, so ließ sie denselben, der grossen Dienste ungeachtet, die er dem Kayserthum erwiesen hatte, stranguliren, und glaubte dadurch ihr Ansehen zu bestärken, daß sie die Hand an eine Person legte, welche von dem Kriegsheer geliebt und geehrt ward.

Sie hatte diese Gewalt auch so lange in Händen, als Ibrahim regierte. Wider diesen Kayser aber ward im Jahr 1647 ein allgemeiner Aufstand erregt, und man hielte es durchgehends für nöthig, denselben von der Regierung abzusetzen. Weil aber Chioßa alles regierte, so erkühnte man sich nicht, zu einer solchen Execution zu schreiten, wo man nicht vorher ihre Einwilligung dazu erhalten hatte. Der hohe Priester oder der grosse Mufti nahm es auf sich, sie dazu zu bereden, und hielt daher um Erlaubniß an, ihr aufzuwarten. Wie er diese Freyheit erlangt hatte, so stellte er der Kayserinn den betrübten Zustand vor, worinn das Reich durch die schlechte Regierung Ibrahims gerathen sey. Und weil er leicht schliessen konnte, daß die Kayserinn, ob sie gleich als ein circaßisches Frauenzimmer eben nicht sonderlich wehmüthig und mitleidig war, dennoch in den Tod ihres Sohnes nicht so leicht willigen würde, so that er ihr allein den Vorschlag, daß man ihn Zeitlebens gefangen setzen sollte. Dieses ließ sie sich gefallen, und Ibrahim ward hierauf gleich für den Divan oder

Sie williget in die Gefan-

oder den grossen Rath gefordert, auf die Beschuldigungen zu antworten, die man gegen ihn vorbringen würde. Jedoch Ibrahim verachtete diesen Befehl, und wegerte sich zu erscheinen. Es erfolgte also ein Fetsa oder ein Urtheil von dem Mufti, welches mit diesen Worten abgefaßt war: **Ein grosser Herr ist schuldig für Gericht zu erscheinen, und von seinen Thaten Rechenschaft zu geben, wenn seine Unterthanen solches verlangen.** Ibrahim aber, dem man dieses Urtheil zuschickte, riß dasselbe in Stücken, und drohete, den Mufti in Verhaft nehmen zu lassen. Er hatte auch in diesem Stücke nicht unrecht, denn das Urtheil war an sich selbst übel gegründet, insonderheit in einem Lande, wo den Regenten eine unumschränkte Gewalt beygelegt worden. Jedoch wenn das ganze Land nebst dem Kriegsheere unruhig und in Bewegung ist, so haben die Gesetze keine Kraft mehr. Aus dieser Ursache ließ sich auch der Mufti durch die Drohungen des Kaysers nicht schrecken, sondern schickte ihm ein noch härteres Fetsa oder Urtheil zu, welches folgenden Inhalts war: **Wer das Gesetz GOttes nicht beobachtet, den kann man für keinen wahren Muselmann oder Rechtgläubigen halten; und wenn es auch der Kayser selbst wäre, sondern ein solcher Mensch hat als ein Ungläubiger**

Begenschaft des Ibrahims.

alles Recht verlohren, welches er vorher an der Regierung gehabt hat. Dieses Fetsa riß der Kayser wieder in Stücken. Er richtete aber dadurch nichts anders aus, als daß man desto mehr mit der Vollziehung des Urtheils eilte. Denn die Janitscharen begaben sich gleich darauf bewafnet aufs Schloß. Dem Kayser entfiel hierbey der Muth so sehr, daß er seine Zuflucht zu der Chioßa nahm, durch deren Fürbitte er noch eine Zeitlang beym Leben gelassen, und nur ins Gefängniß gebracht ward. An seiner statt setzte man seinen jungen Sohn Mahometh wieder auf den Thron. Ibrahim ertrug dieses im Anfange mit Gedult, endlich aber gerieth er darüber in eine solche Verzweifelung, daß er sich zu verschiedenenmalen den Kopf gegen die Mauer einstossen wollte; wesfalls man für rathsam fand, ihn stranguliren zu lassen.

Ibrahim wird strangulirt.

Nach diesem Trauerspiel, und wie der Enkel der Kayserinn Mahometh auf den Thron erhoben worden, fuhr Chioßa fort, in der Minderjährigkeit dieses Herrn die Regierung zu verwalten. Sie hatte bereits ein Alter von achtzig Jahren erreicht, wie sie zur Regentinn erklärt ward, woraus man nicht nur ihre Herrschsucht, sondern auch die erhabnen Gedanken abnehmen kann, die man von ihrer grossen Fähigkeit hatte, da man sonst, wenn man zu einem solchen Alter gelangt ist, von

Sie wird in dem achtzigsten Jahre zur Regentinn erklärt.

von den Aemtern pflegt befreyet, und zur Ruhe gesetzt zu werden. Man muste sich auch um so viel mehr darüber wundern, weil die Mutter des jungen Kaysers noch vorhanden war, welche überdem auch alle Eigenschaften besaß, die zur Regierung eines Staats erfordert werden. Jedoch eben dieses bahnte den Weg zu dem Unglück der Chioßa, und raubte ihr endlich auch das Leben und die Regierung. Die Mutter des jungen Kaysers besorgte, daß Chioßa mit ihrem Sohne Mahometh auf eben dieselbe Art, wie mit ihrem hingerichteten Gemahl Ibrahim verfahren möchte, und suchte sich daher durch eine Parten gegen die alte Kayserinn zu bestärken. Und da Chioßa die Janitscharen oder das Fußvolk auf ihrer Seite hatte, so suchte sie die Spahis oder die Reuterey zu gewinnen. Zu dem Ende stellte sie den Spahis den Hochmuth der Janitscharen vor, und daß dieselben den Ibrahim nicht nur ermordet hätten, sondern auch nun den jungen Mahometh verachteten. Insonderheit gab sie den Spahis, welche in Asien vertheilt lagen, zu erkennen, daß Chioßa willens wäre, sie alle auszurotten, und betheuerte, daß dieses unfehlbar geschehen würde, wenn sie diesem Unglücke nicht bey Zeiten vorbeugten.

Streit zwischen ihr und der jungen Kayserinn.

Die Spahis oder Reuter wurden dadurch so sehr erbittert, daß sie sich in grosser Anzahl versamleten, und nach Scutari, einer kleinen Stadt, an dem Bosphorus begaben, von welchem Orte sie unverzüglich Abgeord-

nete nach Constantinopel abfertigten, um die Köpfe derjenigen zu begehren, die den Ibrahim umgebracht hätten. Der vornehmste Urheber dieses Mords war der Vezier Morad Bassa gewesen, welcher unter den Janitscharen erzogen worden, und von ihnen sehr hoch geschätzt ward. Wie dieser Vezier von dem Vorhaben der Spahis Nachricht erhielt, so brachte er eine grosse Anzahl Janitscharen auf die Beine, und rückte mit denselben gegen Scutari. Er hatte alle Spahis, welche sich in Constantinopel aufhielten, gezwungen, diesen Zug mit anzutreten, wobey er zugleich die Vorsicht brauchte, daß er sie unter die Janitscharen vertheilte, damit sie nicht entfliehen, oder sich zur andern Partey schlagen möchten. Es wurden einige kleine Scharmützel unter beyden Parteyen gehalten, der Vezier aber ließ endlich die Spahis ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen, und drohete zugleich, daß er, wenn sie solches nicht bald thun würden, ein Nephiraun oder kayserliches Aufgebot ausstellen wollte, daß alle, welche über sieben Jahr alt wären, zum Gewehr greiffen sollten. Durch diese Drohungen wurden die Spahis in eine solche Furcht gesetzt, daß sie aufbrachen, und sich wieder zurück begaben.

Durch diesen Rückmarsch der Spahis wurden die Janitscharen so aufgeblasen, daß sie sich als Herren und Meister von dem ganzen Kayserthum ansahen, und die alte Kayserinn glaubte nunmehr alle ihre Feinde überwun-

winden zu haben. Sie liessen auch nachher keine Gelegenheit vorbeygehen, den Spahis überhaupt, insonderheit aber denen übel zu begegnen, welche für die tapfersten gehalten wurden, um dadurch den übrigen einen Schrecken einzujagen. Aber sie richteten dadurch nichts anders aus, als daß die Spahis sich auch mit den andern vereinigten, und auf eben dieselbe Art mit den Janitscharen verfuhren. Zum Unglück der letztern, lehnte sich eben damals der Pöbel in Constantinopel gegen den Bectas, den Aga oder Anführer der Janitscharen auf, weil er die Münz verfälscht hatte, und drung in grosser Anzahl aufs kayserliche Schloß. Die andre Partey säumte nicht, sich diesen Aufstand zu nutz zu machen, und brachte es dahin, daß das grosse Siegel dem Vezier abgenommen, und diese wichtige Stelle einem andern anvertrauet ward. Auf solche Art entstunden zwo Factionen in der Stadt. Einige hielten es mit den Janitscharen. Andre aber waren dem neuen Vezier zugethan. Der Hof war gleichfalls in zwo wiedrige Parteyen getheilt. Die junge Kayserinn suchte die Macht ihres Sohnes zu schützen. Die alte Kayserinn aber wollte das Regiment allein führen.

Constantinopel wird in zwo Factionen getheilt.

Bey diesen Umständen ließ Chioßa dem Janitscharenaga wissen, daß er sein Ansehen nicht würde behaupten können, wo dem Mahometh nicht das Regiment genommen, und solches seinem jüngern Bruder Solymann wie-

Chioßa sucht den jungen Sultan vom Thron zu stürzen.

wieder aufgetragen würde. Denn weil dessen Mutter bereits gestorben war, so konnte ihr die Verwaltung des Kayserthums von niemanden streitig gemacht werden. Sie gab zu dem Ende für, daß Mahometh nicht sowol gebildet, auch nicht von einem solchen guten Gemüthe sey, als Solymann. Bectas rief daher auf solche Erinnerung die vornehmsten Janitscharen zusammen, um diese Sache mit ihnen zu überlegen. Man suchte auch den Grosvezier durch Versprechungen zu gewinnen, und ließ ihn daher um Mitternacht bitten, sich in dieser Versammlung einzufinden, welches er auch aus Furcht vor den Janitscharen versprach. Er begab sich auch wirklich dahin, jedoch blos in der Absicht sich zu verstellen, und ihre Anschläge auszuforschen. Sobald er an den Sammelplatz gekommen war, wo 10000 Janitscharen im Gewehr stunden, räumte ihm Bectas die Oberstelle ein, und that gleich den Vorschlag, daß man Mahometh absetzen, und Solymann wieder auf den Thron erheben sollte. Der Grosvezier billigte dem äusserlichen Ansehen nach diesen Vorschlag ohne Verzug, und versprach mit einem Eyde, denselben nach äusserstem Vermögen zu unterstützen, worauf man ihn bey anbrechenden Tage, und zwar in der gewissen Hofnung wieder nach Hause gehen ließ, daß er diesen gefaßten Entschluß aus allen Kräften befördern würde. Einige stellten zwar dem Bectas für, daß er einen Fehler begangen habe, da er den Grosvezier

vezier wieder frey weggehen lassen. Er aber verachtete diese Erinnerungen, und verließ sich auf seine grosse Macht, wodurch er an dem folgenden Tage sein Vorhaben ins Werk zu setzen hofte.

Sobald der Grosvezier wieder in seinem Pallast angekommen war, so begab er sich nach dem Schloße, wo er unverzüglich, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, eingelassen ward. Er verfügte sich gleich nach dem Harem, oder dem Zimmer des Sultans, und traf daselbst den Solymann Aga an, welcher noch nicht zu Bette gegangen war, um auf das Vorhaben der Regentinn acht zu geben. Denn weil dieselbe mit einigen Hofbedienten bis in die späte Nacht Unterredungen gepflogen, so schloß er daraus, daß sie mit einem wichtigen Anschlag schwanger gehen müste. Er ward in diesem Mistrauen bestärkt, da der Grosvezier ihm offenbarte, was die Janitscharen für einen Entschluß gefaßt hätten. Sie überlegten diese Sache eine kurze Zeit, und Solymann begab sich darauf nach dem Zimmer der Chioßa, in welches er mit Macht einzudringen suchte. Es widersetzten sich aber einige Verschnittene der Kayserinn, und bemüheten sich ihm den Eingang streitig zu machen. Wie er aber einen von ihnen mit dem Dolche niedergestossen hatte, so nahmen die übrigen die Flucht, und liessen ihm den Weg frey. Hierauf trat Solymann gerade in das Gemach

der Chiossa, und lies solches mit einer Wache besetzen, um ihr den Ausgang zu verwehren.

Wie diese Anstalten vorgekehrt, und verschiedene von ihren getreuesten Verschnittenen, niedergemacht worden, so verfügte sich Solymann nach dem Zimmer der jungen Kayserinn. Er gab den Weibern, die ihr aufwarteten, gleich durch Zeichen zu erkennen, daß sie keinen Auflauf machen, sondern die Kayserinn unverzüglich wecken, und ihr sagen sollten, daß er etwas mit ihr zu reden habe, welches von der äussersten Wichtigkeit sey. Alles dieses geschahe durch Zeichen. Denn dadurch pflegt man sich alles an dem türkischen Hofe zu erkennen zu geben. Wie aber die junge Kayserinn merkte, was man mit ihr und ihrem Sohne im Sinne hatte, so konnte sie sich nicht enthalten laut zu schreyen, worüber der Kayser aus dem Schlafe erwachte. Der junge Mahometh, welcher durch das Geschrey seiner Mutter in grosse Angst gesetzt worden, fing heftig an zu weinen, und nachdem er sich zu den Füssen des Solymanns niedergeworfen hatte, so rief er aus, Laba, Laba, Kursam veni. Das ist, Mein Hofmeister hilf mir. Solymann nahm denselben auf seine Arme, und gieng mit ihm hinaus. Er zeigte ihn dem Anführer der Hofpagen, und munterte denselben zur Treue gegen den Kayser auf. Wie er davon die Versicherung erhalten, so überlegte er ferner mit dem Grosvezier, was nun weiter

Der ganze Hof bewafnet sich.

weiter vorzunehmen sey. Man ertheilte gleich darauf Befehl, alle Icochlans oder Pagen aufzuwecken, welches auch geschahe. Wie die Pagen, deren Anzahl sich auf 600 belief, aufgeweckt, und von der Gefahr benachrichtiget worden, worinn der Kayser schwebte, so liefen sie allenthalben in grosser Verwirrung herum, ohne zu wissen, was sie thaten, weil sie sich einbildeten, daß die Janitscharen bereits ins Schloß gedrungen wären, sie alle umzubringen. Daher liessen sie sich sowol als andre die zum Hofe gehörten, bewafnen, um den Janitscharen zu widerstehen.

Bey allen diesen Umständen konnte man den jungen Sultan nicht besänftigen, weil derselbe gewiß glaubte, daß man ihn wie seinen Vater umbringen wollte. Doch gab er sich einigermassen wieder zufrieden, da man ihn allenthalben auf dem Schlosse herumführte, und ihm die vielen bewafneten Leute zeigte, die zu seinen Diensten bereit stunden. Wie er zu den Zimmern der Pagen kam, und ein junger Mensch anfing auszurufen, Gott lasse unsern Kayser tausend Jahr leben, so wiederhohlten die Pagen diesen Wunsch, und riefen mit einem Munde Allah! Allah! Gott! Gott! worinn ihnen alle diejenigen nachfolgten, die in den nächstgelegenen Zimmern befindlich waren.

Der Grosvezier hatte inzwischen allen hohen Kriegsbedienten, von denen er wuste,

daß sie dem Kayser getreu waren, andeuten lassen, sich nach dem Schlosse, und zwar mit so vieler Mannschaft als sie aufbringen könnten, zu begeben, und sich mit Lebensmitteln auf drey Tage zu versorgen. Daher ward das Schloß in der Geschwindigkeit mit bewafneten Leuten angefüllt, und der Bosphorus oder die Strasse ward mit Fahrzeugen bedeckt. Wie die Janitscharen von den Bewegungen und Anstalten Nachricht erhielten, die man auf dem Schlosse gegen sie vornahm, so suchten sie sich durch mehrere Truppen zu verstärken, welches auch geschahe. Die Stadt ward also in zwo Parteyen getheilt, einige hielten es mit dem Kayser, und andre mit den Janitscharen. Auf dem Schlosse traten gleich einige zusammen, der Regentinn das Leben zu nehmen, und rückten zu dem Ende gegen ihre Zimmer. Einer von ihren Anhängern, der Hazoda Baßi, wollte solches verhindern. Man schleppte ihn aber zum Sultan, in dessen Gegenwart ihm einer den Kopf mit einem Beil spaltete, worauf ihn die übrigen in kleine Stücke zerhieben. Der junge Sultan ward über diesen Anblick so sehr bestürzt, daß man ihn kaum wieder besänftigen konnte. Man muste auch ohne Verzug den so übel zugerichteten todten Körper wegschaffen.

Wie diese Execution geschahe, so trat der grosse Mufti nebst verschiedenen Bedienten ins Zimmer. Er ward über den grossen Auflauf und Tumult des Volks sehr bestürzt, welches aller-

allerhand Sprachen unter einander redete. Er konnte auch im Anfange nicht begreifen, was dieses zu bedeuten haben müste, bis er endlich merkte, daß alle einstimmig verlangten, daß man ihnen die alte Kayserinn, als die Quelle des Unglücks überliefern möchte, und zugleich allen denen den Tod droheten, welche sich unterstehen würden, dieses zu verhindern. Zu eben derselben Zeit fand sich auch die junge Kayserinn ein, welche nicht wuste, ob die Janitscharen bereits angefangen hätten, sich zu bewegen. Sie besorgte aber, daß wenn die Janitscharen die Oberhand behielten, Chioßa sie möchte stranguliren und also auf eben dieselbe Art strafen lassen, womit sie, nämlich Chioßa jeßt bedrohet ward. Und daher warf sie den Pagen ihr blutiges Vorhaben mit sehr harten Worten für, und sagte, daß sie sehr gottlos handelten, da sie eine alte und betagte Fürstinn hinrichten wollten, welche ihnen niemals etwas böses erwiesen hätte. Jedoch, weil die Jcochlans oder Pagen bereits wusten, daß dieses nur ein verstelltes Wesen war, und daß die junge Sultaninn nichts so sehr als den Tod der Regentinn wünschte, ob sie gleich der Nachrede zu entgehen suchte, daß sie sich mit dem Blute ihrer Schwiegermutter befleckt, so trieben sie diese Sache mit desto grösserm Eifer, und verlangten ein von dem Sultan unterzeichnetes Fetsa, oder Todesurtheil. Ein Page, welcher im Eifer die junge Kayserinn

Berathschlagungen wegen des Mords der alten Sultaninn.

für

für die Chioßa selbst ansahe, wollte sie gleich hinrichten. Sie flohe aber zu ihrem Sohne, und rief, daß sie die Mutter, nicht aber die Großmutter des Kaysers sey. Der Sultan gab hierauf auch ein Zeichen mit seinem Schnupftuch, welches er in der Hand hatte, seine Thränen abzutrocknen, daß er zurück weichen sollte. Weil man nun merkte, daß die Bitterkeit gegen die alte Kayserinn so groß war, so ließ der Mufti dem Sultan zu erkennen geben, es sey Gottes Wille, daß Chioßa hingerichtet würde, und es sey kein andres Mittel übrig, das empörte Land wieder zu beruhigen. Man brachte darauf unverzüglich, Papier, Dinte und Feder her; und der Mufti setzte das Urtheil auf, welches von dem Sultan unterzeichnet ward. Der Inhalt war, daß Chioßa, jedoch auf eine solche Art sollte strangulirt werden, daß ihr Leib nicht geschändet würde, wie auch, daß die Hinrichtung an einem solchen Orte sollte vollzogen werden, daß der Sultan ihr Geschrey nicht hören könnte.

Ihr Todesurtheil wird unterschrieben.

Die Pagen oder Jcochlans theilten sich hierauf in zwo Parteyen. Einige blieben bey dem Kayser, zu verhindern, daß kein Gegenbefehl möchte gegeben werden. Die andern aber eilten das Urtheil zu vollziehen, zu der Kammerthür der verurtheilten Kayserinn, und riefen Allah! Allah! Einige arabische Verschnittene, welche diese Thüre bewachten, liessen gleich zwanzig Jcochlans hinein treten.

Wie

Wie dieselben durch den Saal gedrungen waren, worinn die Hofdamen der Chioßa sich aufhielten, so kam ihnen ein Weib, welches der Kayserinn zum Vergnügen diente, mit einer Pistohl in der Hand entgegen, und erkundigte sich bey ihnen, was sie wollten. Wie sie antworteten, daß sie die alte Kayserinn suchten, so sagte sie, ich bin es selbst, und drückte zugleich die Pistohle auf einen aus ihrem Haufen los; welche jedoch kein Feuer gab. Sie wollten dieses Weib unverzüglich umbringen. Wie aber Solymann, der dieser Hinrichtung mit beywohnte, zu ihnen sagte, daß es nicht die Kayserinn sey, so brachen sie endlich in das Gemach der Chioßa selbst ein, welches aber so finster war, daß man Licht anzünden muste. Denn Chioßa hatte alle Lichter auslöschen lassen, und sich selbst unter einem Schranke verborgen.

Wie man sie lange gesucht hatte, so ward sie endlich entdeckt und hervorgezogen. Sie versprach einem jeden Jcochlan grosse Geldsummen, wenn sie ihr Leben retten wollten. Weil aber niemand davon etwas hören wollte, so warf sie eine Handvoll Zechinen unter sie, in der Hofnung, sich währender Zeit, daß sie das Geld aufsammleten mit der Flucht zu retten. Einige liessen sich auch wirklich dadurch aufhalten, und sammleten das ausgeworfene Geld wieder auf. Andre aber hielten die Kayserinn fest, und ein Albanier, welcher merkte,

daß

daß sie zweene grosse Ohrringe in den Ohren hatte, riß ihr dieselben mit Gewalt ab. Es waren zween in Gold gefaßte Diamanten, welche ihr von ihrem Sohne Amurath geschenkt worden, und von denen man vorgab, daß sie so viel wehrt wären, als die Einkünfte eines ganzen Jahres von dem grossen Cairo in Aegypten betrügen. Weil der Albanier, welcher sich auf solche Art dieser Diamanten bemächtiget hatte, besorgte, daß es ihm unmöglich fallen dürfte, sie zu verbergen, so überlieferte er sie dem Solymann, welcher ihm 16 Zechinen und eine Stelle in der Schatzkammer zur Vergeltung gab. Man riß die Kleider der verurtheilten Kayserinn in Stücken, und bemächtigte sich insonderheit eines Kleides von Hermelin, welches mit Edelsteinen besetzt, und mit einigen magischen Figuren bezeichnet war. Man glaubte, daß sie durch dieselben alle Kayser bezaubert, welche zu ihren Zeiten gelebt hätten. Endlich zog man sie ganz nackend aus. Wie man sie aber erwürgen wollte, so hatte man keinen Strick bey der Hand, und muste daher erstlich ein Seil holen lassen. Die Jcochlans legten ihr endlich den Strick um den Hals, und wie sie denselben stark zugezogen hatten, so glaubten sie, daß die Kayserinn tod sey. Sie liessen sie also auf der Erde liegen, und riefen aus Udli! Udli! das ist, tod. Es ist merkwürdig, daß die Kayserinn, ob sie gleich bereits 80 Jahr alt war, und fast alle Sinnen verlohren, auch keinen Zahn mehr

im

im Munde hatte, dennoch, wie man beschäftiget war, sie zu erwürgen, einem Jcochlan mit dem Zahnfleisch dermassen auf den Finger biß, daß er solchen nicht eher wieder aus ihrem Munde ziehen konnte, bis er ihr mit dem Dolche einen Stoß ins rechte Auge gegeben. Hierauf gingen diejenigen, welche das Urtheil vollzogen hatten, und dieses Handwerk nicht recht zu verstehen schienen, wieder zurücke, um von der Hinrichtung der alten Kayserinn Nachricht zu geben. Ein Aga aber merkte, daß der Leib dieser unglückseligen Fürstinn sich annoch bewegte, und rief die Pagen daher wieder zurück, sie völlig hinzurichten, welches auch geschahe. Die schwarzen Verschnittenen hoben endlich den Körper auf, und brachten ihn nach dem Tempel des Kaysers. Die Sklaven der verstorbenen Kayserinn, deren Anzahl sich auf 400 erstreckte, folgten dem Körper, mit heulen und weinen nach, rissen sich die Haare aus dem Kopfe, und stellten sich so kläglich an, daß man es nicht ohne Mitleiden und Bewegung ansehen konnte. Der Grosvezier ließ hierauf den Pagen für ihre bewiesene Treue danken, und gab ihnen zugleich zu erkennen, daß das schwerste nun überwunden sey. Das übrige wolle er auf sich nehmen, auszuführen, welches auch erfolgte. Denn der Hochmuth der Janitscharen ward von dieser Zeit an gedämpft, und Mahometh besaß den Thron viele Jahre in Ruhe.

Ihr klägliches Ende.

Ein

Ihr Portrait.

Ein solches Ende nahm diese Fürstinn, welche zu den Zeiten verschiedener Kayser die Regierung geführt, und mit einer unumschränkten Gewalt geherrscht hatte. Ihre grosse Eigenschaften erhellen daraus, daß man sie zur Regentinn erklärte, ob sie gleich bereits 80 Jahr erreicht, und andre ein näheres Recht hatten, das Kayserthum währender Minderjährigkeit des Mahomeths zu regieren. Zum Beweis ihrer Fähigkeit dient auch dieses, daß man sie der Zauberey beschuldigte. Denn es sind insgemein nur grosse Geister gewesen, welche sich durch Gelehrsamkeit und Fähigkeit von andern unterschieden, die ein solches Urtheil über sich haben müssen ergehen lassen.

Dieser grosse Mord geschahe in dem Jahr 1651.



Ver=

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Daß diese beyden Damen hier füglich haben können neben einander gesetzt werden, solches erhellet aus ihrer Geburt, aus ihren natürlichen Eigenschaften, aus ihren Unternehmungen und Schicksalen. Sigbritt war eine gemeine holländische Hökerfrau, und konnte sich daher nicht mit ihren grossen Ahnen brüsten. Chioßa war eine Sklavinn aus Circaßien, und war desfalls vielleicht von einer noch schlechtern Herkunft. Die erste bahnte sich den Weg zur Hoheit durch die Schönheit ihrer Tochter. Die andre aber erwarb sich die höchste Stuffe durch ihre eigne vortrefliche Bildung. Beyde aber brachten sich durch ihren ungemeinen Verstand und durch ihre grossen natürlichen Gaben Ansehen und Gewalt zuwege. Sigbritt war die Triebfeder unter einem muntern und geschickten Regenten, und Chioßa herrschte zu den Zeiten, daß vier Kayser regierten, mit einer unumschränkten Gewalt. Beyde waren der Strenge geneigt, und hatten also auch gleich viele Feinde. Beyde aber hielten durch eine ungemeine Beständigkeit und Fähigkeit ihre Feinde viele Jahre im Zaum; und man muste sie also, ob man sie gleich haßte, dennoch auch zu gleicher Zeit bewundern und hochschätzen. Zum Beweis der grossen Geschicklichkeit, welche Sigbritt besessen, kann man als einen unwidersprechlichen Beweis anführen, daß ein grosser und kluger König sich ihres Raths in den wich-

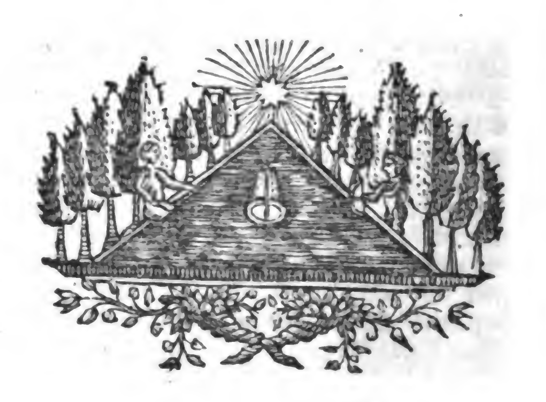
tigsten Sachen bediente. Es sind überdem verschiedene heilsame und wohlgegründete Verordnungen und Anstalten von ihr ersonnen und angegeben worden, und es ist wahrscheinlich, daß sie ein Werkzeug bey dem neuen Gesetzbuche Christian des andern gewesen, weil verschiedene holländische Einrichtungen darinn angetroffen werden. Die Fähigkeit und Staatsklugheit der Chiossa leuchtet daraus herfür, daß man sie in einem grossen Kayserthume als das Rad ansahe, welches alles trieb, und daß man sie in der Minderjährigkeit des letztern Kaysers zur Regentinn erklärte. Daß in der Historie mit grösserer Verachtung von der ersten als von der andern geredet wird, solches ist mehr der Zeit und dem Orte, als der Person zuzuschreiben. Nichts war in Dännemark ungewöhnlicher, wo man damals allein auf die Geburt und eine adeliche Herkunft sahe, als ein gemeines und fremdes Weib am Ruder zu erblicken. Dahingegen an dem ottomannischen Hofe niemand dem andern seine geringe Abkunft vorwerfen kann, weil sie alle Sklaven sind, und aus dem Staube zu wichtigen Ehrenstellen erhoben werden. Daher hegte man, ob man sich gleich für beyde fürchtete, für die letztere dennoch zugleich auch eine gewisse Ehrerbietung, wozu die persönlichen Eigenschaften dieser beyden Damen sehr viel beytrugen. Denn Chioßa hatte ein majestätisches Ansehen, und war zugleich freygebig, aufgeweckt, verschlagen und beredt. Sigbritt aber war verdrießlich und mürrisch, obgleich ihr verdrießliches Wesen etwas freyes und holländisches bey sich hatte, welches nicht unangenehm war. Denn ob sie gleich zu verschiedenenmalen bald dieses an dem Könige, und bald jenes

an

an der Königinn auszusetzen hatte, so stand sie doch stets bey beyden in Gnaden. Sie murrete z. B. über die grosse Fruchtbarkeit der Königinn Elisabeth, und sagte, daß das Land so viele Heerkens oder Junkers nicht ernähren könnte. Man findet aber nicht, daß dieses holländische Compliment übel aufgenommen worden.

Weil die Geschichte dieser beyden Damen so unvollständig ist, so kann die Vergleichung zwischen ihnen nicht weiter ausgeführt werden. Denn eine jede kann verschiedene Eigenschaften besessen haben, welche aber aus eben derselben Ursache unbekannt sind. Aus der kurzen Historie der Chioßa siehet man, daß es ihr weder an Geschicklichkeit noch an Willen gefehlt, die grössten Staatsstreiche auszuführen. Aus der Geschichte der Sigbritt aber erhellt, daß dieselbe eine ehrliche Frau gewesen, und nichts weniger als die Kunst verstanden habe, sich zu verstellen. Zugleich zeigen ihre Unternehmungen, daß sie mit einer männlichen Einsicht, und mit einem sehr guten natürlichen Verstande begabt gewesen. Hatte also die türkische Chioßa gleich einen listigern und verschlagenern Kopf, so besaß die dänische Sigbritt dagegen einen so viel reiferen Verstand. Sie nahmen endlich beyde ein betrübtes Ende. Chioßa ward in ihrem hohen Alter stranguliret, Sigbritt ward gegen das Ende ihres Regiments in die Peblingsee geworfen, und gleichsam nur deswegen gerettet, daß sie gleich darauf ins Elend gehen sollte. Es traf also bey ihr das allgemeine Sprüchwort ein, Wer hängen soll, der ersäuft nicht. Man kann indessen von ihren Schicksalen, welche sie

auf ihrer Flucht erlebt, nichts sagen, weil die Historie davon nichts meldet. Uebrigens lernt man aus den Geschichten dieser beyden Frauen, daß die oben angeführte Fabel von alten Weibern ungegründet sey. Denn man findet, wenn man nur nachsucht, ausser diesen beyden noch verschiedene andre betagte Matronen, welche ein männliches Herz in weiblichen Leibern getragen, und als Weiber mit männlichen Eigenschaften ausgerüstet gewesen, ja welche mit der Chioßa beissen können, ob sie gleich keine Zähne mehr gehabt haben.



Made=

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Mademoiselle de Montpensier und Madame de Mazarin.

Einleitung.

Der freye Wille des Menschen muß in keiner Sache weniger als in Ehesachen eingeschränket werden, und dennoch wird nirgends ein grösserer Zwang, als in diesem Fall, ausgeübt. Denn man sieht täglich, daß verschiedene wieder ihren Willen genöthiget werden, sich mit solchen Personen

Zwang in Ehesachen ist sehr schädlich.

zu verbinden, für welche sie doch einen Abscheu hegen, und daß andre die Person nicht zur Ehe nehmen dürfen, welche sie lieben. Dieser Zwang ist in beyden Fällen gleich schlecht gegründet, und hat also auch an beyden Theilen betrübte und wiedrige Folgen. Ich wünsche sehr, daß dieses Gebot unverbrüchlich möge gehalten werden, die Kinder sollen ihren Eltern folgen und gehorsam seyn, jedoch mit diesem Zusatze, **ausgenommen in Ehesachen**; denn wenn eine Ehe schlecht gegründet ist, und daher übel geräth: so leidet nicht der Vater, sondern der Sohn, nicht die Mutter, sondern die Tochter. Wenn die Eltern ihren Kindern Kleider und Schuhe geben: so lassen sie das Maaß nicht nach ihren Leibern und Füssen, sondern nach den Leibern und Füssen der Kinder nehmen, und zwar mit recht. Denn derjenige fühlt es allein, wie der Schu drückt, der denselben trägt. Aber in Ehesachen wollen die Eltern ihren Kindern nicht erlauben, dasjenige zu erwählen, was ihrer Neigung gefällt, und derselben am gemässesten ist *, sondern man

* Plutarch erzählt folgende Geschichte von einem Rö-

man zwingt die Kinder, sich nach dem Willen und Sinne der Eltern zu richten. Die Kinder sollten billig in dieser wichtigen Sache, woran sie allein Theil nehmen, nicht nur zu rathe gezogen werden, sondern auch eine doppelte Stimme haben; oder wenn man es noch deutlicher ausdrücken will, die Kinder sollten hierinn Richter, die Eltern aber nur solchen Personen ähnlich seyn, die man in gewissen Gerichten Auscultanten zu nennen pflegt. Weil man aber in diesem Stücke so unordentlich verfährt: so darf man sich nicht wundern, wenn man auch allenthalben so viele betrübte Wirkungen davon wahrnimt, und die Consistorialprocesse dadurch so sehr gehäufet werden. Wenn man Säfte miteinander vermischet, die ihrer Natur nach einander entgegen sind: so

Wie weit die Macht der Eltern in diesem Stücke sich erstrecke.

Römer, welcher sich ohne Ursach von seiner Frau zu scheiden schien. Seine Freunde hielten ihm dieses für, und konnten den Grund seines Mißvergnügens nicht einsehen, da diese Frau schön war, und ihrem Manne Kinder zur Welt brachte. Er aber streckte seinen Fuß aus und sagte: Dieser Schu ist auch nett. Aber niemand, als ich, fühlt die Pein, welche er mir verursacht.

so fangen sie an zu schäumen, und kochen aus dem Gefässe heraus, worinn man dieselben geschüttet; und wenn die nicht miteinander übereinstimmenden Gemüther zwoer Personen durch eine erzwungene Verbindung vereinigt werden, so entsteht eine solche Unruhe und Bewegung, welches alles in Unordnung setzt. Wegen solcher Unordnungen müssen bisweilen neuverehlichte Personen allerhand Urtheile über sich ergehen lassen, und werden sogar auch öfters deßfalls bestraft, da doch die Eltern billig sowol die Nachrede als die Strafe tragen sollten, die mit Gewalt eine solche Verbindung erzwungen, gegen welche sich die Natur gleichsam gesetzet. Ich will zur Erläuterung dieses Satzes ein Beyspiel anführen, welches vor einigen Jahren der Entscheidung unsers Consistorii übergeben ward, und folgende Umstände enthält. Ein Mann beschuldigte seine Frau der Untreue, und verlangte von ihr geschieden zu werden. Die That ward bewiesen, und die Frau läugnete dieselbe auch nicht. Sie wandte blos ein, daß sie von ihren Eltern zu dieser Ehe gezwungen worden, und berief sich auf

Ein Beyspiel zur Erläuterung dieses Satzes.

auf noch lebende Personen, welche bezeugen könnten, daß sie, wie sie von dem Prediger bey der Trauung gefragt worden, ob sie die gegenwärtige Person zu ihrem Manne haben wolle, mit Nein geantwortet. Ihre Eltern aber hätten dem Prediger einen Wink gegeben, daß er dem ohngeachtet, mit der Copulation fortfahren sollte. Ich hielte, als ein Mitglied des Consistorii, dafür, daß man die Frau nicht deswegen strafen könnte, weil sie ihre Zusage und Verbindung gebrochen, indem sie nichts zugesagt oder versprochen hätte. Ein Versprechen, welches einer leistet, wenn der andre ihn mit Gewalt dazu zwinget, ist kein Versprechen, und am allerwenigsten kann man sagen, daß sich jemand zu einer Sache verbindlich gemacht, wenn er öffentlich zu erkennen gegeben, daß er nicht damit übereinstimme. Die Frau war also nach meiner Einsicht zwar nicht unschuldig, weil sie eine Missethat begangen, aber ihr Mann hatte eben so wenig als ihre Eltern recht, sie anzuklagen. Denn der erste hatte sich mit einer Person ehelich verbinden lassen, welche öffentlich gegen die Copulation protestirt.

testirt. Die Eltern aber konnten eben so wenig auf eine Bestrafung dringen, weil sie ihre Tochter gezwungen, demjenigen die Hand zu reichen, dem sie ihrem Geständnisse nach, das Herz nicht geben konnte. Wenn ein schlecht gebautes Haus niederfällt, so rührt solches nicht allemal von den Baumaterialien, sondern auch öfters von denen her, die dasselbe aufgerichtet, und nicht gesucht haben, durch feste Steine und guten Kalk dem Gebäude seine rechte Verbindung zu geben. Und wenn aus einer übelgegründeten Ehe allerhand Verwirrungen entstehen, so haben diejenigen die Schuld, welche nicht auf die Liebe und Uebereinstimmung der Gemüther bey den verbundenen Personen gesehen haben. Denn dadurch muß die getroffene Vereinigung, wie ein Haus durch Kalk und Steine in einem guten Zustande erhalten werden.

Die gezwungenen Ehen sind von zweyfacher Art.

Die gezwungenen Ehen werden übrigens auf eine zweyfache Art vollzogen. Man zwingt entweder beyde Personen, sich wider ihren Willen in eine eheliche Verbindung einzulassen, und alsdenn ist es, als wenn man zwey Pfer-

Pferde gerade gegen einander an eine Mühle spannet, woraus endlich diese Wirkung erfolgen muß, daß das Rad in Stücken springet. Oder es wird nur ein Theil von beyden genöthiget, eine Person, die man doch verabscheuet, zur Ehe zu nehmen. Und in diesem letztern Fall verhält es sich eben so, als wenn ein Fuß willig ist, der andere aber nicht folgen will, woher man gezwungen wird, auf einem Beine zu hinken, und endlich gar bald still zu stehen. Die erste Gattung einer solchen Ehe ist ein Streit, und die andere eine unvollkommene Vereinigung. Denn eben so wenig man es einen Kauf nennen kann, wenn der eine Theil zwar verkaufen, der andere aber nicht kaufen will. Eben so wenig kann auch eine Ehe vollkommen seyn, wenn beyde Theile nicht aus freyen Stücken und ohne den geringsten Zwang dazu ihre Einwilligung geben. Deßfalls sagte jener lustige Mann in der Comödie, **ich bin halb verlobt, denn ich habe mein Herz einem Mädgen geschenkt, es fehlt nun nichts weiter, als daß das Mädgen mir ihr Herz wieder schenke.**

Was

Ein Einwurf wird beantwortet.

Was man gegen diesen Satz einwenden kann, besteht darinn, daß junge Leute, aus Mangel der Einsicht, ihr eigen Wohl nicht kennen, und daher ihren Eltern und Vormündern eine so wichtige Sache überlassen müssen. Ich räume sehr gerne ein, daß die Eltern in diesem Falle nicht gänzlich müssen ausgeschlossen werden. Mich dünkt aber, daß dieselben in dieser Sache billig nichts weiter als einen guten Rath ertheilen, oder aufs höchste nur das ius praesentandi haben, und also den Kindern lediglich nur gewisse Personen vorschlagen sollten, aus welchen die Kinder nachher sich diejenigen erwählen könnten, welche der Neigung ihres Sinnes und Herzens am gemäßesten zu seyn scheinen. Aber es ist unerlaubt, und einer Tyranney ähnlich, den Kindern gewisse Personen aufzudringen, insonderheit wenn es auf eine solche Art geschicht, wie in Spanien und Italien gebräuchlich ist, wo Braut und Bräutigam sich einander nicht eher erblicken, als bis sie für den Altar treten. Man lacht über einen gewissen Priester, welcher seine Copulation mit diesen Worten angefangen: **Ein jeder, der in die**

Ehe

Ehe treten will, muß vorher zusehen, zuhören und zufühlen. Ich meines Theils finde an dem Eingang dieses ehrlichen Mannes nichts auszusetzen. Denn, wenn man nicht so behutsam verfährt: so ist es als wenn man, nach dem gemeinen Sprichworte, die Katze im Sacke kauffet.

Wenn ein Ehecontract nach dem Vorschlage des politischen Kanngiessers bedingungsweise, und zwar auf eine solche Art geschlossen würde, daß es einem Ehegatten nach vorhergegangener vierteljährigen Aufkündigung sich von dem andern zu trennen freystünde: so könnte die Freyheit der Kinder durch die Macht der Eltern eingeschränkt werden; da aber ein solcher Contract ewig währet, und eine unglückliche Ehe daher kein Fegfeuer, sondern eine Hölle ist: So handelt man unmenschlich, wenn man jemand wieder seinen Willen zwingt, sich mit einer Person, die man doch verabscheuet, ehelich zu verbinden. Ja dieser Zwang ist nicht allein tyrannisch, sondern auch ungereimt. Denn da die Ehe eine liebreiche Vereinigung zweyer Herzen seyn soll: so kann ein Vater zwar wol seine Tochter fragen,

ob

ob sie diese oder jene Person lieben könne; aber er kann ihr nicht befehlen, dieselbe zu lieben. Denn auf Befehl zu lieben, ist eben so unmöglich, als sich auf Befehl eine Handbreit grösser zu machen, als man ist, und es gilt auch hier, was man von dem Glauben zu sagen pflegt, daß man denselben nicht durch Gewalt jemanden beybringen und einpflanzen könne. Wollte man einwenden, daß man, wenn es einem gleich unmöglich fiele, auf Befehl zu lieben, doch zum wenigsten die Anständigkeit beobachten, und sich gegen einen Ehegatten freundlich stellen könnte: So verhält sich dieses auf eben dieselbe Art, als wenn man in Religionssachen sagen wollte, daß man, wenn man gleich nicht vermögend wäre auf Befehl zu glauben, sich doch wenigstens anstellen könnte, als wenn man glaubte, oder daß man, welches einerley ist, einen Heuchler abgeben könnte. Es ist nach meiner Einsicht besser, so wol in dem einen als in dem andern Falle aufrichtig zu verfahren. Denn wie man jemanden einen Irrthum in der Religion eher, als die Heucheley vergeben kann: so ist auch in der Ehe eine aufrichtige

tige

tige Ohrfeige nicht so tadelnswürdig, als ein falscher Kuß. So wie es weit edler und anständiger ist, wenn man seinem Feinde offenbar den Krieg ankündiget, als wenn man ihn unter dem Schein der Freundschaft überfällt, und ins Unglück bringt.

Hinderniß in der Ehe ist eben so unbillig als der Zwang.

So unbillig nun die Eltern und Vormünder handeln, wenn sie ihre Kinder mit Macht, und gleichsam mit den Haaren zum Brautbette ziehen: so unrecht verfahren diejenigen insgemein auch, die verliebte Personen von einander zu trennen suchen, welche doch die Natur, durch eine verborgene Uebereinstimmung, mit einander scheint vereint zu haben. Ich sage insgemein, denn bisweilen kann man mit Recht Zwang gebrauchen, wenn man merkt, daß diese oder jene Parten einem ganzen Geschlechte unanständig und schimpflich seyn würde. Wo aber dieser Umstand wegfällt: so kann man mit Recht sagen, daß die Verhinderung in diesem Falle eben so unbillig und ungereimt sey, als der bereits oben angeführte Zwang. Denn da eine solche Trennung öfters härter als der Tod ist: so handelt man unbillig, wenn man darauf dringet. Es ist aber zugleich ein

solches

solches Verfahren auch ungereimt, und der gehoffte Endzweck kann dadurch unmöglich erreicht werden: denn man gießt dadurch nur Oel ins Feuer, und eine schwache und noch nicht weit getriebene Neigung wird durch diese Bemühung in eine romanische und tragische Liebe verwandelt. Daher haben auch die Poeten und Tragödienschreiber keine Leidenschaft stärker befunden, als das Verlangen liebender Personen, welche nicht erhalten können, was sie wünschen. Je mehr man die Aufsicht verdoppelt, je stärkere Schlößer man anlegt, und je festere Schanzen man aufwirft, desto heftiger wird die Liebe. Von dieser gedoppelten Art des Zwangs und von den Wirkungen desselben, geben die Geschichte der beyden Damen, welche gleich folgen werden, merkliche Beyspiele. Die eine ward gezwungen sich mit demjenigen zu vermählen, welchen sie haßte, und die andere durfte die Person nicht zur Ehe nehmen, welche sie liebte. Daher hat die Aufführung dieser beyden Fürstinnen zu den betrübten Begebenheiten Anlaß gegeben, welche in ihrem Leben vorkommen.

Made=

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Mademoiselle de Montpensier.

Mademoiselle de Montpensier, eine Tochter des Gastons, Herzogs von Orleans, und Bruders Ludwigs des dreyzehnten, erblickte das Licht der Welt den 28 Jun. 1627. Sie kann unter die gelehrten Prinzeßinnen gerechnet werden, und hat ihre eigne Geschichte in den bekannten Memoires abgefaßt, welche sie in acht Theilen nachgelassen. Weil ihre Mutter kurz nach ihrer Geburt starb, und ihr Vater nicht lange darauf aus Mißvergnügen den Hof verließ: so muste man gewisse Personen verordnen, ihre Mittel zu verwalten. Der berühmte Cardinal von Richelieu, welcher damals der höchste Minister in Frankreich war, und mit einer unumschränkten Macht regierte, wollte die Rückkunft des Herzogs von Orleans nicht anders, als unter so harten Bedingungen, erlauben, daß Mademoiselle, welche damals

Ihre Begebenheiten in ihrer Kindheit.

 nur

nur 4 oder 5 Jahr alt war, darüber heftig erbittert ward. Denn er ließ dem Herzog wissen, wenn er die Gnade des Königs seines Bruders wieder erlangen wollte, so müßte er sich zur Ehescheidung mit der lothringischen Prinzeßinn bequemen, welche er in seiner Abwesenheit zu Nanci zur Ehe genommen hätte, und sich wieder mit Mademoiselle de Comballet, einer Niece des Cardinals, vermählen. Man darf sich nicht über diese Kühnheit des Cardinals wundern, weil er in einem so grossen Ansehen stand. Denn der König war, wie Mademoiselle berichtet, von Natur furchtsam, und geschickter sich von andern regieren zu lassen, als selbst zu regieren. Er konnte gleich seine ganze Gemüthsfassung verliehren, sobald er nur ein fremdes Gesicht erblickte. Der Herzog bequemte sich zum Vergleich und kam wieder zurücke, jedoch ohne sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche ihm der Cardinal vorschreiben wollte. Richelieu starb 1642, und der König folgte ihm kurz darauf im Tode nach. Daher ward die Verwaltung des Reichs der verwittweten Königinn anvertrauet, welche solche wieder dem Mazarin, einem Schüler des Richelieu übergab, daß also die gröste Gewalt wie vorher, in den Händen eines Cardinals blieb. Währender Zeit, daß Mazarin am Ruder saß, hielte der Graf von Soißon um Mademoiselle an, weil ihr Vater ihm bereits dieselbe versprochen, allein sie schlug diese Partey aus. Der damals

aus

aus seinen Königreichen vertriebene Prinz von Wallis, welcher nachher in England unter dem Namen Carl der andre regierte, liebte sie auch, aber sie wollte seinen Antrag nicht einmal anhören, weil sie durchaus eine Kayserinn werden wollte. Hierauf hatte sie ihre Gedanken einzig und allein gerichtet, und nahm deswegen auch eine solche Aufführung an, welche mit der Gemüthsneigung des Kaysers übereinstimmte. Weil sie gehört hatte, daß der Kayser zu frommen und gottseligen Uebungen geneigt wäre, so richtete sie ihre Andacht auch darnach ein, und stellte sich, als wenn sie ins Kloster gehen wollte. Jedoch diese von ihr entworfene Ehe, kam eben so wenig, als der Vorschlag zum Stande, den man hatte, sie mit dem Könige von Spanien zu vermählen, welcher eben damals seine Gemahlinn durch den Tod eingebüßt hatte.

Mazarin stellte sich, als wenn er ihr Bestes besorgen wollte, man merkte aber bald, daß alles nur in blossen Worten bestand, und daß er es niemals ernstlich meinte. Dieses verursachte, daß die Prinzeßinn ihm den Rücken wandte, und sich zu der Partey des Prinzen von Conde schlug, welcher ein abgesagter Feind des Cardinals war, und die Unterthanen, insonderheit die Einwohner von Paris so sehr gegen diesen Minister aufhetzte, daß der junge König nebst der verwittweten Königinn und dem ganzen Hofe zu verschie-

Antheil, den sie an den bürgerlichen Kriegen genommen.

denenmalen die Flucht nehmen mußte. Dadurch erhielt der Prinz im Reich allenthalben die Oberhand, und nahm so sehr an Macht und Ansehen zu, daß verschiedene von seinen eigenen Anhängern, unter denen auch die Prinzeßinn war, kaltsinnig gegen ihn wurden. Man findet auch, daß sie selbst unter denen befindlich gewesen, die ihn in Verhaft zu nehmen, riethen, welches auch geschahe. Jedoch ihre Kaltsinnigkeit, gegen den Prinzen, war von keiner langen Dauer. Denn sie trat hernach abermals zur Partey desselben, und beförderte nicht nur seine Befreyung aus dem Gefängnisse, sondern that auch alles was sie konnte, das ganze Reich gegen den Cardinal und den Hof aufzubringen, wodurch sie es endlich dahin brachte, daß Mazarin genöthiget ward, aus dem Reiche zu fliehen. Sie gieng damals gar so weit, daß sie, da der Hof sich nach Orleans begeben wollte, in eigener Person dahin reisete, dieses zu verhindern. Sie fand die Thore zwar zugeschlossen, sie ließ aber ein Thor in Stücken schlagen, und kam dadurch in die Stadt, woselbst sie alle Einwohner beredete, sich öffentlich für die Partey des Prinzen zu erklären. Ihr eigener Vater, der Herzog von Orleans, sahe diese That als ein thörichtes Unternehmen an, und verglich dieselbe mit den Abendtheuern eines wandernden Ritters. Wie aber die Sache glücklich ausfiel, so ward sie ihr zum Ruhm ausgelegt. Madame Motteville bezeugt,

zeugt, daß die Prinzeßinn sich selbst so groß damit gemacht, daß sie auch die Hofnung gehegt, mit dem jungen König in Frankreich vermählt zu werden. Sie entdeckte ihre Gedanken auch der verwittweten Königinn in einem Schreiben. Wie aber dasselbe übel aufgenommen ward, so faßte sie gleich einen andern Brief ab, der mit Drohungen angefüllet war, und worinn sie zu erkennen gab, daß sie keine so geringe Person sey, welche man verachten dürfte. Sie könnte der königlichen Partey Dienste thun, wenn man ihr Begehren erfüllte, aber die Genugthuung müste darinn bestehen, daß man sie zur Königinn machte. Endlich fügte sie noch hinzu, daß sie vermögend sey, dem Hofe die Sachen so schwer und verwirrt zu machen, daß man noch auf den Knien ihre Hülfe würde suchen müssen. Dieses hat Madame Motteville aus zween eigenhändigen Briefen der Mademoiselle gezogen, und bekannt gemacht. Man sieht daraus, daß diese Prinzeßinn einen seltsamen Hochmuth besessen, und daß es ihr bey der Munterkeit und Geschicklichkeit, welche sie besessen, an der nöthigen Klugheit gefehlt habe.

Ihr Hochmuth.

Wie sie Orleans auf solche Art gegen die Hofpartey in Sicherheit gesetzt hatte, so verließ sie nebst dem Prinzen diese Stadt, um sich nach Paris zu begeben. Kurz darauf ward ausserhalb dieser Hauptstadt vor dem Thor des heil. Antonius das berühmte Treffen gehalten, wo das Kriegsheer des Prinzen ge-

schlagen ward. Es schien hierauf alles vor demselben verlohren zu seyn, Mademoiselle de Montpensier aber wandte die äusserste Mühe an, und brachte es endlich bey den parisischen Bürgern dahin, daß dieselben den geschlagenen Truppen die Thore öfneten. Sie begab sich zu gleicher Zeit in eigner Person nach der Bastille, und ließ daselbst die Kanonen gegen die königlichen Truppen abfeuren.

Eine heldenmüthige That.

Da aber die Hofpartey immer stärker ward, so muste Mademoiselle die Wirkungen ihrer erwiesenen Tapferkeit und ihres grossen Eifers für den Prinzen von Conde empfinden. Denn sie erhielt nicht lange darauf Befehl, sich nach St. Fargeau zu begeben. Man verfuhr aber dabey überaus gelinde und höflich. Denn der König ließ ihr wissen, weil er gehört hätte, daß sie sich nach diesem Orte begeben wollte, so stünde es ihr frey, diese Reise anzutreten. Sie hatte hierauf auch noch allerhand Verdrießlichkeiten, welche ihr Haus und Geschlecht betrafen, und gerieth sogar mit ihrem eignen Vater in Streit, mit welchem sie doch wieder ausgesöhnt ward.

Ihr Zustand nach wieder hergestellter Ruhe im Reich.

Wie sie sechs Jahre von dem Hofe, seitdem ihr derselbe verboten worden, entfernt gelebt hatte, so erhielt sie die Gnade des Königes wieder, und erschien zu Sedan von neuen bey Hofe. Sie ward von dem Könige und der verwittweten Königinn liebreich empfangen, und Mazarin that ihr sogar einen Fußfall. Sie folgte dem Hofe hierauf nach Pa-

Paris, woselbst der Bruder des Königs eine grosse Liebe zu ihr blicken ließ, und sich mit ihr zu vermählen suchte. Sie war auch nicht ungeneigt dazu. Denn die Verbindung mit einem jungen und wohlgebildeten Prinzen, welcher noch überdem ein Bruder des Königes war, schien ihr eine sehr anständige und vortheilhafte Parten zu seyn. Sie änderte aber ihre Gedanken wieder, und dieser junge Prinz vermählte sich kurz darauf mit einer englischen Prinzeßinn. Die Unruhen waren nunmehr völlig gestillt und beygelegt, und man war damals eben beschäftiget, die Vermählung des jungen Königs mit einer spanischen Prinzeßinn zu Stande zu bringen, welche auch nachher vollzogen ward. Spanien und Frankreich schlossen Frieden mit einander, und die Reiche wurden durch diese Vermählung verbunden. Dieses war das letzte Meisterstück des Mazarins, denn er starb kurz darauf, und sein Tod erweckte auch bey denen keine sonderliche Bekümmerniß, welche er sich doch durch Wohlthaten verbindlich gemacht, und zu Ehrenstellen und Würden erhoben hatte. Denn er that es nicht allemal umsonst, und spottete bisweilen selbst über diejenigen, welche von ihm befördert worden. Wie man ihm einmal vorwarf, daß er die fürstliche Würde gar zu vielen Personen beylegte, so antwortete er, Je ferai tant des Ducas, qu'il sera honte de l'étre et de ne l'etre pas: Das ist: Ich will so viele Herzoge ma-

Einige Anmerkungen, welche den Kardinal Mazarin betreffen.

 chen,

chen, daß es eine Schande sowol für diejenigen seyn soll, die es sind, als die es nicht sind. Mademoiselle gibt ihm nur durchgehends ein schlechtes Zeugniß. Es ist ungewiß, ob sie ihn rühmen oder tadeln wollen, da sie die Freygebigkeit anführt, welche er kurz vor seinem Ende blicken lassen. Er ließ nämlich an einem gewissen Tage ein grosses Gastmahl anrichten, und dazu auch die königliche Herrschaft einladen. Nach der Tafel führte er seine Gäste, in eine Gallerie, welche mit Edelgesteinen und andern kostbaren Sachen angefüllt war. Er gab dieses alles, jedoch mit dieser Bedingung preis, daß eine jede eingeladene Person durch eine Lotterey daran Theil nehmen sollte. Das gröste Loß bestand in einem Diamant, welcher 4000 Thaler werth war, und der einem Officier bey der königlichen Gendarmerie zufiel. Mademoiselle erhielt auch bey eben derselben Gelegenheit einen kleinen Diamant von 4000 Livres.

Bisher hatte man die Mademoiselle als eine Heldinn angesehen, welche ihren Feinden Trotz gebothen, und sich in Kriegsverrichtungen brauchen lassen. Es mußte nothwendig eine Verwunderung erwecken, da man sahe, daß eine junge Prinzeßinn von 20 Jahren mit einem solchen unerschrockenen Muthe, und mit einer solchen Gegenwart des Geistes, den gefährlichsten Treffen beywohnte. Wie aber

aber die allergrößten Helden bisweilen sich durch geringe Dinge leichter als andere schrek-ken lassen, so ward sie selbst auch einmal von einer solchen unzeitigen Furcht überfallen, welche ein allgemeines Gelächter erweckte. Sie trägt kein Bedenken, diesen Zufall mit ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit selbst zu erzählen. Wie sie einmal in Armagnack ihr Quartier in einem alten Hause genommen hatte, und des Nachts bereits eingeschlafen war, so pochte jemand an die Thüre, und schrie, daß sie sich eiligst retten möchte, weil das Haus gleich einfallen würde. Sie sprang deswegen aus dem Bette, und lief nach dem Hofe, wo sie sich allenthalben umsahe, und sich erkundigte, was dieses bedeuten sollte. Man sagte ihr, daß es nichts anders als ein Erdbeben sey, welches, weil es sich oft ereignete, bey den Einwohnern weiter keine Furcht verursachte. Wie sie dieses hörte, so ward ihr Gemüth wieder ruhig, aber sie merkte auch nun erstlich, daß sie nackend war, daher mußte sie sich in eine Pferdedecke einwickeln, welche ihr ein Stallknecht reichte, bis man ihre Kleider herbeybrachte. Dieses dient zum Beweise des Satzes, den ich an einem andern Orte von der Philosophie und Tapferkeit beygebracht habe, nämlich, daß der gröste Weltweise, und der kühnste Soldat durch einen unvermutheten Zufall in Bewegung gerathen, und in Furcht gesetzt werden könne, ohne seinen gewöhnlichen Character zu verlieren.

Eine seltsame Begebenheit.

Neue Auftritte in ihrem Leben.

Ich habe gesagt, daß man die Mademoiselle bisher als eine Heldinn angesehen. In den übrigen Auftritten ihres Lebens bemerkt man eine Vermischung von Liebe und Philosophie. Die Umstände, welche man bey ihrer Liebe wahrnimt, bestärken den Satz, daß die sogenannten Prudes unter dem Frauenzimmer, welche so zärtlich sind, und alles abzirkeln und auf die Waagschale legen, insgemein die schlechteste Wahl treffen. Man kann dieselben, in diesem Stücke, mit den Misantropen vergleichen, denen alle Menschen zuwieder sind, welche aber endlich ihre Liebe und Neigung einem solchen Vorwurf widmen, wodurch bey andern ein Widerwillen erweckt wird. Ich habe bereits gezeigt, daß diese Prinzeßinn verschiedene vortheilhafte Parteyen ausgeschlagen, und daß sie durchaus keinen andern Gemahl haben wollen, als den Kayser, oder den jungen König in Frankreich. Ihr Anverwandter, Monsieur de Turenne, schlug ihr eine Partey mit dem Könige von Portugall für, worauf sie aber im Eifer antwortete: **Ey! den will ich nicht.** Turenne ward darüber empfindlich, und sagte: **Damen von eurem Stande müssen keinen andern Willen haben, als den Willen des Königs.** Nachdem man lange davon geredet hatte: so erklärte sie sich endlich ganz kurz, daß sie nicht das geringste weiter von dieser Materie hören wollte. Ja sie verharrete stets bey diesem

Vor-

Vorsatze, ob man ihr gleich nachher noch verschiedene andere Parteyen antrug, wesfalls ihr auch zu verschiedenen malen der Hof verboten ward.

Jedoch, diese zärtliche und hochmüthige Prinzeßinn, welche vorher durchaus nichts weniger als eine Kayserinn seyn wollte, und aus dieser Ursache sowol auswärtige Könige als auch ihren Cousin, den Herzog von Orleans, verschmähet hatte, ward in ihrem 43 Jahr sterblich verliebt, und verfiel auf eine Partey, welche ihrer hohen Geburt ganz unanständig war. Sie erzählt diese Liebe selbst in ihren Memoires, man findet aber eine ausführlichere Nachricht von derselben in einer andern Schrift, welche den Titel führt: Les amours de Mademoiselle & de Monsieur Lauzun, und woraus ich das vornehmste anführen will. Wenn man dem Verfasser dieser Schrift Glauben beylegen darf: so kann man diese ganze Sache als eine Wirkung von einem blossen Zufalle ansehen, wozu folgende Gelegenheit Anlaß gab. Der Graf von Lauzun befand sich einmal in einer Gesellschaft, wo man von der Vermählung der Mademoiselle redete. Einer von den Anwesenden wandte sich bey dieser Gelegenheit an Monsieur de Lauzun, und sagte: **Warum versucht ihr euer Glücke nicht, dieses ist eine Sache, worauf ihr billig denken solltet.** Lauzun ward über diese Rede sehr bestürzt, und

gab

gab in seiner Antwort zu erkennen, daß es zu kühn und zu verwegen von ihm seyn würde, wenn er so hohe Gedanken fassen wollte. Nichts destoweniger erweckte diese Sache doch ein Nachdenken bey ihm, und er wartete also der Prinzeßinn nicht nur öfterer, als vorher, auf, sondern er that auch alles, was zu ihren Vergnügen gereichen konnte. Nach verschiedenen Unterredungen, welche er mit ihr geführt, und woraus er abnehmen konnte, daß seine Person ihr nicht ganz unangenehm sey, nahm er sich endlich einmal die Freyheit zu sagen, daß er wol merken könnte, daß Mademoiselle ihren Stand bald verändern würde. Er wünschte daher innerlich, die Person zuerst kennen zu lernen, welche das Glück haben würde, ihr Gemahl zu werden, damit er denn auch zuerst die Ehre haben mögte, ihr dazu Glück zu wünschen. Die Prinzeßinn versprach ihm solches kund zu thun, worauf er sich gleich mit einer grossen Bewegung erkundigte, wenn solches geschehen sollte? Die Prinzeßinn, welche die Ursache seiner Unruhe merkte, antwortete mit einem Lächeln, daß es innerhalb drey Monaten geschehen sollte. Ach, versetzte der Graf darauf, diese Zeit wird mir sehr lange währen, und meine Geduld wird dadurch recht auf die Probe gesetzt werden. Jedoch, ich muß die Zeit erwarten, weil es die Prinzeßinn so befiehlet. Wie die bestimmte Zeit verstrichen

Diese Liebe ist einem Roman ähnlich.

strichen war: so stellte sich der Graf wieder bey der Prinzeßinn ein, und sagte: Nun ist die Zeit da, und ich hoffe, daß Ew. Hoheit Dero Versprechen nachkommen werden. Die Prinzeßinn erkundigte sich bey ihm, ob die drey Monate bereits verflossen wären, worauf er antwortete, daß ihm diese drey Monate als drey Jahre vorgekommen, und daß er diese Zeit kaum erwarten können. Aber, sagte die Prinzeßinn, was kann es euch helfen, wenn ihr solches erfahret? So viel, versetzte Lauzun, daß ich dadurch der glückseligste Mensch auf der Welt werden kann. Wohlan, erwiederte die Prinzeßinn, ich will es euch diesen Abend sagen. Auf welche Art, sagte er darauf, soll dieses geschehen? Die Prinzeßinn antwortete: Ich will es auf eine Scheibe in meinem Fenster schreiben. Auf eine Fensterscheibe? antwortete er: Auf solche Art wird es der erste im Hause, der sich dem Fenster nähert, eher als ich, erfahren. Die Prinzeßinn erkundigte sich bey ihm, auf was für eine Art er denn dieses zu erfahren wünschte. Worauf Lauzun versetzte: Auf die Art, welche Ew. Hoheit für gut finden, wenn ich nur der erste bin, der es erfährt. Endlich erklärte sich die Prinzeßinn auf folgende Art: Bekümmert euch nicht

nicht darum, ich will es auf ein Blatt Papier schreiben, und euch solches noch diesen Abend überliefern.

Wie der Abend anbrach, so nahete er sich aufs ehrerbietigste zu ihr, und erinnerte sie ihres Versprechens. Sie übergab ihm darauf einen versiegelten Zettel und sagte: Sehet, da ist dasjenige, was ihr verlangt habt. Oefnet aber den Zettel nicht eher, als nach Mitternacht. Denn weil es heute Freytag ist, und ich bemerket habe, daß alle Freytage mir zuwieder und unglücklich sind: so will ich, daß dieser Tag erst ganz vorbey gehen soll. Lauzun ging darauf von ihr; er stellte sich aber um Mitternacht wieder ein, und zeigte ihr, daß der Zettel noch versiegelt sey, und daß er ihrem Befehl aufs genaueste nachgelebet habe. Die Prinzeßinn antwortete, wartet noch eine Viertelstunde, und alsdenn erlaube ich euch, den Zettel zu eröfnen. Dieses geschahe auch; worauf sie noch hinzufügte, daß er nun weggehen, den Zettel eröfnen, und morgen weiter mit ihr reden könnte.

Sie giebt ihm ihre Liebe zu erkennen.

So bald der Graf zu Hause angelanget war, so eröfnete er den Zettel, und fand zu seinem größten Erstaunen, daß sein eigner Name darinn geschrieben war. Er schwebte aber dennoch zwischen Furcht und Hofnung, weil er denken konnte, daß die Prinzeßinn

blos

blos aus dieser Ursache seinen Namen hinein-geschrieben, um mit ihm ihren Scherz zu treiben, und brachte daher den übrigen Theil der Nacht in grosser Unruhe zu. So bald der Tag anbrach, machte er sich fertig, zu der Prinzeßinn zu gehen. Wie dieselbe ihn erblickte, und merkte, daß er so blaß und verwirrt aussahe: so redete sie ihn mit diesen Worten an: Woher rühret doch diese schleunige Veränderung; gestern waret ihr lustig und munter, und heute seyd ihr betrübt und niedergeschlagen? Lauzun anwortete: Ich hätte nicht geglaubt, daß Ew. Königliche Hoheit so offenbar über mich hätten spotten wollen. Mademoiselle mußte ihm also versichern, daß es ihr wahrer Ernst sey, und sie konnte ihn kaum mit grosser Mühe dahin bringen, daß er solches glaubte. Wie aber Lauzun vollkommen davon überführet war: so fiel er auf die Knie, und bezeugte seine Erkenntlichkeit. Der Verfasser dieser Schrift bezeugt, daß man niemals etwas beweglichers hören können, als die Rede, die er damals gehalten.

Es war also nichts weiter übrig, als daß der Graf auch die Einwilligung des Königs zu erhalten suchte. Wie er einmal mit dem Könige von solchen Sachen redete, welche die Prinzeßinn betrafen: so lächelte der König dabey, und sagte: Es scheint, Lauzun, daß meine

meine Cousine dir am Herzen liegt. Denn ich merke aus deiner Rede, daß du in einem bessern Ansehen, als sonst jemand, bey ihr stehen muß. Lauzun antworte darauf, daß er nicht läugnen könnte, daß die Prinzeßinn ihm so viele Merkmaale ihrer Zuneigung gegeben, daß er sich zu einem Glücke ohne gleichen Hofnung machen konnte, wenn Ihro Majestät sich nur auch in diesem Stücke gnädig erzeigen wollten. Madame Montespan, welche damals gegenwärtig war, und durch diese Rede des Lauzuns eingenommen worden, sagte hierauf zum Könige: Warum wollten Ew. Majest. sein Glück hindern; er ist ja ein Mann von grossen Verdiensten. Wohlan, erwiederte endlich der König, sey versichert, Lauzun, daß ich dir in allen Stücken behülflich seyn will.

Der Graf hatte diese Versicherung kaum von dem Könige erhalten: so verfügte er sich zu der Mademoiselle, um ihr davon Nachricht zu geben. Weil nun also nichts weiter übrig war, als daß diese beyden verliebten des Königs öffentliche Einwilligung erhielten: So verfügte sich Mademoiselle, um diese Sache zu stande zu bringen, zum Könige, und begehrte dessen Einwilligung. Der König antwortete ihr freundlich, und sagte, ihr Begehren sey zwar etwas seltsam und fremd, doch wollte er ihr nicht entgegen seyn. Er bat sie allein,

allein, sich wohl zu bedenken. Wenn die Verliebten auf diese und andre Erklärungen des Königs, die er, ihrem Wunsche gemäß, ertheilte, unverzüglich zur Vollziehung ihres Bündnisses geschritten wären: so würde die Sache ihre Richtigkeit gehabt haben. Weil sie aber noch einige Tage warteten: so erhielten die Königinn, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde dadurch Gelegenheit, alles wieder umzustossen, und liessen nicht eher nach, den König zu bitten, bis derselbe ihnen versprochen, seine Gedanken zu ändern, und die Prinzeßinn von einer ihr so unanständigen Parten abzuhalten. Niemand trieb diese Sache eifriger, als der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans. Denn derselbe hatte noch einen besondern Haß auf die Prinzeßinn geworfen, weil er selbst ehedem um ihr angehalten, aber eine abschlägige Antwort erlangt hatte. Ihro Majestät ließ deswegen des Abends einmal die Prinzeßinn zu sich kommen, und entschuldigte sich, daß er das gegebene Versprechen nicht halten könnte. Diese Worte waren ein Donnerschlag in den Ohren der verliebten Prinzeßinn. Sie hörte dieselben als ein Todesurtheil an, und sagte: **Was wird aus Mons. Lauzun werden? und was wird aus mir selbst werden?** Der König antwortete: **Ich will ihn auf eine andre Art zufrieden stellen, daß er vergnügt seyn soll.** Was für eine Verwunde-

 rung

rung übrigens diese Begebenheit erweckt, und was man bey Hofe davon geurtheilet, solches kann man aus den Briefen der Marquise von Sevignes abnehmen, welche diese Sache sehr erläutern, und die ich aus dieser Ursache nicht füglich übergehen kann. Sie sind an den Herrn von Coulanges geschrieben, und lauten folgendergestalt:

Ich will dir eine Sache erzählen, die wunderbarste, die seltsamste, die unglaublichste, die größte, die kleinste, die rareste, die gemeinste, die bekannteste, aber bis hieher die verborgenste Sache, kurz eine Sache, wovon man bisher noch kein Exempel hat, eine Sache, die man niemals vermuthen können, die man nicht zu Paris glauben kann, und die deswegen auch zu Lion unglaublich ist. Ich kann mich nicht überwinden, dieselbe zu offenbaren, ich kann mich aber auch nicht zwingen, dieselbe zu verschweigen. Monsieur Lauzun wird an dem künftigen Sonntage Hochzeit halten, aber rathe! wie heißt die Braut? Er wird sich mit Mademoiselle, mit Mademoiselle, mit Mademoiselle vermählen, ja, bey meiner Ehre, bey meiner Ehre, ja bey meiner durch einen Eyd bekräftigten Ehre, er wird sich mit Mademoiselle,

selle, mit der grossen Mademoiselle, der Enkelinn Henrichs des vierten, vermählen. Wenn du darüber verwirrt wirst, wenn du schreiest, das sind Lügen, das ist Scherz, so hast du Ursache, es für einen groben Scherz zu halten. Wenn du gar deswegen auf mich ungehalten wirst, so kann ich es dir nicht verdenken, denn ich bin eben so ungehalten auf diejenigen geworden, welche mir diese Sache zuerst erzählt haben.

In einem andern Briefe an eben denselben, schreibt sie folgendergestalt:

Es war am Montage, da die Sache kund gemacht ward, und der Dienstag darauf ward mit allerhand Reden, mit Verwunderung, und mit Complimenten zugebracht. Am Mittwochen schenkte Mademoiselle ihrem Bräutigam bis auf weitern Bescheid vier Fürstenthümer, nämlich Eu, welches die erste Pairie in Frankreich ist, das Herzogthum von Montpensier, von welchem er gestern den ganzen Nachmittag den Titel geführt, die Fürstenthümer St. Fargeau und Chatellerault, welche zusammen auf 22 Millionen Gulden können geschätzet werden, aber am Donnerstag

Morgen, wie Mademoiselle hofte, daß der König seinem Versprechen gemäß, den Ehecontract unterzeichnen sollte, so ließ er dieselbe zu sich rufen, und gab ihr zu erkennen, daß sie nicht weiter auf diese Partey denken möchte. Hier ist gewiß eine reiche Materie zu einem Roman oder zu einer Tragödie, und insonderheit zu einem immerwährenden Gespräch, worinn wir uns auch hier Tag und Nacht ohne Aufhören üben, und ich hoffe, daß ihr an eurem Ort ein gleiches thun werdet.

Man sieht aus diesen Briefen der sinnreichen Frau von Sevignes, die grossen Bewegungen, welche durch diese Begebenheit veranlasset worden.

Ihre Liebe mit dem Grafen von Lauzun wird aufgehoben.

Auf solche Art endigte sich diese Historie, welche sowol an dem französischen Hofe, als auch in fremden Ländern ein grosses Aufsehen erweckte. Man lernt daraus den Character dieser Prinzeßinn kennen, daß sie nämlich etwas romanisches an sich gehabt, und daß sie ihre Liebe nach dem Entwurf eingerichtet, welchen man in den Romanen findet, die sie fleißig gelesen hatte. Sie erzählt selbst die meisten Umstände von dieser Liebe in ihren Memoires, obgleich nicht allemal auf eben dieselbe Art, wie der Verfasser der oben angeführten Schrift, woraus dieses genommen ist.

Ihre mit dem Lauzun getroffene Verbindung ward also, wie ich bereits gesagt habe, im Decembr. 1670 aufgehoben. Mademoiselle beschweret sich heftig darüber, und zwar mit solchen Worten, welche fast eine Verzweifelung anzeigen. Man hatte billig Ursache sich zu wundern, da man sahe, daß diese vorher so zärtliche und hochmüthige Prinzeßinn itzt durch die Liebe ganz eingenommen war. Der König Ludewig der vierzehnte fuhr beständig fort, ihr Ansuchen abzuschlagen; ja er ließ so gar in dem folgenden Jahre den Grafen von Lauzun in Verhaft nehmen, und nach Pignerol bringen. Lauzun suchte zwar zu entfliehen, aber er ward von der Wache in der Flucht ergriffen, und in eine noch genauere Verwahrung gebracht. Mademoiselle bemühete sich aufs äusserste seine Befreyung zu befördern, und wandte grosse Geldsummen darauf an. Sie brachte es endlich auch so weit, daß er nicht nur in Freyheit gesetzt ward, sondern auch die Erlaubniß erhielt, wieder nach Paris zu kommen. Er hatte aber kaum seine Freyheit wieder erlangt: so vergaß er alle ihm erzeigte Wohlthaten; und hier ist es, wo ihre Memoires ein Ende nehmen, nämlich in dem Jahr 1688. Einige haben vorgegeben, daß dieser Roman sich mit einer heimlichen Ehe endiget. Mademoiselle gibt auch selbst in ihren Memoires zu erkennen, daß ein solches Gerücht entstanden sey. Sie sagt aber auch zugleich, daß sie sich keine Mühe geben wolle, dieses Gerücht

Lauzun fällt in Ungnade.

Verdacht wegen einer heimlich mit ihm geschlossenen Ehe.

zu wiederlegen, weil sie versichert wäre, daß weder der König, noch sonst jemand, einer solchen Rede Glauben beymessen würde. Es ist glaublich, daß es ein Gedicht gewesen, ob gleich ein gewisser Schriftsteller sagt, daß man in der Stadt Eu als eine sichere Wahrheit erzählt, daß die Prinzeßinn mit dem Lauzun eine Tochter gezeugt, welche zu Treport erzogen worden, und bis 1727 oder 1728 gelebet habe.

Mademoiselle de Montpensier starb nicht lange darauf, nämlich 1693, und hat verschiedene Schriften nachgelassen, welche in acht Theilen in Duodez herausgekommen sind. Darinn findet man 1) Nachrichten, welche zu ihrer eigenen Geschichte, und zu der Historie der damaligen Zeiten gehören, 2) Briefe, welche zwischen ihr und der Madame Motteville gewechselt worden, und worinn von einem Vorschlage zu einem Einsiedlerleben gehandelt wird, auf welche Art solches am besten und am vergnügtesten könnte eingerichtet werden. 3) Ihre mit Monsieur Lauzun gepflogene Liebe, wovon bereits vorher geredet worden. 4) Beschreibung einer unsichtbaren Insel, welches ein sinnreicher Roman ist, und worinn sie über einen gewissen Parlamentsherrn zu Dombes scherzet, 5) Geschichte der Prinzeßinn von Paphlagonien, welches eine Spötterey über ein vornehmes Frauenzimmer ist, welche weder schön noch

artig

artig war. Huetius, welcher von diesen dreyen Romanen redet, bezeugt, daß Mademoiselle davon nur wenige Exemplare druk-ken lassen, weil sie zu verhüten gesucht, daß sie nicht in aller Leute Hände kommen sollten. Er sagt weiter, daß die Prinzeßinn selbst ihm eines von diesen Exemplaren geschenkt, worinn er am Rande die Namen der Personen gezeichnet, die in den gedruckten Büchern ausgelassen worden.



* * * * * * * * * * * * * * * * *

Hortensia Mazarini.

Diese Dame, welche wegen ihrer Klugheit, Einsicht und seltsamen Begebenheiten so bekannt in der Historie geworden, war eine Schwestertochter des berühmten Cardinals Mazarin. Ihre älteste Schwester gefiel dem König Ludwig den Vierzehnten so sehr, daß es gar schien, als wenn sie Königinn in Frankreich werden würde. Aber ihr Mutter Bruder, der Cardinal verhinderte dieses, um der Nachrede zu entgehen, ob er sich gleich sonst sehr wenig um die Urtheile anderer Leute zu bekümmern, sondern immer zu sagen pflegte: Laischions les dire, pourvou qu' ils nous laischent faire. Diese Hortensia, welche jünger war, ward von dem Cardinal, wegen ihrer grossen Eigenschaften, am meisten geliebt, und derselbe faßte daher auch den Entschluß, seinen Namen durch sie fortzupflanzen, und ihr sein grosses Vermögen allein zu überlassen.

Mazarin faßt den Entschluß, die Hortensia zu seiner einzigen Erbinn zu erklären.

Es geschahen deswegen verschiedene Vorschläge, sie auf eine anständige und vortheilhafte Art zu vermählen. Endlich traf die Wahl denjenigen, mit welchem ihr am wenigsten gedient war, nämlich den Herzog von Millerave. Dieser Herr faßte eine solche

Liebe

Liebe zu ihr, daß er auch sagte, er wollte mit Freuden drey Monate nach dem Beylager sterben, wenn er nur das Glück haben möchte, ihr Gemahl zu werden. Sie scherzt selbst darüber in ihren Memoires, und sagt: **Er erhielt mehr, als er gewünscht. Denn er ward mein Gemahl, und starb doch nicht.** Man sagt, daß dem Cardinal im Anfange dieses Ansuchen des Herzogs, so sehr zuwider gewesen, insonderheit da derselbe sich gewegert hatte, die älteste Schwester zur Gemahlinn zu nehmen, daß er sich auch öffentlich verlauten lassen, er wollte die Hortensia lieber einem Lakai zur Ehe geben. Der jungen Hortensia konnte diese Partey eben so wenig gefallen. Denn sie liebte den Umgang, und war munter und lebhaft, der Herzog aber trieb seine Frömmigkeit und Andacht so weit, daß er darüber bey allen lächerlich ward.

Vorschlag, wegen einer Vermählung zwischen ihr und dem Herzog von Milleraye.

Der Abt von Choisi beschreibt seinen Character folgendergestalt. Seine Schultern waren nicht stark genug, das Glück und die Ehre zu ertragen, welche ihm durch die Verbindung mit einer Gemahlinn von so ungemeinen Eigenschaften, und von einem so grossen Reichthum zu Theil ward. Er war wankelmüthig, verdrießlich und mistrauisch, und eine unzeitige Andacht verdarb vollends das Gute, was etwa sonst noch bey ihm anzutreffen seyn mochte. Wie er einmal in seiner Gallerie spatzieren gieng, so nahm die Andacht

Character dieses Herzogs.

bey ihm so sehr überhand, daß er mit einem Hammer alle unschätzbare Statuen in Stükken schlug, welche zum Zierrath und zur Pracht dahin gesetzt worden. Wie ihn der König durch den Colbert nach der Ursache dieses seltsamen Verfahrens fragen ließ, so schützte er sein Gewissen für. Der König trieb diese Sache damals nicht weiter, wie er aber nach einiger Zeit auf einer Treppe des Louvre einen Hammer erblickte, so sagte er: Sehet, hier liegt ein Gewehr, welches der Herzog von Mazarin vortreflich zu gebrauchen weiß. Zu einer andern Zeit fiel der Herzog, da er den Bischof von Noyon bis an den Wagen begleitete, an dem Schlag der Carosse auf die Knie, und bat den Bischof um seinen Segen. Der Bischof, welcher nur Reisekleider trug, entschuldigte sich sehr lange, wie er sich aber nicht loswickeln konnte, so sagte er endlich: Mein Herr, weil ihr mit so vielem Eifer darauf dringet, sehet, so gebe ich euch mein Mitleiden.

So war die Person beschaffen, welche die Ehre genoß, mit einer Dame ehelich verbunden zu werden, die aller Augen auf sich zog, und um welcher willen der Cardinal unter den ansehnlichsten und vornehmsten Herren, die damals an dem französischen Hofe lebten, gleichsam die Musterung hielt, um ihr aus denselben einen würdigen Gemahl zu erwählen. Die Partey mit dem Herzoge von Millerave

lerave ward auf folgende Art zu Stande gebracht. Wie der Cardinal sein herannahendes Ende merkte, und dennoch gerne bey Zeiten die nöthigen Anstalten verfügen wollte, seinen Namen und sein Gedächtniß fortzupflanzen, so eröfnete er dem Bischof von Frejus, Zongi Ondedei, seine Gedanken, und überlegte mit ihm, was er für eine Partey treffen, und was für einen Gemahl er seiner Schwestertochter, der Hortensia geben sollte, durch welche er seinen Namen zu erhalten, und der er seinen Reichthum zuzuwenden gedächte. Madame Mazarin bezeugt in ihren Memoires, daß damals sowol der König in England, als der Herzog von Savoyen in Vorschlag gekommen. Weil aber der Herzog von Millerave dem Bischof von Frejus 50000 Thaler versprochen hatte, wenn er ihm in dieser Sache behülflich seyn könnte, so unterließ der Bischof nicht, den Herzog in seinem Ansuchen auf das kräftigste zu unterstützen, und brachte es endlich auch dahin, daß diese Partey geschlossen ward. Der Ehecontract war folgendergestalt abgefaßt. Millerave, sollte hinführo den Titel und Namen eines Herzogs von Mazarin führen, und, nebst seiner Gemahlinn der einzige Erbe des Cardinals seyn; auch nach dem Tode seiner Gemahlinn die ganze Erbschaft behalten. Sollte aber seine Gemahlinn ihn überleben, so ward derselben nur ein Einkommen von 600000 Gulden bestimmt. Das Beylager geschahe

Auf welche Art diese Partey geschlossen worden.

Millerave nimt den Titel eines Herzogs von Mazarin an.

den

den 26 Febr. 1661, da Madame Mazarin nur 15 Jahr zurück gelegt hatte. Wie die Partey geschlossen war, so muste sich der Bischof von Frejus mit einer blossen Danksagung abspeisen lassen, weil der Herzog sich nicht entschliessen konnte, eine so grosse Summe Geldes auszugeben, obgleich die Erbschaft sich auf zwanzig Million Gulden belief.

Der Cardinal starb einige Zeit hernach, und hinterließ einen erstaunlichen Reichthum, wodurch Madame Mazarin nach ihrem eignen Geständnisse die reichste, aber auch zugleich die unglückseligste Person in der Christenheit ward. Ihr Bruder und ihre Schwester, welche der Cardinal im Testamente übergangen hatte, betrübten sich nicht sonderlich über seinen Tod, sondern sagten, **gottlob, daß er gestorben ist.** Madame Mazarin selbst grämte sich nicht viel darüber, ob sie gleich in ihren Memoires dieses selbst an sich, als eine Undankbarkeit tadelt, und die darauf erfolgten unglücklichen und wiedrigen Begebenheiten als Strafen dieser Undankbarkeit ansieht.

Schlechter Ausfall dieser Ehe.

Sie merkte gleich, daß sie an dem Herzoge von Mazarin einen sehr unangenehmen und beschwerlichen Ehegatten erhalten hätte. Wie sie ihrer Schwester von der Bekümmerniß Nachricht gab, worinn sie durch diese Ehe versetzt worden, so erhielt sie keinen andern Trost, als diesen, crepa, crepa, das ist, **stirb aus Gram.** Sie erzählt es selbst, wie sie

sie von dem Herzoge in den ersten Jahren gehalten worden: Da der Herzog mich aus Furcht nicht in Paris lassen wollte, so nahm er mich in den drey ersten Jahren auf allen seinen Reisen mit. Dreymal muste ich ihn nach dem Elsaß, und eben so oft nach Bretagne begleiten, wenn er nach andern Oertern reisete, so muste ich bey ihm seyn, und bisweilen, wenn ich schwanger war, zweyhundert Meilen mit ihm zurück legen. Sobald ich nur mit einem von meinen Bedienten geredet hatte, so konnte ich versichert seyn, daß derselbe morgen seinen Abschied erhalten würde. Ja die Eifersucht des Herzogs gieng so weit, daß er nicht leiden konnte, daß sie eine besondre Neigung gegen ihre Mägde und Aufwärterinnen blicken ließ, und es schien also, daß er zulezt verlangte, daß sie niemanden als ihn allein ansehen sollte. Durch eine solche Aufführung erbitterte er die Herzoginn immer mehr, und unterwarf sich selbst einer grossen Nachrede. Aber er kehrte sich nicht daran, sondern wandte für, daß alles, was er thäte, zu ihrem eignen Besten geschehe, und daß er sie mehr als seinen eignen Ruhm liebe. Madame Mazarin bezeugt, daß sie dieses alles noch gerne ertragen wollen, wenn er sich nur nicht durch einige scheinheilige Leute regieren und verleiten lassen, erstaunliche Geldsummen

Schlechte Aufführung des Herzogs.

weg-

wegzugeben. Daher sie auch besorgte, daß ihr Sohn, welcher sonst der reichste Herr in Frankreich seyn könnte, durch eine solche Wirthschaft arm werden dürfte. Es scheint, daß diese Nachricht einigermassen vergrössert worden, weil sie von ihr selbst herrührt. Indessen aber bezeugen doch auch andre, daß dieser Herzog, ein sehr seltsamer Herr gewesen, und entschuldigen aus dieser Ursache, die darauf erfolgte Aufführung der Herzoginn. Sie ließ es im Anfange dabey bewenden, daß sie sich darüber sowol bey ihm selbst, als bey andern beschwerte, aber sie erhielt nur einen sehr schlechten Trost. Wie sie ihn endlich wieder nach dem Elsaß begleiten sollte, wo er Gouverneur war, so verließ sie ihn. Sie flohe zu der Gräfin von Soissons, ihrer Schwester; und nahm Edelgesteine mit, die auf 50000 Thaler geschätzt wurden. Diese Flucht verursachte ein grosses Aufsehen. Ihre Freunde bemüheten sich, sie wieder mit einander auszusöhnen, und es ward auch ein Vergleich auf folgende Bedingungen geschlossen, daß sie nicht gehalten seyn sollte, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Die Diamanten aber sollten dem Colbert zur Verwahrung übergeben werden. Madame Mazarin hielt sich inzwischen bald in diesem, bald in jenem Kloster auf. Der Herzog wandte alle Mühe an, sie zu bewegen, daß sie wieder zu ihm kommen möchte, und da er durch gute Worte nichts ausrichten konnte, so suchte er sie mit Gewalt

Erste Flucht der Madame von Mazarin.

zu entführen. Weil man aber dieses merkte, so gab man desto genauer auf alles acht, und der Herzog konnte also seinen Endzweck nicht erreichen. Insonderheit aber suchte der Herzog sich aus dieser Ursache ihrer Person zu bemächtigen, weil sie, wie die Jugend insgemein zu dergleichen lustigen Einfällen geneigt zu seyn pflegt, allerhand Possen in dem Kloster ausübte, da sie z. B. auch einmal die Gefässe anstatt des Weihwassers, mit Dinte anfüllen ließ, wodurch die Nonnen ihr Gesicht befleckten. Weil er aber merkte, daß es ihm schwer fallen würde, sie mit Macht zu entführen, so versuchte er es durch einen Proceß möglich zu machen. Die Sache kam für das Parlament, der König aber trat ins Mittel, und brachte es zu einem Vergleich, welcher in folgenden Puncten bestand, daß Madame Mazarin sich wieder nach ihrem Hause begeben sollte. Daselbst aber sollte es ihr freystehen, nach ihrem eignen Gefallen Bedienten anzunehmen. Es ward ihr auch zugelassen, gewisse Zimmer für sich allein zu bewohnen, und zugleich erhielt sie die Freyheit, dem Herzog auf seinen Reisen nicht zu folgen. Was die Theilung der Mittel und des Vermögens betraf, so sollte dieser Punct von den königlichen Ministern zu Stande gebracht werden.

Der Herzog erregt der Herzoginn einen Proceß.

Jedoch dieser Vergleich ward bald wieder aufgehoben, und konnte unmöglich von einer langen Dauer seyn, da die Gemüther so sehr von einander unterschieden waren. Madame Mazarin

zarin ließ kurz darauf ein Gerüste aufrichten, um auf demselben eine Comödie vorzustellen. Zwo Stunden vorher, ehe das Schaüspiel seinen Anfang nehmen sollte, fand der Herzog für gut, das Gerüste niederreissen zu lassen, und wandte für, es sey ein Festtag, welcher dadurch entheiliget würde. Ihre Freunde sahen dieses als eine neue Kriegserklärung an, indessen redeten sie doch beyde denselben Nachmittag eine Zeitlang höflich mit einander, ob sie sich gleich selbst bereits von Tisch und Bett geschieden hatten. Der Herzog aber konnte sich nicht lange in diesen Zustand schicken. Es gereuete ihn der getroffene Vergleich, und er hielt deswegen bey dem Könige an, daß die Schrift, welche desfalls abgefaßt worden, in Stücken möchte gerissen werden. Madame Mazarin gab auch ihre Einwilligung dazu, jedoch mit dieser Bedingung, daß der König sich nicht weiter in diese Hausstreitigkeit mengen möchte. Der König versprach dieses, und hielt sein Wort auch nachher stets unverbrüchlich. Der Herzog ließ hierauf allerhand Historien von dem unordentlichen Leben der Madame aussprengen, und weil sie besorgte, daß der König denselben Glauben beylegen möchte, so ließ sie sich durch eine Dame nach Hofe führen, von welcher sie dem Könige mit diesen Worten vorgestellet ward: **Hier ist die Sünderinn, von welcher man so viel Böses redet.** Der König aber bezeugte,

daß

daß er niemals das geringste davon geglaubt habe.

Nach aufgehobenen Vergleiche nahm der Proceß wieder seinen Anfang, und da Madame de Mazarin merkte, daß der Herzog viele Mitglieder des Parlaments gewonnen hatte, so versäumte sie an ihrer Seite auch nicht, sich Freunde zu erwerben. Sie war hierinn auch glücklich, und daher kann man um so viel weniger begreifen, aus welchen Ursachen sie zu der Zeit abermals auf den Entschluß gerathen, aus dem Reiche zu fliehen, und nach Italien zu gehen. Man muß daher glauben, daß sie durch den unüberwindlichen Abscheu, welchen sie gegen den Herzog gefaßt, allein dazu angetrieben worden.

Sie flieht zum andernmal.

Sie entflohe in einer männlichen Kleidung, welche sie, um desto weniger erkannt zu werden, angezogen, und hatte nur eine einzige eben so verkleidete Dame bey sich. Ihre erste Zuflucht nahm sie zu ihrem Bruder, dem Herzog von Nevers, welcher sie gleich in seine Carosse nahm, und an den Ort brachte, wo die ersten Pferde bereit stunden, sie weiter zu führen. Es waren auch bereits allenthalben, wo sie durchreisete, die Pferde bestellt. Diese Flucht geschahe im Junius 1667 in der Nacht, und damit niemand das geringste davon merken möchte: so musten ihre Damen an dem Tage vorher, allen denen, welche die Herzoginn besuchen wollten, zur Antwort geben, daß dieselbe wegen einer Unpäßlichkeit

 mit

mit niemanden sprechen könnte. Der Herzog erfuhr also auch die Flucht seiner Gemahlinn nicht eher, als in der folgenden Nacht. Sobald er aber nur davon unterrichtet worden, so begab er sich in der grösten Verwirrung nach Hofe, und ließ den König drey Stunden nach Mitternacht wecken, um denselben zu bitten, daß man der Herzoginn nachsetzen, und solche wieder einhohlen möchte. Der König aber antwortete, daß er sein einmal gegebenes Wort halten, und sich nicht weiter in die Streitigkeiten mischen wollte, welche der Herzog mit seiner Gemahlinn hätte. Und überdem würde es zu spät, und also vergebens seyn, der flüchtigen Herzoginn nachzusetzen. Denn dieselbe würde bereits einen so weiten Weg auf ihrer Reise zurück gelegt haben, daß man sie nicht wieder würde einhohlen können.

Wie der Herzog mit dieser Antwort abgewiesen worden, so begab er sich zu dem Colbert, welcher ihm rieth, unverzüglich, jemanden, dem er diese Sache anvertrauen könnte, mit dem Befehl abzufertigen, ihr alles einzuräumen, was sie verlangen würde, wenn sie wieder zurück kommen wollte. Inzwischen setzte die Herzoginn ihre Reise mit der grösten Eilfertigkeit fort, und jagte bisweilen zu Pferde, wenn sie mit dem Wagen nicht so geschwinde, als sie wünschte, fortkommen konnte. Sie veränderte ihren Habit nicht, sondern war stets wie ein Cavalier gekleidet, bis sie

zu

zu Nancy in Lothringen anlangte, da sie sich wieder in einem Frauenzimmerhabit sehen ließ. Der französische Resident am lothringischen Hofe begehrte zwar, daß man sie anhalten möchte, allein vergebens. Denn der Herzog nahm sie nicht nur in seinen Schutz, sondern gab ihr auch eine Garde, welche die Herzoginn nach der Schweitz begleiten muste. Aus der Schweitz begab sie sich nach Mayland, wo innerhalb sechs Wochen neun Couriers aus Paris bey ihr eintrafen. Sie erhielt dadurch die Nachricht, daß ihre Partey gegen den Herzog sehr stark geworden, und daß Turenne zu ihrem Vortheil mit dem Könige geredet habe.

Der Herzog von Mazarin wandte inzwischen alle Mühe an, zu erfahren, wer die Flucht der Herzoginn befördert, und wer davon Nachricht oder sonst Theil daran gehabt hätte. Er warf insonderheit einen Verdacht auf den Herzog von Nevers und den Chevalier de Rohan, und sein Mistrauen, in Absicht auf den letztern, war nicht ungegründet, weil ein Brief von der Madame Mazarin an den Chevalier de Rohan aufgefangen worden, woraus man nicht undeutlich schliessen konnte, daß eine gewisse unanständige Vertraulichkeit unter ihnen seyn müste. Die Herzoginn aber hat sich viele Mühe gegeben, diesen Verdacht zu zernichten, und zu zeigen, daß in dem Briefe nichts als Complimenten enthalten gewesen.

Madame Mazarin hielt sich nachher eine Zeitlang zu Rom auf, und begab sich endlich wieder nach Frankreich, obgleich der Herzog durch ein Parlamentsurtheil die Freyheit erhalten hatte, die Herzoginn, wo er sie antreffen könnte, in Verhaft nehmen zu lassen. Sie ward auf dieser Rückreise durch den Herzog von Nevers begleitet, in dessen Gesellschaft sie sechs Monate auf dem Wege zubrachte. Wie sie bis an die Gränzen von Frankreich gekommen war, so erfuhr sie die seltsame Historie, daß ihr Gemahl alle Statuen in seinem Pallast in Stücken geschlagen habe. Durch diese That zog sich der Herzog eine grosse Verachtung zu, und die Partey der Herzoginn ward dadurch vermehret. Sie ward auch daher so dreist, daß sie sich erkühnte, mit ihrem Bruder gerade nach Nevers zu reisen. Der Herzog von Mazarin bemühete sich sehr, ihr Verhalten auf dieser Reise auszuforschen, er machte auch Anstalt sie, vermöge des erhaltenen Parlamentsschlußes, abzuhohlen und wegzuführen. Die unaufhörlichen Beschuldigungen, welche dem Könige wegen ihrer schlechten Aufführung vorgebracht wurden, verursachten endlich, daß Se. Majest. mit ihr selbst, und zwar allein, zu reden verlangte, um zu hören was sie darauf antworten würde. Dieses geschahe auch, und der König versprach ihr, entweder einen vortheilhaften Vergleich mit dem Herzog zu vermitteln, oder ihr, wenn sie wieder eine Reise nach Italien antreten wollte, eine jährliche Pension von 24000 Gulden zu geben.

Jedoch,

Jedoch, Madame Mazarin war zu keinem neuen Vergleich mit ihrem Gemahl zu bewegen, und entschloß sich daher zu einer neuen Reise. Ihre Schwester, die in Italien mit dem Connetable von Colonna vermählt war, verließ ihren Gemahl zu eben derselben Zeit auch durch die Flucht, und diese beyden Schwestern begegneten sich in Frankreich. In einem Wirthshause, nicht weit von Lyon, trafen sie einen Menschen an, der allerhand neugedruckte Schriften herum trug, und ihnen eine Nachricht von ihrer eignen Aufführung, und von ihren seltsamen Begebenheiten verkaufte, welche ihnen eben nicht sonderlich angenehm seyn konnte. Man erzählt eine ähnliche Begebenheit von dem Jupiter, welcher seine eigenen Historien auf eine eben so unvermuthete Art erfahren. Merkur ward einmal von ihm nach Athen geschickt, ein Buch einbinden zu lassen. Der Buchbinder aber gab aus Versehen dem Merkur, der dasselbe, wie es fertig war, wieder abhohlen wollte, ein andres Buch, welches eben einen solchen Band hatte, und worinn die Liebesgeschichte des Jupiters beschrieben waren. Jupiter erhielt also von solchen Dingen Nachricht, die er nicht zu lesen gedachte.

Sie begiebt sich zuletzt nach England.

Endlich faßte Madame Mazarin den Entschluß, sich nach England zu begeben. Sie ließ sich auch endlich daselbst völlig nieder, und blieb bis an ihren Tod in diesem Königreiche. Insgemein gibt man für, daß sie diese Reise

 bloß

bloß aus der Ursache angetreten, weil sie ein Verlangen gehabt, ihre Anverwandtinn, die Herzoginn von Yorck zu besuchen. Andre aber glauben, daß sie nach England zu dem Ende eingeladen worden, um der Herzoginn von Portsmouth die Stange zu halten, welche eine Maitreße Carls des Andern war, und diesen König ganz eingenommen hatte. Niemand schien dazu bequemer zu seyn, als Madame Mazarin. Denn dieselbe übertraf die Herzoginn von Portsmouth nicht nur an Verstand, sondern auch an Schönheit, und man wuste, daß der König Carl, wie er noch in der Irre herum schwebte, eine grosse Neigung zu ihr getragen hatte. Ihre Ankunft war dem Könige sehr angenehm, und er gab ihr gleich eine Pension von 4000 Pfund Sterling. Wie aber eben damals auch der Prinz von Monaco nach England kam: so hielt sie sich zu sehr zu denselben, daß sie darüber die Rolle zu spielen vergaß, welche sie auf sich genommen hatte. Der König ward daher auch so kaltsinnig gegen sie, daß er die ihr beygelegte Pension wieder aufhob. Auf Anhalten ihrer Freunde, erhielt sie endlich doch diese Pension wieder, wodurch sie in den Stand gesetzt ward, sich ihrer Geburt und Vermählung gemäß aufzuführen. Ihr Pallast war der Sammelplatz, woselbst die ansehnlichsten und vornehmsten Personen aus ganz England zusammen kamen. Die grösten Herren, die fremden Minister, und die artigsten Damen funden

Ihre Aufführung in diesem Reiche.

den sich täglich daselbst ein. Und weil Madame Mazarin sehr viele Zeit auf Lesung guter Schriften angewandt hatte: so war ihr Pallast auch mit gelehrten Männern angefüllet, welche täglich von der Philosophie, von der Historie, von der Religion, von der Sprache und Dichtkunst die nützlichsten Unterredungen anstellten. Diese gelehrten Gesellschaften haben dem berühmten St. Evremond zu mancher Schrift Gelegenheit gegeben.

Ihr Pallast ist einer Akademie ähnlich.

Ihr Pallast war also einer berühmten und prächtigen Akademie ähnlich, worinn die gelehrtesten und wichtigsten Materien abgehandelt wurden. Dieses währte bis 1682 in welchem Jahre Morin das bekannte Spiel, welches Baßette genannt wird, nach England brachte. Denn da Madame Mazarin an diesem Spiele einen Gefallen fand: so wurden die gelehrten Gesellschaften, welche bisher in ihrem Pallaste gehalten worden, in Spielversammlungen verwandelt, worüber der oben bereits angeführte St. Evremont sich in verschiedenen Gedichten beklagt. Indessen hörten doch die gelehrten Unterredungen nicht gänzlich auf. Denn man findet, daß die Streitigkeit, welche 1692 in Frankreich wegen der alten und neuen Schriftsteller entstand, in ihrem Hause genau untersucht worden.

Nach dem Tode Karls des andern behielt sie unter seinem Bruder und Nachfolger, dem König Jacob, eben dieselbe Pension und Ehre, welche sie unter der vorigen Regierung genos-

sen hatte. Der König Wilhelm erzeigte ihr gleichfalls grosse Gnade, und nahm sie nicht nur in Schutz, wie das englische Parlament verlangte, daß sie sich aus dem Reiche begeben sollte, sondern er gab ihr auch eine jährliche Pension von 2000 Pfund Sterling.

Ihr Tod. Endlich starb diese berühmte Dame zu Chelsey in England 1699, da sie 53 Jahr erreichet hatte. Man kann nicht läugnen, daß ihr Leben in verschiedenen Stücken unordentlich gewesen. Viele aber entschuldigen ihre Aufführung, welche sie gegen den Herzog von Mazarin blicken lassen, weil sie an demselben einen sehr wiedrigen und beschwerlichen Ehegatten erhalten; und dieser Herzog einer von den seltsamsten Herren zu den damaligen Zeiten gewesen. Sie besaß übrigens so viele und so grosse Eigenschaften, daß sie als eine Zierde des weiblichen Geschlechts zu ihren Zeiten angesehen ward.



Ver-

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Vergleichung.

Daß diese beyden Damen hier zusammen gefügt worden, ist allein deswegen geschehen, weil ich unter dem Frauenzimmer, deren Unternehmungen eine Materie zur Geschichte geben, keine bequemere finden können. Wenn man bey der Ausschmückung eines Hauses, wegen Mangel der Zierrathen und des Hausgeräths keine Aehnlichkeit und Symmetrie beobachten kann, so pflegt man den einen Pfeiler mit einem Spiegel, den andern mit einer Lampe, und den dritten mit einem Gemählde zu bekleiden, damit keine Stelle blos und unbesetzt bleiben möge. Und in eben diesen Umständen befinde ich mich hier auch. Wenn man die Abkunft dieser beyden Damen ansieht, so bemerkt man unter beyden einen grossen Unterscheid. Mademoiselle de Montpensier war eine gebohrne königliche Prinzeßinn. Hortensia aber konnte sich keines andern Vorzugs rühmen, als daß sie die Schwestertochter eines Kardinals war, oder daß sie, welches nach dem dänischen Sprichworte für ein Glück zu schätzen, den Bischof zum Mutterbruder hatte. Die erste war also in Absicht auf die Geburt, gleichsam ein Stern, der durch sein natürliches und eignes Licht strahlet. Die letzte aber war dem Mond oder einem dunklen Körper ähnlich, welcher seinen Glanz von andern entlehnet. In ihrem Leben bemerkt man eben so wenig eine grosse Ue-

bereinstimmung, welche auch wegen der Ungleichheit des Standes nicht statt haben kann. Weil Mademoiselle eine gebohrne königl. Prinzeßinn war, und einen mehr als königlichen Ehrgeitz besaß: so zeigt sie sich als die Hauptperson in allen Auftritten der Tragödie, welche während der Minderjährigkeit Ludwig des vierzehnten gespielt ward. Hortensia war hingegen in ihren ersten Jahren, wie eine Maschine, und hatte keinen freyen Willen. Zuerst stand sie unter der Vormundschaft eines mächtigen Mutterbruders, und hierauf ward sie mit einem seltsamen Herrn durch das Band der Ehe vereiniget, welcher jeden Schritt beobachtete, und auf jeden Blick, den sie that, eifersüchtig war. Man kann also in dieser ganzen Zeit nichts anders von ihr sagen, als daß sie zu zeitig und wider ihren Willen vermählet worden. In Absicht aber auf Ehesachen geben diese beyde Damen eine gleich reiche Materie zur Geschichte, obgleich eine jede besondere Schicksale in diesem Stücke erlebt hat. Sie können beyde als verzweifelnde Personen in Tragödien und Romanen angeführt und vorgestellt werden.

Und zwar die erste, weil sie den verlassen muste, den sie doch liebte, und die andre, weil sie denjenigen zu lieben gezwungen ward, den sie doch verabscheuete. Es ist schwer zu bestimmen, welche Art des Zwangs, wenn man in diesem Falle entweder etwas gebietet, oder untersagt, die stärkste Wirkung habe, und die betrübtesten Folgen nach sich ziehe. Man bemerkt an der einen Seite, daß die französische Prinzeßinn, welche

welche sonst sehr hochmüthig und ehrgeitzig war, in die äusserste Niedrigkeit und Schwachheit verfallen, daß sie Ströme von Thränen vergossen, und einen Fußfall gethan, um die Bewilligung zur Verbindung mit der von ihr geliebten Person zu erhalten. Auf der andern Seite sieht man, daß die italiänische Herzoginn, Haus, Kinder, Vaterland, und königliche Mittel verlassen, und von Allmosen und Pensionen, ausserhalb Landes gelebt, um nur von der Person geschieden zu werden, welche sie haßte. Man lernt aus der Geschichte der Hortensia, wie übel Eltern und Vormünder verfahren, wenn sie ihre Kinder und andre, die ihrer Fürsorge anvertrauet sind, mit Gewalt zu einer ehelichen Verbindung zwingen, die ihrer Neigung entgegen ist, weil ein solcher Zwang zu dem grösten Unglück, zur Untreu, und zu allerhand Sünden und Ausschweifungen Anlaß gibt. Niemand kann das unordentliche Leben der Herzoginn füglich entschuldigen. Denn ob gleich der Herzog von Mazarin nach der Meynung aller vernünftigen Leute verdiente, daß ihm seine Gemahlinn untreu ward: so kann man deswegen doch die Herzoginn nicht frey sprechen. Dieses einzige kann man sagen, daß ihr Gemahl, weil sie mit Gewalt und gleichsam mit den Haaren zum Brautbette gezogen worden, kein Recht gehabt, sich über seine Hörner zu beschweren, weil er sich durch eine so gewaltsam vollzogene Ehe gleichsam stillschweigend verbunden, dieselben mit Geduld zu tragen. Die Historie der Mademoiselle zeigt, daß die Damen unrecht handeln, welche in ihren blühenden Jahren, da sie viele Freyer haben, und sich aus denselben nach eignem Gefallen, einen erwählen können,

nen, gar zu lange warten, und mit ihrer Entschliessung nicht eher fertig werden, als bis der Glanz der Jugend verschwunden ist. Denn ein Kaufmann muß oft seine Waaren um den halben Preis abstehen, wenn er solche gar zu lange liegen läßt. Manche müssen, weil sie die Gelegenheit versäumt, die Sachen nach dem Gewichte zu Kauf bieten, welche sie sonst, wenn sie sich eher entschlossen, stückweise mit Vortheil hätten verkaufen können. Eine Höckerfrau muß umsonst rufen; Alle diese Aepfel für einen Schilling, weil sie dieselben so lange aufgehoben, bis sie von den Würmern angefressen worden. Man sieht gleichfalls aus verschiedenen Beyspielen, daß eine Jungfer, wenn sie sich gar zu lange bedenkt, endlich genöthiget wird, besser Kauf zu geben, und denjenigen zu nehmen, den sie nur bekommen kann, da sie doch vorher, welchen sie nur gewünscht, zum Gemahl hätte erhalten können. Die Liebeskrankheit, und die Begierde zu heyrathen, überfällt die Jungfern öfters wie ein schnelles Fieber, und es kann gar leicht geschehen, daß sie anfangen zu brennen, wenn die Freyer anfangen zu frieren. Eine Jungfer wird daher oft genöthiget, selbst die Stelle eines Freyers zu vertreten, und ist bisweilen so unglücklich, daß sie vergebens um denjenigen anhält, den sie vorher am meisten verachtet. Eine Jungfer ist, wie eine Blume, allerhand Zufällen unterworfen, und was diese Zufälle nicht verändern, das bewerkstelliget das Alter mit der Zeit. Wenn es gewöhnlich wäre, die Schönheit einer Jungfer, wie ein Haus, jährlich zu besichtigen: so würde man bey einem jeden Jahre eine Veränderung und Abnahme

nahme bemerken. Das schlimste ist, daß die Schönheit der Jungfern nicht, wie ein Haus, kann ausgebessert und wieder hergestellet werden; daher muß diejenige, welche sich im Anfange mit ihrer vortreflichen Bildung gebrüstet, wenn ihre Schönheit abnimt und eine Veränderung leidet, ihren Platz andern überlassen, und es trift alsdenn ein, was man in unserm Weihnachtspiel zu sagen pflegt: Steht auf, ihr Dornen, und lasst die Rosen sitzen. So ergieng es dieser Dame auch, wie andre wollten, so wollte sie nicht, und wie sie wollte, so wollten andre nicht, und daher ward diese Fürstinn, welcher vorher Könige und Fürsten zu geringe gewesen, endlich genöthiget, sich gleichsam selbst einer Person anzubieten, welche weder dem Stande noch den Verdiensten nach, sich von einer so grossen Partey hätte dürfen träumen lassen. Ich übergehe hier noch eine andre Wirkung, welche daraus entstehet, weil die Skribenten in diesem Stücke nicht alle mit einander übereinstimmen.

Man sieht also, daß diese beyde Damen, obgleich eine jede auf ihre Art, zu Liebesgeschichten Materie gegeben. Sie waren sonst in keinem Stücke, als allein in der Gelehrsamkeit, und in einem hohen und erhabenen Geiste, einander ähnlich, wodurch sie zugleich vor allen andern Damen, die zu ihren Zeiten gelebt, billig den Vorzug behaupten. Mademoiselle war ein Schmuck aller gelehrten Zusammenkünfte, und der Pallast der Hortensia in London, war einer Akademie ähnlich. Beyde haben sich auch durch Schriften berühmt gemacht, und unter den Schriftstellern der

dama=

damaligen Zeiten einen Platz erworben, insonderheit Mademoiselle, deren Aufsätze und Gedanken über verschiedene Materien in 8 Theilen gesammlet worden. Uebrigens bestand die Philosophie dieser beyden Damen mehr in der Theorie als in der Ausübung, und sie redeten mehr von der Tugend, als daß sie sich hätten bemühen sollen, dieselbe in Uebung zu bringen. Aber wir haben leider auch unter den Männern viele Weltweisen, von denen man sagen kann: Die Stimme ist Jacobs Stimme, aber die Hände und Thaten sind Hände und Thaten des Esau.

Ende des ersten Theils.

